

Jules Verne

Der Archipel in Flammen

Mit 48 Illustrationen von Léon Benett
und 1 Karte



Titel der Originalausgabe:
L'Archipel en feu (Paris 1884)

Nach zeitgenössischen Übersetzungen
überarbeitet von Günter Jürgensmeier





1. KAPITEL
Ein Schiff in Sicht

Am 28. Oktober 1827 gegen 5 Uhr abends bemühte sich ein kleines levantinisches Fahrzeug, noch vor Einbruch der Nacht den Hafen von Vitylo, am Eingang des Golfs von Coron, zu erreichen.

Dieser Hafen, das Oetylos Homers, liegt an einer der tiefen Einbuchtungen, die aus dem Ionischen und Ägäischen Meer das Platanenblatt ausschneiden, mit dem man das südliche Griechenland so trefflich verglichen hat. Dieses Blatt nimmt der alte Peloponnes, das Messene der Griechen unserer Tage, ein. Die erste dieser Ausbuchtungen bildet im Westen der Golf von Coron, der sich zwischen Messene und Laconia öffnet. Die zweite, der Golf von Marathon, der die Küste des ernsten Laconia tief einschneidet. Die dritte, der Golf von Nauplia, dessen Gewässer Laconia und Argolis scheiden.

Zu dem ersten der drei Golfe gehört der Hafen von Vitylo. An der Ostküste, im Hintergrund einer unregelmäßigen Bai liegend, reicht er bis an die letzten Ausläufer des Taygetos heran, dessen Bergkämme das Skelett des Hinterlands bilden. Die Sicherheit seines Ankergrunds, der bequeme Verlauf der Einfahrtsstraßen und die ihn umgebenden Höhen machen ihn zu einem der besten Zufluchtshäfen dieser von allen Winden der südlichen Meere unausgesetzt gepeitschten Küste.

Das Fahrzeug, das bei ziemlich frischer Nordnordwestbrise sehr dicht am Wind segelte, konnte von den Hafendämmen Vitylos nicht erkannt werden, da es noch eine Entfernung von 6 bis 7 Meilen von dort trennte. Da das Wetter aber ausgezeichnet klar war, hob sich doch der Rand seiner oberen Segel deutlich von dem leuchtenden Hintergrund des äußersten Horizonts ab.

Was aber von unten nicht sichtbar war, konnte doch von oben, das heißt von dem Gipfel der Höhenzüge, gesehen werden, die das Dorf umgrenzen. Vitylo ist in Gestalt eines Amphitheaters auf abschüssigen Felsen erbaut, welche die alte Akropolis von Kelapha verteidigt. Darüber erheben sich noch einige alte, zerfallene Türme von jüngerem Ursprung als jene merkwürdigen Überreste eines Tempels der Seraphis, dessen Säulen und Kapitelle von ionischer Ordnung noch heute die Kirche von Vitylo zieren. Neben jenen Türmen stehen auch noch zwei oder drei kleine, wenig besuchte Kapellen, in denen fromme Mönche den Kirchendienst versehen.

Es ist hier wichtig, auf die Bezeichnung »den Kirchendienst versehen« und selbst auf die Qualifikation eines Mönches, welche diese Geistlichen der messenischen Küste sich zulegen, zu achten. Einer von ihnen, der soeben seine Kapelle verließ, wird sogleich dem Leser näher vor Augen treten.

Zu jener Zeit war die Religion in Griechenland noch ein eigentümliches Gemisch von heidnischen Sagen und christlichen Glaubenssätzen. Viele Gläubige betrachteten die Gottheiten des Altertums noch gewissermaßen als Heilige der neuen Religion. In der Tat, wie das Henry Belle schildert, vermengen sie die Halbgötter mit den Heiligen, die Kobolde der bezaubernden Täler mit den Engeln des Paradieses und rufen ebenso die Sirenen und Furien an, wie sie noch Brotopfer darbringen. Diese Umstände haben ge-

wisse merkwürdige Gebräuche eingeführt, die andere zum Lachen reizen, während die Geistlichkeit große Mühe hat, dieses wenig orthodoxe Chaos zu entwirren.

Während des ersten Viertels dieses Jahrhunderts – es ist einige 50 Jahre her und die Zeit, mit der unsere Erzählung beginnt – war der Klerus der griechischen Halbinsel noch unwissender, und die sorglos dahinlebenden, naiven, zutraulichen Mönche, »gute Kinder«, schienen sehr wenig geeignet, die von Natur abergläubische Bevölkerung auf die rechten Wege zu leiten.

Und wenn diese niederen Kirchendiener nur allein unwissend gewesen wären! In gewissen Gegenden Griechenlands aber, besonders in den wilden Distrikten von Magne, scheuten die armen Teufel, von Natur und aus Not schon Bettler und gierig auf die paar Drachmen, die mitleidige Reisende ihnen zuwarfen, ohne alle Beschäftigung, außer etwa der, den Gläubigen das gefälschte Bildnis eines Heiligen zum Kuß darzureichen oder ein ewiges Licht in irgendeiner Grotte zu unterhalten, dazu verstimmt über den geringen Ertrag ihrer Pfründen, der Beerdigungen und der Taufen, nicht davor zurück, die Auflauerer – und was für Auflauerer – im Sold der Bewohner des Küstengebiets zu spielen.

Die Seeleute von Vitylo, die am Hafen umherlungerten wie die Lazzaronis, die gleich mehrere Stunden Ruhe brauchten, um sich von der Arbeit einiger Minuten zu erholen, erhoben sich doch rasch, als sie einen ihrer Mönche, die

Arme heftig bewegend, schnellen Schritts nach dem Dorf hinabsteigen sahen.

Es war ein Mann von 50 bis 55 Jahren, der nicht nur dick, sondern fett war von jenem Fett, das der Müßiggang erzeugt, und dessen schlaue Physiognomie nur sehr mittel-mäßiges Vertrauen einzuflößen vermochte.

»Was gibt's denn, Vater, was ist denn los?« fragte einer der Seeleute, der ihm entgegenging.

Der Vityliner sprach mit so näselndem Ton, daß man Nason hätte für einen Vorfahren der Hellenen halten können, und dazu jene maniatische Mundart, in der sich das Türkische mit dem Italienischen mischte, als rühre es aus der Zeit des Turmbaus von Babel her.

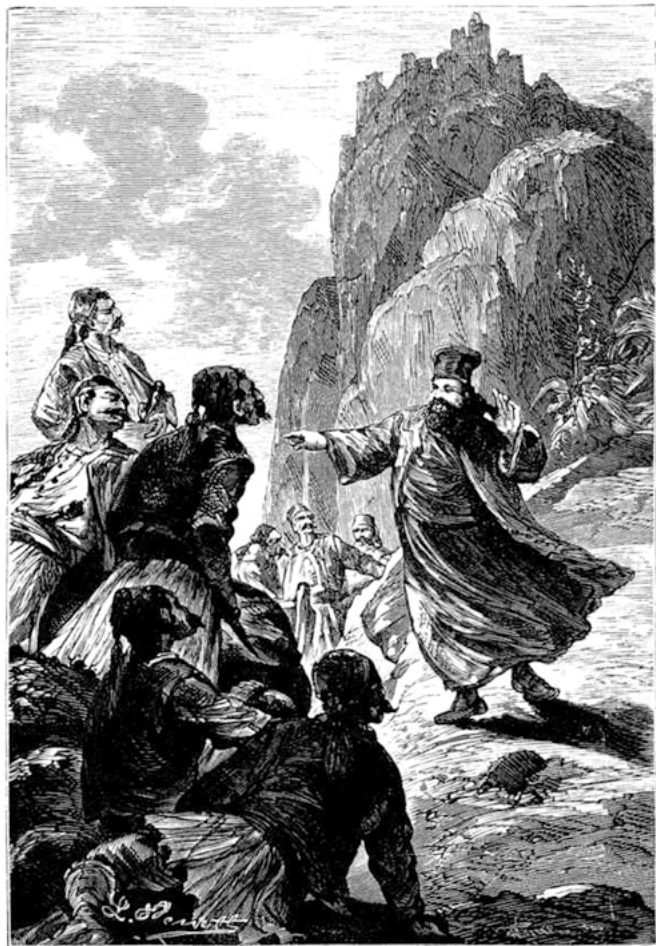
»Haben die Soldaten Ibrahims etwa die Höhen des Taygetos besetzt?« fragte ein anderer Seemann mit sehr sorgloser Geste, die nicht gerade viel Patriotismus verriet.

»Wenn's nicht gar Franzosen sind, mit denen wir es zu tun haben«, erwiderte der erste Sprecher.

»Na, die sind einander wert!« bemerkte ein dritter.

Diese Äußerung bewies, daß der Kampf, der damals gerade am heftigsten wütete, die Bewohner des untersten Peloponnes nur sehr wenig berührte, sehr verschieden von den Maniaten des Nordens, die sich im Unabhängigkeitskrieg so rühmlich hervortaten.

Der dicke Geistliche vermochte aber weder dem einen noch dem andern Antwort zu geben. Er war vom Herabklettern über die steilen Abhänge noch ganz außer Atem. Seine asthmatische Brust keuchte. Er wollte sprechen, konnte es



aber nicht. Einer seiner Ahnen im alten Hellas, der Soldat von Marathon, hatte doch wenigstens, noch ehe er starb, den Sieg des Miltiades verkünden können. Doch es handelte sich hier weder um Miltiades noch um den Kampf der Athener gegen die Perser. Es waren kaum Griechen, diese verwilderten Bewohner der untersten Spitze von Magne.

»So sprich doch, Vater, sprich doch!« rief der alte Seemann namens Gozzo, der sich ungeduldiger als die anderen gebärdete, als hätte er schon erraten, was der Mönch verkünden wollte.

Endlich hatte dieser sich wieder etwas beruhigt. Da streckte er die Hand nach dem Horizont aus und rief:

»Ein Schiff in Sicht!«

Auf diese Meldung hin sprangen die Tagediebe alle auf, klatschten in die Hände und stürmten nach einem Felsen, der den Hafen überragte. Von hier aus konnten sie das Meer in weitem Umkreis sehen.

Ein Fremdling hätte glauben können, daß diese Bewegung nur hervorgebracht würde durch das Interesse, das jedes von der See herkommende Fahrzeug naturgemäß Seeleuten einflößen muß, die so etwas ja besonders angeht. Das wäre aber eine falsche Annahme gewesen oder war es vielmehr; wenn dies ein Interesse dieser Leute aufzustacheln vermochte, war das doch eines ganz spezieller Art.

In der Tat ist Magne, jetzt wo wir diese Erzählung niederschreiben – nicht zur Zeit, als die darin geschilderten Vorfälle sich ereigneten – noch immer ein von Griechenland halb abgesonderter Landstrich, ein unabhängiges Kö-

nigreich, geschaffen durch den Beschluß der europäischen Großmächte, die 1829 den Vertrag von Adrianopel unterzeichneten. Die Maniaten, oder wenigstens diejenigen von ihnen, die auf den verlängerten Landausläufern zwischen den Golfen wohnen, sind noch halbe Barbaren geblieben, die sich mehr um ihre persönliche Freiheit als um die des Landes kümmern. Diese äußerste Zunge des unteren Moreas ist von jeher auch kaum zur Botmäßigkeit zu bringen gewesen. Weder die türkischen Janitscharen, noch die griechischen Gendarmen haben sie zu bezwingen vermocht. Streitsüchtig und rachbegierig, oft in Familienzwistigkeiten verwickelt, die nur durch Blut ausgetragen werden können, Räuber von Geburt und doch gastfreundlich, Mörder, wenn der Raub einen Mord bedingt, nennen sich deshalb die rohen Bergvölker nicht weniger die direkten Nachkommen der Spartaner; aber eingeschlossen in die Verzweigungen des Taygetos, in dem man zu tausenden jene kleinen Befestigungen oder »Pyrgos«, die kaum zu erklimmen sind, findet, spielen sie gar zu gern die zweifelhafte Rolle jener Wegelagerer des Mittelalters, die ihre Feudalrechte mit Dolch und Pistole übten.

Wenn die Maniaten zur Stunde auch noch halb wild sind, so mag man sich vorstellen, was sie vor nun 50 Jahren sein mochten. Ehe die Kreuzfahrten der Dampfschiffe ihren Raubzügen zur See ein Ende machten, traten sie während des ersten Viertels dieses Jahrhunderts als die verwegenen Seeräuber auf, die die Handelsfahrzeuge in allen Handelsplätzen des Morgenlands nur zu fürchten hatten.

Gerade der Hafen von Vitylo erschien durch seine Lage am Ende des Peloponnes, am Eingang zweier Meere, durch die Nähe der den Seeräubern wohlbekannten Insel Cerigotto, höchst geeignet, sich allen Übeltätern zu öffnen, die den Archipel und die benachbarten Gegenden des Mittelmeers unsicher machten. Der Zentralpunkt der Bewohnerschaft dieses Teils von Magne hieß speziell das Land von Kakovonni, und die Kakovonnioten, die zu beiden Seiten der Landspitze siedelten, die mit dem Kap Matapan ausläuft, hatten es bequem, ihre Untaten auszuführen. Auf dem Meer überfielen sie die Schiffe; ans Land lockten sie sie durch falsche Signale. Überall plünderten und verbrannten sie sie. Ob deren Besatzung nun eine türkische, maltesische, ägyptische oder selbst eine griechische war, das kümmerte sie nicht; sie wurde ohne Erbarmen niedergemetzelt oder nach den Barbareskenstaaten in die Sklaverei verkauft. Gab es einmal eine Zeitlang nichts zu tun, und wurden die Küstenfahrer in der Bucht von Cerigo oder dem Kap Gallo seltener, so stiegen öffentliche Gebete auf zum Gott der Stürme, damit dieser sich herabließe, ein Schiff von großem Tonnengehalt und mit reicher Ladung in ihre Hand zu geben. Die Mönche schlugen es auch nicht ab, diese Gebete zum Nutzen ihrer Gläubigen zu zelebrieren.

Jetzt hatte es seit mehreren Wochen nichts zu plündern gegeben. Kein Schiff war an der Küste von Magne angelaufen. Deshalb verursachte es einen wirklichen Freudentausch, als der Mönch jene von asthmatischem Keuchen unterbrochenen Worte ausgerufen hatte:





»Ein Schiff in Sicht!«

Sofort erschallten die dumpfen Schläge des Simanders, einer Art Glocke aus Holz mit eisernem Klöppel, die in den Provinzen in Gebrauch ist, wo die Türken die Verwendung von metallenen Glocken nicht zuließen. Die klanglosen Schläge genügten jedoch, die habgierige Bevölkerung zusammenzurufen, Männer, Frauen, Kinder, herrenlose furchtbare Hunde, alle begierig zu plündern und wenn nötig zu morden.

Inzwischen verhandelten die auf dem Felsen vereinigten Vityliner mit großer Lebhaftigkeit. Welche Art Fahrzeug war es, das der Mönch ihnen meldete? Mit der nordnordwestlichen Brise, die beim Einbruch der Nacht noch auffrischte, glitt das Schiff mit Backbordhalsen schnell dahin. Es schien möglich, daß es beim Lavieren Kap Matapan ziemlich streifte. Seinem Kurs nach schien es aus der Gegend von Kreta zu kommen. Schon begann sein Rumpf sich zu zeigen über dem weißen Kielwasser, das es hinter sich ließ; seine Segel alle bildeten jedoch für das Auge eine unkenntliche Masse. Es war also schwierig zu sagen, welcher Klasse das Fahrzeug angehören möge, was auch die verschiedensten, von einer Minute zur andern sich widersprechenden Äußerungen veranlaßte.

»Es ist eine Schebeke«, erklärte einer der Seeleute, »ich sehe ihre viereckigen Segel am Fockmast!«

»Nein«, erwiderte ein anderer, »es ist eine Pinke! Man sieht ja den erhöhten Achter und starkgekrümmten Vordersteven!«

»Schebeke oder Pinke! Wer könnte die auf eine solche Entfernung unterscheiden?«

»Sollte es nicht vielmehr eine Polake mit viereckigen Segeln sein«, bemerkte ein anderer Seemann, der aus den halbgeschlossenen Händen sich eine Art Fernrohr gemacht hatte.

»Gott helfe uns!« antwortete der alte Gozzo. »Polake, Schebeke oder Pinke, jedenfalls sind's drei Masten, und drei Masten sind allemal besser als zwei, wenn sich's darum handelt, hier bei uns mit einer tüchtigen Ladung Wein aus Candia oder mit Stoffen aus Smyrna zu landen!«

Nach dieser weisen Bemerkung blickten alle mit noch größerer Aufmerksamkeit hinaus.

Das Schiff näherte sich und schien allmählich zu wachsen; weil es aber so dicht am Wind fuhr, konnte man es nicht von der Seite sehen. Es wäre also schwierig gewesen, zu sagen, ob es zwei oder drei Masten führte, das heißt, ob sein Tonnengehalt ein größerer oder ein geringerer sein werde.

»Oh, das Unglück verfolgt uns, und der Teufel hat sein Spiel!« rief Gozzo, indem er noch einen Fluch hinzusetzte, mit dem er alle Sätze zu verstärken pflegte. »Das Ding ist weiter nichts als eine Feluke ...«

»Oder gar nur eine Speronare!« rief der Mönch nicht weniger enttäuscht als seine Zuhörer.

Daß diese beiden Bemerkungen mit nicht sehr wohlwollenden Rufen aufgenommen wurden, braucht wohl kaum versichert zu werden. Aber welcher Art das Fahrzeug auch war, so konnte man doch schon beurteilen, daß es höchst-

tens 100 bis 150 Tonnen messen konnte. Freilich kam es ja nicht auf die Menge der Ladung an, wenn sie wertvoll war. Man trifft einfache Feluken oder selbst Speronaren, die eine Fracht an kostbaren Weinen, feinen Ölen oder teuren Geweben führen. In solchen Fällen lohnt sich die Mühe schon, sie zu plündern, denn sie geben oft reiche Beute für geringe Mühe. Zu verzweifeln war also noch nicht. Dazu entdeckten die älteren Leute der Bande, daß das Schiff ein gewisses elegantes Äußeres hatte, das, langjähriger Erfahrung nach, immerhin zu seinen Gunsten sprach.

Schon begann die Sonne hinter dem Horizont im Westen des Ionischen Meeres zu verschwinden; die Oktoberdämmerung mußte jedoch noch 1 Stunde lang hinreichendes Licht verbreiten, um das Schiff vor Einbruch völliger Dunkelheit zu erkennen. Nachdem es Kap Matapan umsegelt hatte, wendete es sich um zwei Viertel, um besser in den Golf einlaufen zu können, und zeigte sich damit den Beobachtern in bequemer Stellung. Gleich nachdem dies geschehen, entfuhr auch schon den Lippen des alten Gozzo das Wort »Sacoleve«!

»Eine Sacoleve!« wiederholten seine Genossen, die ihrem Unmut durch rohe Flüche Luft machten.

Über den Gegenstand wurde indessen nicht weiter gesprochen, weil Zweifel darüber nicht obwalten konnten. Das Fahrzeug, das dem Golf von Coron zusteuerte, war sicherlich eine Sacoleve. Übrigens taten die Leute aus Vitylo sehr unrecht, gleich über Unglück zu klagen. Es ist gar nicht

selten, daß man gerade auf diesen Sacoleven sehr kostbare Ladungen antrifft.

Man bezeichnet mit diesem Namen übrigens ein levantinisches Fahrzeug von mittlerem Tonnengehalt, dessen Verdeck einen gedrückten Bogen bildet, indem es sich nach hinten zu ein wenig erhebt. Auf seinen schlanken Masten trägt es mannigfaches Segelwerk. Der stark nach vorn geneigte, in der Mitte stehende Großmast hat gewöhnlich ein lateinisches Segel, ein Not-, ein Mars- und ein Toppsegel. Zwei Klüversegel vorn, zwei sehr spitze an den beiden Hintermasten vervollständigen seine Takelage, die ihm einen auffallenden Anblick verleiht. Die lebhaften Farben des Rumpfs, die Ausbiegung des Vorderstevens, die Verschiedenheit der Maste, die fantastische Gestalt seiner Segel selbst stempeln es zu einem der merkwürdigsten Muster jener schlanken Fahrzeuge, die man zu hunderten in den engen Wasserstraßen des Archipels manövrieren sieht. Es gewährte einen wirklich schönen Anblick, das leichte Fahrzeug sich bäumen und mit der Welle wieder aufrichten zu sehen, wenn es sich mit weißem Schaum bekränzte oder mühelos fast hüpfte wie ein ungeheurer Vogel, dessen Flügel das Meer streiften und dessen Gefieder in den letzten Strahlen der Abendsonne schimmerte.

Obwohl die Brise auffrischte und der Himmel sich allmählich mit »Wasserhosen« bedeckte – ein Name, den die Levantiner gewissen Wolken ihres Himmels zulegen – verminderte die Sacoleve ihre Segelfläche doch nicht im min-

desten. Sie hatte sogar das Toppsegel beibehalten, das ein minder kühner Seemann gewiß schon hätte reefen lassen.

Offenbar lag es in der Absicht des Kapitäns, an Land zu gehen und nicht etwa die Nacht auf dem schon ziemlich bewegten Meer, das noch aufgeregter zu werden drohte, zuzubringen.

Wenn die Seeleute von Vitylo nun nicht mehr in Zweifel sein konnten, daß die Sacoleve in einen Hafen einlief, so fragten sie sich doch, ob sie gerade in ihrem Hafen anlegen würde.

»Ah«, rief einer von ihnen, »man möchte meinen, daß sie sich immer nur am Wind zu halten, aber nicht einzu-
laufen suchte.«

»Da soll sie der Teufel ins Schlepptau nehmen!« versetzte ein anderer. »Sollte sie wirklich nur lavieren und wieder auf die hohe See gehen?«

»Steuert sie überhaupt auf Coron zu?«

»Oder vielleicht auf Kalamata?«

Beide Voraussetzungen hatten etwa gleichviel für sich. Coron ist ein von Handelsfahrzeugen der Levante stark besuchter Hafen der maniatischen Küste, wo ein bedeutender Ausfuhrhandel von Öl aus dem südlichen Griechenland stattfindet. Dasselbe gilt für Kalamata am Grund des Golfs, dessen Basare mit Manufakturwaren, Stoffen oder Geschirren gefüllt sind, die von Westeuropa hier eingeführt werden. Es war also möglich, daß die Sacoleve nach einem dieser zwei Häfen bestimmt war, ein Umstand, der die raub- und plünderungslüsternen Vityliner sehr enttäuschte.

Während sie so mit ziemlich interessierter Aufmerksamkeit beobachtet wurde, glitt die Sacoleve rasch vorwärts. Bald befand sie sich auf der Höhe von Vitylo. Jetzt mußte ihr Schicksal sich entscheiden. Wenn sie noch weiter auf den Hintergrund des Golfs zuhielt, mußten Gozzo und seine Spießgesellen jede Hoffnung, sich ihrer zu bemächtigen, aufgeben. Selbst wenn sie sich in ihre schnellsten Boote warfen, hatten sie keine Aussicht, jene einzuholen, um so viel war sie ihnen durch das ungeheure Segelwerk, das sie trug, an Geschwindigkeit überlegen.

»Sie kommt hierher!«

Diese drei Worte rief der alte Seemann, dessen Arm mit niedergebogener Hand sich wie ein Enterhaken nach dem kleinen Schiff ausstreckte.

Gozzo täuschte sich nicht. Das Steuerruder wurde in den Wind gelegt, und die Sacoleve richtete sich jetzt auf Vitylo. Gleichzeitig wurden das Toppsegel und ein Focksegel eingezogen und andere Segel wenigstens halb gereeft. Auf diese Weise von einem Teil des auf ihr lastenden Winddrucks befreit, gehorchte sie nun leichter der Hand des Steuermanns.

Jetzt dunkelte es allmählich mehr. Die Sacoleve hatte gerade nur noch Zeit, in die Einfahrt von Vitylo einzulaufen. Hier liegen unter dem Wasser Felsen verstreut, die wegen der Gefahr, daran vollständig zu scheitern, sorgsam gemieden werden müssen. Trotzdem stieg keine Lotsenflagge am Großmast des kleinen Fahrzeugs auf. Der Kapitän mußte also mit dem ziemlich gefährlichen Fahrwasser selbst genü-

gend vertraut sein, weil er sich hineinwagte, ohne Beistand zu verlangen. Vielleicht mißtraute er auch – und zwar ganz mit Recht – dem beliebten Verfahren der Vityliner, die wohl nicht davor zurückgeschreckt wären, ihn irgendwo hier auf Grund laufen zu lassen, wo schon so viele Fahrzeuge auf diese Weise verlorengegangen waren.

Bisher erhellte übrigens noch kein Leuchtturm die Küste dieses Teils von Magne. Ein einfaches Hafenlicht diene dazu, den Eingang in den engen Kanal zu bezeichnen.

Inzwischen näherte sich die Sacoleve. Bald befand sie sich nur noch eine halbe Meile von Vitylo. Sie mußte gleich landen. Man merkte, daß eine erfahrene Hand sie führte.

Auch das war nicht dazu angetan, die Ungläubigen zu befriedigen; sie hatten ja weit mehr Interesse daran, das Fahrzeug auf irgendeinem Felsen stranden zu sehen; dann hatten sie die Brandung gewissermaßen als Bundesgenossen. Diese begann dann die Arbeit, die sie nur zu vollenden brauchten. Erst der Schiffbruch, dann die Plünderung, das war ihr gewöhnliches Verfahren. Das ersparte ihnen ja meist einen Kampf mit bewaffneter Hand, einen unmittelbaren Angriff, dem doch allemal einige von ihnen zum Opfer fallen konnten. Es gab in der Tat oft genug von einer mutigen Mannschaft verteidigte Fahrzeuge, die sich nicht ungestraft überfallen ließen.

Die Genossen Gozzos verließen also ihren Beobachtungsposten und gingen nach dem Hafen hinunter, um alle verbrecherischen Vorbereitungen zu treffen, die bei den Strandräubern, ob diese die Meere des Abend- oder des

Morgenlands unsicher machten, so ziemlich die gleichen sind.

Es erschien ja so leicht, die Sacoleve in der engen Fahrstraße des Kanals stranden zu lassen, wenn man ihr falsche Weisungen erteilte, was die zunehmende Dunkelheit noch begünstigte, die, ohne gerade schon vollkommen zu sein, doch die Führung eines Schiffes einigermaßen erschwerte.

»Ans Hafenlicht!« befahl Gozzo, dem seine Gefährten ohne Zögern zu gehorchen pflegten.

Alle verstanden den alten Seemann. Schon 2 Minuten später erlosch dieses Licht – eine einfache, am Ende des Hafendamms an einem dort stehenden Pfahl befestigte Laterne – urplötzlich.

Im selben Augenblick wurde es durch ein anderes Licht ersetzt, das zuerst zwar dieselbe Stelle einnahm; doch wenn das erste auf dem Molo feststehende dem Schiffer immer die gleiche Richtung wies, mußte ihn das bewegliche andere aus der Fahrstraße locken und der Gefahr, auf einen Unterwasserfelsen aufzulaufen, aussetzen.

Das falsche Licht bestand aus einer Laterne, deren Schein sich von dem des Hafenlichts nicht unterschied. Diese Laterne hatte man aber an den Hörnern einer Ziege befestigt, die langsam am Rand der Klippe hingetrieben wurde. Sie veränderte ihren Ort also mit dem Tier und mußte infolgedessen auch die Sacoleve zu falschem Manövrieren verleiten.

Es war nicht zum erstenmal, daß die Leute in Vitylo auf diese Weise verfuhrten. Nein, gewiß nicht! Und es war lei-

der auch nur selten, daß ihnen ihre schändlichen Absichten mißlingen.

Die Sacoleve lief nun in die Einfahrt ein. Nachdem auch das große Marssegel eingezogen war, trug sie nur noch die lateinischen Segel am hintersten Mast; doch mußten auch diese genügen, um bis zum Anlegepfosten zu gelangen.

Zum größten Erstaunen der es beobachtenden Seeleute bewegte sich das Schiff durch die Windungen des Kanals mit unglaublicher Sicherheit weiter. Um das von der Ziege getragene bewegliche Licht schien sich darauf kein Mensch zu kümmern. Selbst am hellen Tag hätte es nicht sicherer manövrieren können. Sein Kapitän mußte also unbedingt die Umgebung von Vitylo schon wiederholt durchsegelt haben, um so vertraut zu sein, daß er selbst in finsterner Nacht wagen konnte, hier an Land zu steuern.

Schon konnte man jetzt den kühnen Seemann wahrnehmen. Seine Gestalt hob sich noch ziemlich deutlich aus dem Schatten auf dem Vorderteil der Sacoleve ab. Er stand da, in die weiten Falten seiner Aba, einer Art wollenen Mantels, gehüllt, dessen Kapuze seinen Kopf bedeckte. Dieser Kapitän zeigte in der Tat kaum eine Ähnlichkeit mit jenen bescheidenen Küstenfahrern, die während einer schwierigen Fahrt meist einen Rosenkranz mit großen Kugeln, wie sie in den Meeren des Archipels gebräuchlich sind, hin und her gleiten lassen. Nein, dieser hier begnügte sich, nur mit tiefer und ruhiger Stimme dem Steuermann auf dem Heck des Decks seine Anweisungen zu erteilen.

Da erlosch plötzlich die Laterne am felsigen Strand.

Doch auch das störte die Sacoleve nicht, die unbeirrt ihren Weg fortsetzte. Einen Augenblick hätte man vielleicht glauben können, daß sie bei einer Wendung einen gefährlichen Felsen anlaufen könne, der ziemlich bis zur Wasserfläche, 1 Kabellänge vom eigentlichen Hafen, hinaufreichte und den in der Dunkelheit unmöglich jemand sehen konnte. Eine leichte Wendung des Steuers genügte aber, die Richtung des Schiffes zu ändern, das zwar ganz nah an diesem Riff vorbeistreifte, es aber nicht im geringsten berührte.

Dieselbe Gewandtheit entwickelte der Steuermann, als es notwendig wurde, eine zweite Untiefe zu passieren, die nur eine ganz beschränkte Fahrstraße im Kanal übrig ließ – eine Untiefe, auf der schon manches Schiff festgefahren war, ob dessen Lotse nun ein Komplize der Vityliner war oder nicht.

Letztere hatten nun keine Aussicht mehr, auf einen Schiffbruch zu rechnen, der ihnen die Sacoleve fast wehrlos ausgeliefert hätte. Binnen wenigen Minuten mußte sie im Hafen verankert liegen. Um sich ihrer zu bemächtigen, galt es nun Gewalt zu gebrauchen.

Das wurde denn auch nach einer kurzen Verhandlung unter den Schurken von diesen beschlossen und sollte bei der eben herrschenden und einem solchen Unternehmen besonders günstigen Dunkelheit sofort ins Werk gesetzt werden.

»In die Boote!« rief der alte Gozzo, dessen Befehl ohne Widerspruch Geltung hatte, besonders wenn es sich um eine Plünderung handelte.

Etwa 30 kräftige Männer, von denen die einen mit Pistolen bewaffnet waren, die anderen Dolche oder Äxte schwenkten, warfen sich in die am Kai befestigten Boote und ruderten, offenbar an Zahl der Besatzung der Sacoleve überlegen, auf diese zu.

Da ertönte an Bord der letzteren ein kurzes Kommando. Die Sacoleve, die jetzt über den Kanal herausgekommen war, befand sich inmitten des Hafens. Ihre Hißtaue wurden gelöst, der Anker rasselte in den Grund, und sie lag, nach einem kurzen Stoß infolge der Anspannung der Ankerkette, unbeweglich.

Die Boote befanden sich nur noch wenige Faden von ihr entfernt. Ohne besonderes Mißtrauen zu zeigen, hatte sich doch die ganze Besatzung, wohlbekannt mit dem üblen Ruf der Bewohner von Vitylo, ausreichend bewaffnet, um gegebenenfalls zur Verteidigung bereit zu sein.

Vorläufig geschah aber nichts. Der Kapitän der Sacoleve war, nachdem das Schiff fest lag, mehrmals auf dem Deck hin und zurück gegangen, während seine Leute, ohne sich besonders um die Annäherung jener Boote zu kümmern, ruhig fortfuhren, die Segel in Ordnung zu bringen und das Verdeck frei zu machen.

Indes hätte man doch beobachten können, daß sie diese Segel nicht einbanden, sondern sie so weit frei ließen, um sofort wieder auslaufen zu können.

Das erste Boot legte neben dem Backbord der Sacoleve an. Die anderen drängten sogleich nach. Und da die Seitenwände des Fahrzeugs nur niedrig waren, brauchten die

Angreifer, die jetzt ein wütendes Geschrei ausstießen, sich nur in die Höhe zu schwingen, um sich auf dessen Verdeck zu befinden.

Die Verwegensten von ihnen eilten nach dem Heck. Einer ergriff eine brennende Stocklaterne und hielt sie dem Kapitän vor das Gesicht.

Da ließ dieser durch eine schnelle Handbewegung die Kapuze herabsinken, so daß sein Gesicht in vollem Licht erschien.

»Eh«, sagte er, »die Leute von Vitylo erkennen nicht einmal ihren Landsmann Nicolas Starkos?«

Bei diesen Worten kreuzte der Kapitän gelassen die Arme. Kurze Zeit darauf stießen die Boote eiligst wieder ab und zogen sich nach dem Hintergrund des Hafens zurück.

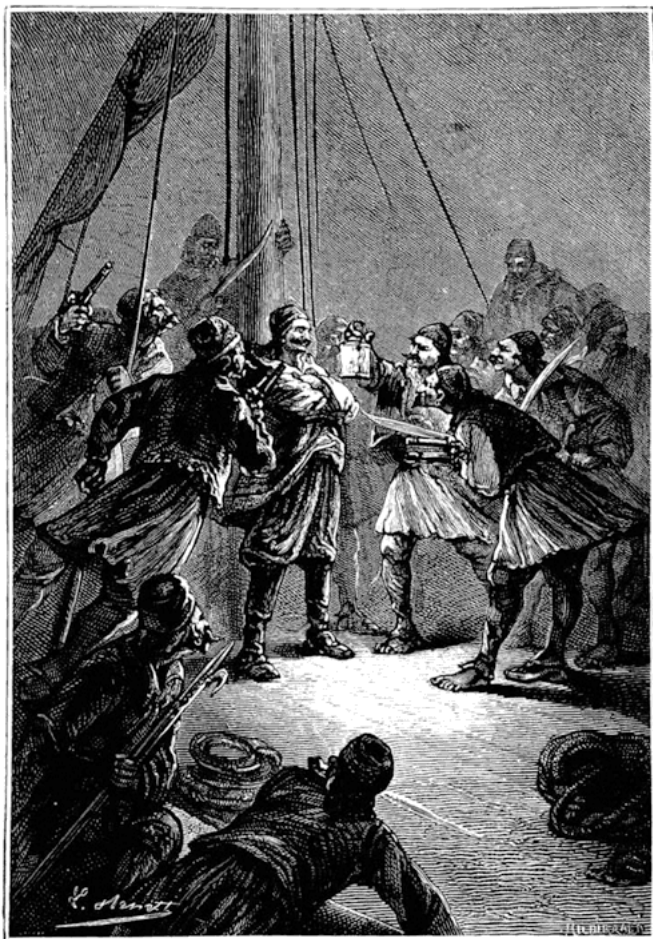
2. KAPITEL

Auge in Auge

10 Minuten später verließ ein leichtes Boot, eine Gig, die Sacoleve und führte nach dem Fuß des Molos ohne jede Begleitung und ohne Waffen den Mann, vor dem die Vityliner so schnell den Rückzug angetreten hatten.

Es war der Kapitän der ›Karysta‹ – so nannte sich das kleine Fahrzeug, das eben im Hafen vor Anker gegangen war.

Unter der dicken Seemannsmütze zeigte dieser nur mittelgroße Mann eine hohe stolze Stirn und in den grausam-



men Augen einen höchst entschlossenen Blick. Über seine Oberlippe lief der Klephte-Schnurrbart waagrecht nicht in Spitzen, sondern in starken Haarbüscheln aus. Seine Brust war breit, seine Glieder muskulös. In Locken fielen ihm die schwarzen Haare auf die Schultern. Wenn er 35 Jahre überschritten hatte, konnte das nur um wenige Monate sein. Aber sein durch Sonne und Wind gebräunter Teint, die Härte seiner Züge und eine Falte auf der Stirn, die wie eine Furche vertieft erschien, in der kein guter Samen keimen konnte, ließ ihn entschieden älter erscheinen, als er in der Tat war.

Was die Kleidung angeht, die er eben trug, so bestand diese weder aus der Weste, noch dem Brustlatz oder der Fustanella des Palikaren. Der Kaftan, die Kapuze von brauner Farbe, die wenig hervortretend gestickt war, die grünlliche Hose mit den weiten Falten, die sich in hohe Stiefel verloren, erinnerten weit eher an die Tracht eines Seemanns aus den Barbareskenstaaten.

Dennoch war Nikolas Starkos wirklich von Geburt ein Grieche und ein Eingeborener des Hafens von Vitylo. Hier hatte er seine ersten Jugendjahre verbracht. Als Kind und als Jüngling hatte er zwischen diesen Felsgebilden den Anblick des Meeres lieben gelernt. Auf diesen Gewässern war er, eine Beute des Windes und der Strömungen, soviel umhergefahren. Hier gab es keine Einbuchtungen, deren Wassertiefe und Landungsplätze er nicht gekannt hätte; kein Riff, keinen Grund, keinen Unterwasserfelsen, dessen Lage ihm verborgen geblieben wäre; keine Windung des Kanals,

die er selbst ohne Lotsen und ohne Kompaß nicht hätte in Sicherheit befahren können. Das erklärt denn auch leicht, warum er trotz der falschen Signale seiner Landsleute die Sacoleve immer mit ruhiger Hand hatte leiten können. Daneben wußte er, wie wenig den Vitylinern Vertrauen zu schenken war. Er hatte sie schon gar zu oft in Tätigkeit gesehen. Und im Grunde mißbilligte er vielleicht nicht einmal ihre räuberischen Gewohnheiten, wenigstens sobald er persönlich gesichert war, nicht davon zu leiden.

Doch wenn Nicolas Starkos seine Leute kannte, so war er nicht minder bei ihnen bekannt. Nach dem Tod seines Vaters, der unter den tausenden von Opfern fiel, die die Grausamkeit der Türken hinschlachtete, lechzte seine von Rache erfüllte Mutter nur nach der Stunde, wo sie sich bei der ersten Erhebung gegen das türkische Joch auflehnen konnte. Er selbst hatte Magne mit 18 Jahren verlassen, um zur See zu gehen, wobei er vor allem im Archipel umherfuhr, und sich dabei nicht nur zum vortrefflichen Seemann, sondern auch im Räuberhandwerk ausbildete.

Niemand hätte wohl zu sagen vermocht, an Bord wie vieler Schiffe er seitdem gedient, welche Flibustier- oder Seeräuberführer ihn unter ihrem Befehl gehabt, unter welcher Flagge er zuerst gekämpft, wieviel Blut seine Hand schon vergossen, Blut der Feinde Griechenlands ebenso wie solches seiner Verteidiger – dasselbe, das auch in seinen Adern rollte. Wiederholt hatte man ihn schon in verschiedenen Häfen des Busens von Coron gesehen. Manche seiner Landsleute hätten wohl verschiedene Großtaten von

ihm berichten können, wenn er sich mit ihnen verbündet hatte, Handelsschiffe zu überfallen und zu vernichten, um die reiche Beute mit ihnen zu teilen. Dennoch umgab den Namen Nicolas Starkos ein gewisses Geheimnis. Jedenfalls war er aber in den Provinzen von Magne so bekannt, daß sich alle vor seinem Namen verneigten.

Damit erklärte sich auch der Empfang, den dieser Mann bei den Bewohnern von Vitylo fand, ebenso der Umstand, daß schon seine Anwesenheit genügte, alle auf die geplante Plünderung verzichten zu lassen, sobald sie nur erkannt hatten, wer die Sacoleve befahlte.

Sobald der Kapitän der ›Karysta‹ ein wenig hinter dem Kai den Hafen betreten hatte, bildeten die zu seinem Empfang herbeigelaufenen Männer und Frauen ehrerbietig eine Kette, um ihn hindurchzulassen. Als er an Land stieg, wurde kein Ausruf laut. Es schien, als ob Nicolas Starkos hier einen hinreichenden Einfluß ausübte, um anderen schon durch sein Erscheinen Ruhe zu gebieten. Die Leute warteten, bis er sprechen würde, und wenn das – wie wahrscheinlich – nicht der Fall war, hätte sich gewiß niemand erlaubt, ein Wort an ihn zu richten.

Nachdem Nicolas Starkos seinen Matrosen der Gig befohlen hatte, an Bord zurückzukehren, begab er sich nach dem Winkel, den der Kai im Hintergrund des Hafens bildete. Kaum hatte er aber 20 Schritte in dieser Richtung getan, als er plötzlich stehenblieb. Dann wandte er sich an den alten Seemann, der ihm folgte, als erwarte er von ihm noch irgendwelche Befehle.

»Gozzo«, begann er, »ich werde noch zehn kräftige Bur-schen brauchen, um meine Besatzung zu vervollständigen.«

»Du sollst sie haben, Nicolas Starkos«, antwortete Gozzo.

Hätte der Kapitän der ›Karysta‹ hundert zur Auswahl unter der seefahrenden Bevölkerung des Orts verlangt, so würde er diese auch gefunden haben. Und diese hundert Mann würden, ohne zu forschen, wohin sie geführt würden, wozu sie bestimmt seien, für wessen Rechnung sie fahren oder kämpfen sollten, ihrem Landsmann gefolgt sein, bereit, sein Los zu teilen, da sie recht gut wußten, daß ihnen auf die eine oder die andere Weise daraus zuletzt Vorteil entspringen müsse.

»Jene zehn Mann«, fuhr der Kapitän der ›Karysta‹ fort, »müssen binnen 1 Stunde an Bord sein.«

»Sie werden da sein«, versicherte Gozzo.

Nicolas Starkos deutete ihm durch eine Handbewegung an, daß er seine Begleitung nicht weiter wünsche, ging längs des Kais, der sich an den Molo anschloß, weiter und verschwand in einer der engen, am Hafen mündenden Straßen.

Der alte Gozzo kehrte, seinem Willen gehorchend, zu den Gefährten zurück und ging sofort daran, die zehn Bur-schen auszuwählen, welche die Mannschaft der Sacoleve zu vermehren bestimmt waren.

Inzwischen klomm Nicolas Starkos immer höher den Abhang des steilen Ufers empor, auf dem der Flecken Vi-

tylo erbaut ist. Hier oben hörte man weiter nichts als das Gebell der wilden Hunde, die den Reisenden oft nicht weniger gefährlich sind als die Schakale und Wölfe, Hunde mit gewaltigem Gebiß und dem breiten Gesicht der Dogge, die vor keinem Stock zurückweichen. Mit langsamem Schlag der langen Flügel flatterten noch einige Seemöwen umher, die ihre Schlupfwinkel am Strand aufsuchten. Bald hatte Nicolas Starkos die letzten Häuser von Vitylo hinter sich gelassen. Er schlug jetzt den beschwerlichen Fußpfad ein, der um die Akropolis von Kerapha herumführt. Nachher kam er an den Ruinen einer Befestigung vorüber, die hier zu jener Zeit von Ville-Hardouin angelegt worden war, als die Kreuzfahrer verschiedene Punkte des Peloponnes besetzt hielten, und dann umschritt er noch den Fuß einiger alter Türme, die sich noch jetzt hier auf dem Felsenufer erheben. Bei diesen blieb er stehen und drehte sich zu einem Rückblick um.

Am Horizont, jenseits von Kap Gallo, neigte sich der zunehmende Mond seinem Untergang im Ionischen Meer zu. Da und dort flammten einige Sterne durch die zerrissenen Wolken, die der frische Abendwind über den Himmel jagte. Wenn dieser einmal nachließ, herrschte Totenstille rings um die Zitadelle. Zwei oder drei kaum sichtbare kleine Fahrzeuge durchfurchten das Wasser im Golf, näherten sich Coron oder wendeten sich Kalamata zu. Ohne die Laternen, die an ihrer Mastspitze leuchteten, hätte man sie vielleicht kaum erkennen können. An anderen Punkten der Küste brannten sieben bis acht Feuer, die sich im Meer zit-

ternd widerspiegeln. Waren dies Licht von Fischerfahrzeugen oder solche in Wohnungen am Strand? Das hätte man schwerlich unterscheiden können.

Nicolas Starkos ließ den schon an die Dunkelheit gewohnten Blick über die ungeheure Fläche schweifen. Das Auge des Seemanns hat oft eine unbegreifliche Schärfe und gestattet ihm da noch etwas zu unterscheiden, wo andere gar nichts sehen würden. Im jetzigen Augenblick schien es aber nicht, als ob die Außenwelt den Kapitän der ›Karysta‹, der ja in seinem Leben so vieles gesehen hatte, besonders interessieren könnte. Er saugte die Luft der Heimat, gleichsam den Atem des Landes, fast unbewußt ein. So stand er unbeweglich, nachsinnend mit gekreuzten Armen da und hielt auch den Kopf, von dem jetzt die Kapuze zurückgeschlagen war, still, als wär' er aus Stein gemeißelt.

So verging etwa eine Viertelstunde. Immer hatte Nicolas Starkos den Westhimmel beobachtet, den ein ferner Meereshorizont begrenzte. Dann tat er einige Schritte weiter das Felsenufer hinauf. Es war kein Zufall, daß er so zögerte. Ihn erfüllte ein geheimer Gedanke, und wer ihn gesehen, hätte vielleicht gesagt, daß er noch zu erkennen vermeide, was er hier auf der Anhöhe hinter Vitylo eigentlich zu suchen gekommen war.

Es gibt kaum einen öderen Anblick, als diese Küste vom Kap Matapan bis zum äußersten Hintergrund des Golfs. Hier wuchsen weder Orangen-, noch Zitronenbäume, weder wilde Rosen, noch Lorbeer, kein Jasmin von Argolis, keine Feigen, keine Erd- oder Maulbeerbäume, nichts was

gewissen Gegenden von Griechenland den Anblick einer so üppigen, reichen Landschaft verleiht. Hier erhob sich keine grüne Eiche, keine Platane, kein Granatbaum, der sich vom dunkleren Hintergrund der Zypressen und Zedern abhob. Überall nur Felsen, die jede Erschütterung dieser vulkanischen Gebiete leicht in das Wasser des Golfs stürzen konnte. Überall herrschte auf diesem wilden Boden von Magne eine trostlose Dürre, so daß dieser nicht einmal seine dünn gesäte Bevölkerung zu ernähren vermochte. Kaum standen hier einzelne verkümmerte Pinien, die halb abgestorben aussahen, weil man ihnen das Harz geraubt hatte, und deren Saft versiegt war, wie die tiefen Risse der Stammrinde zeigten. Da und dort ein magerer Kaktus mit scharfen Stacheln, dessen Blätter mehr kleinen, halb geschorenen Igelnglichen. Nirgends endlich fand sich, weder an den verkrüppelten Sträuchern noch auf dem Boden, der mehr aus Kieselsteinen als aus nahrhafter Erde bestand, etwas, um die Ziegen zu ernähren, die doch mit dem ärmlichsten Futter vorliebzunehmen pflegen.

Nachdem er 20 Schritte vorwärts getan, blieb Nicolas Starkos von neuem stehen. Dann wandte er sich nach Nordosten, dahin, wo der entfernte Gipfel des Taygetos seine Umrisse von dem minder dunklen Grund des Himmels abhob. Ein oder zwei Sterne, die um diese Zeit aufgingen, schienen am Rand des Horizonts, wie zwei leuchtende Punkte, darauf zu lagern.

Nicolas Starkos war regungslos stehengeblieben. Er erblickte jetzt ein kleines, niedriges, aus Holz erbautes Haus,

das etwa 50 Schritte von ihm in einer Ausbuchtung des Felsgebirges verborgen lag.

Es war eine bescheidene Wohnstätte, vereinzelt über dem Flecken liegend, zu der man nur auf einem steilen Fußweg gelangte und die wenige halb entlaubte Bäume, sowie eine Dornenhecke umgaben. Diese Wohnung erschien auf den ersten Blick als schon lange verödet. Die Hecke war in schlechtem Zustand, hier buschig verwachsen, dort wieder durchbrochen, und bildete so einen sehr unzureichenden Schutz; Hunde und Schakale, die zuweilen diese Gegend durchstreiften, hatten wiederholt diesen verlassen Winkel des maniatischen Bodens verwüstet. Grobe Kräuter und Buschwerk waren das einzige, was die Natur hier da und dort verstreut hatte, nachdem die Hand des Menschen sich nicht mehr zur Pflege des Orts regte.

Warum war er aber so verlassen? Nun, der Besitzer dieses Fleckchens hatte schon vor langen Jahren die Augen geschlossen. Seine Witwe, Andronika Starkos, verließ später das Land, um sich jenen todesmutigen Frauen anzuschließen, die sich im griechischen Unabhängigkeitskrieg so rühmlich hervortaten. Daher kam es auch, daß der Sohn, seitdem er das Haus verlassen, niemals wieder den Fuß über die väterliche Schwelle gesetzt hatte.

Hier war Nicolas Starkos geboren, und hier verliefen die ersten Jahre seiner Kindheit. Sein Vater hatte sich nach langem ehrenvollen Leben als Seemann nach dieser Freistatt zurückgezogen, vermied aber gern jede Berührung mit der Einwohnerschaft von Vitylo, deren wilde Sitten ihm ein

Greuel waren. Etwas gebildeter und mit mehr Verständnis für die Annehmlichkeiten des Lebens, hatte er sich mit Frau und Kind hier eine freundliche Existenz gegründet. So lebte er in diesem Schlupfwinkel ruhig und unbeachtet, bis er eines Tages, von aufflammendem Zorn übermannt, sich der Bedrückung seitens der türkischen Behörden widersetzte und seinen Widerstand mit dem Leben bezahlen mußte. Den türkischen Agenten konnte eben niemand entgehen, nicht einmal im entferntesten Winkel der Halbinsel.

Als der Vater nicht mehr da war, seinen Sohn zu leiten, wurde es der Mutter völlig unmöglich, ihn zu zügeln. Nicolas Starkos entwich aus dem Haus, um zur See zu gehen, und stellte seine ihm angeborenen guten Anlagen zum Seemann der Seeräuberei und den Schurken, die sie betrieben, zur Verfügung.

Seit 10 Jahren hatte nun der Sohn das Haus verlassen; vor 6 Jahren war ihm seine Mutter gefolgt. In der Umgegend behauptete man jedoch, daß Andronika zuweilen hier anwesend sei. Man hatte sie wenigstens zu bemerken geglaubt, wenn auch nur in langen Zwischenräumen und auf kurze Zeit, während sie dabei auch vermieden hatte, mit jemand aus dem Ort zusammenzutreffen.

Nicolas Starkos hatte, obgleich er im Verlauf seiner Fahrten schon ein- oder zweimal nach Magne zurückgekehrt war, doch niemals Sehnsucht empfunden, die bescheidene Wohnung auf dem Felsen aufzusuchen. Nie suchte er von seiner Mutter zu erfahren, ob sie noch dann und wann nach dem verlassenen Heim zurückkehre. Während der furcht-

baren Kämpfe, die zu jener Zeit Griechenland zerfleischten, hatte er aber gewiß den Namen Andronika gehört – einen Namen, der ihn hätte mit Gewissensbissen erfüllen müssen, wenn sein Gewissen nicht eben schon verhärtet oder ganz abgetötet gewesen wäre.

Als Nicolas Starkos aber heute in den Hafen von Vitylo eingelaufen war, geschah das nicht allein mit der Absicht, die Besatzung der Sacoleve durch zehn Mann zu verstärken. Ein Wunsch – mehr als ein Wunsch – ein unwiderstehliches Verlangen, das er sich selbst kaum zu erklären vermochte, hatte ihn hierher getrieben.

Er fühlte das Bedürfnis, noch einmal, wahrscheinlich zum letzten Mal, das Vaterhaus wiederzusehen, noch einmal den Boden mit dem Fuß zu berühren, auf dem er die ersten Schritte, noch einmal die Luft jener Mauern zu atmen, zwischen denen er den ersten Atemzug getan und wo er die ersten kindlichen Worte gelallt hatte. Deshalb allein klonnte er hier den steilen Pfad empor, deshalb befand er sich zu dieser Stunde hier vor der Barriere der kleinen Umzäunung.

Hier überfiel ihn ein merkwürdiges Zögern. Es gibt ja kein so verhärtetes Herz, das nicht lauter klopfte, wenn in ihm liebe Bilder der Vergangenheit erwachen. Keiner wird geboren, der an die Stelle seiner Geburt, an die, wo ihn die Mutter gewiegt, nicht eine dauernde Anhänglichkeit empfindet. Die Nerven keines Geschöpfes können so für jedes Gefühl erlahmen, daß sie nicht zitterten, wenn eine solche Erinnerung sie erregen.

Ganz genauso ging es Nicolas Starkos, als er vor der Schwelle des verlassenen Hauses stand, das so düster, so schweigend, so totenstill im Inneren und im Äußeren vor ihm lag.

»Hinein! ... Ja ... hinein!«

Das waren die ersten Worte, die Nicolas Starkos wieder sprach. Eigentlich murmelte er sie nur vor sich hin, als fürchte er, gehört zu werden und irgendeine Erscheinung aus vergangener Zeit wachzurufen.

In die Umzäunung zu gelangen, war ja ganz leicht, da die Tür zerfallen und Teile davon auf dem Boden umherlagen. Er brauchte nur die Tür zu öffnen, einen Riegel zurückzuschieben.

Nicolas Starkos trat ein. Er blieb vor dem Haus stehen, dessen vom Regen halb verfaulte Läden nur noch schwach in den verrosteten, zerfressenen Angeln hingen.

Da ließ eine Nachteule einen heiseren Schrei ertönen und flog schwerfällig aus dem Mastixbusch auf, der sich vor der Schwelle der Haustür ausbreitete.

Noch immer zauderte Nicolas Starkos, obwohl er entschlossen war, die Wohnung in allen Teilen zu sehen; es bedrückte ihn jedoch ein unbehagliches Gefühl über das, was in ihm vorging, als er jetzt doch etwas wie Gewissensbisse verspürte. Er fühlte sich bewegt, doch auch fast gereizt. Es erschien ihm, als ob das väterliche Dach vor ihm verschwinden könne, wie ein Protest gegen ihn, wie ein letzter Fluch, der ihn traf.

Bevor er sich in das Haus selbst begab, wollte er ganz

um es herumgehen. Die Nacht war finster. Niemand sah ihn und »er sah und erkannte sich fast selbst nicht«. Bei hellem Tag hätte er sich wohl kaum hierher gewagt. In tiefer Nacht fühlte er sich mutiger, dem Ansturm seiner Erinnerungen zu trotzen.

So ging er denn schleichenden Schritts wie ein Verbrecher, der sich die Örtlichkeit ansieht, an der er einen schwarzen Plan zur Ausführung bringen will, längs der Außenwand hin, um die Ecken, die zum Teil durch Moose verhüllt waren, betastete mit der Hand die losen Steine, um sich zu überzeugen, ob in dieser Leiche von Haus doch vielleicht noch etwas Leben wohne, und lauschte dann, ob dessen Herz noch schlage. Auf der Rückseite sah alles noch düsterer aus. Die schrägen Strahlen des schon untergehenden Mondes konnten nicht hierher dringen.

Langsam hatte Nicolas Starkos seine Runde gemacht. Die finstere Wohnung bewahrte eine Art beunruhigendes Schweigen. Man hätte glauben können, sie läge unter dem Bann eines Zauberers. Jetzt kehrte er nach ihrer Westseite zurück und näherte sich der Tür, um diese aufzustoßen, wenn sie nur durch einen Drücker geschlossen war, oder sie mit Gewalt zu öffnen, wenn ein altes Schloß daran sie noch fester zuhielt.

Da drang ihm aber das Blut zu den Augen. Er sah »rot«, wie man sagt, aber feuerrot. Das Haus, das er noch einmal besuchen wollte, wagte er jetzt nicht mehr zu betreten. Es war ihm, als müsse sein Vater oder seine Mutter mit ausge-

streckten Armen auf der Schwelle erscheinen und ihm fluchen, ihm, dem verlorenen Sohn, ihm, dem schlechten Bürger, dem Verräter an seiner Familie, an seinem Vaterland.

Jetzt öffnete sich wirklich langsam die Tür. Eine Frau erschien auf der Schwelle. Sie trug maniatische Kleidung, einen baumwollenen Rock mit schmaler roter Kante, ein Leibchen von dunklerer Farbe, das um die Taille zugeschnürt war, und auf dem Kopf eine große bräunliche Haube, umwunden mit einem Seidentuch in griechischen Nationalfarben.

Diese Frau hatte ein sehr energisches Gesicht mit großen schwarzen Augen von fast wilder Lebhaftigkeit, gebräunten Teint wie die Fischerfrauen der Küste, dazu war sie groß von Gestalt und hielt sich, obwohl sie schon über 60 Jahre zählte, stolz aufrecht. Andronika Starkos war es. Mutter und Sohn, die seit so langer Zeit körperlich und geistig getrennt gelebt hatten, standen sich jetzt Auge in Auge gegenüber.

Nicolas Starkos hatte doch kaum erwartet, hier seiner Mutter zu begegnen. Ihre Erscheinung flößte ihm einen merkwürdigen Schrecken ein.

Andronika streckte einen Arm gegen ihren Sohn aus, untersagte ihm das Betreten des Hauses und rief mit einer Stimme, die die Worte selbst noch grausamer erscheinen ließ: »Niemals wird Nicolas Starkos wieder den Fuß in das Haus seines Vaters setzen! ... Niemals!«

Erschüttert durch diese Anrede, wich der Sohn ein wenig zurück. Die, welche ihn unter dem Herzen getragen,

trieb ihn jetzt von sich, wie man einen Verräter verjagt. Noch einmal wagte er einen Schritt vorwärts. Eine Handbewegung – eine Drohung und Verwünschung zugleich – hemmte seinen Fuß.

Nicolas Starkos wandte sich nach rückwärts, verließ die Umzäunung, eilte nach dem steilen Weg, der zum Strand hinabführte, und floh, was ihn die Füße tragen konnten, als ob eine unsichtbare Hand sich ihm auf die Schulter gelegt hätte, die ihn weitertrieb.

Regungslos auf der Schwelle ihres Hauses stehenbleibend, hatte Andronika ihn im Dunkel der Nacht verschwinden sehen.

10 Minuten später war Nicolas Starkos seiner soweit wieder Herr geworden, daß ihm niemand die vorhergegangene Erregung anmerkte; so erreichte er den Hafen, piff Gozzo herbei und sprang in das leichte Boot. Die von Gozzo ausgewählten Männer befanden sich schon an Bord der Sacleve.

Ohne ein Wort zu sprechen, bestieg Nicolas Starkos das Verdeck der ›Karysta‹ und bedeutete seinen Leuten durch ein Zeichen, sogleich die Anker zu lichten. Sein Befehl war schnell ausgeführt, da ja nur die zum Hissen bereitliegenden Segel aufgespannt zu werden brauchten. Der sich jetzt erhebbende Landwind erleichterte die Ausfahrt aus dem Hafen.

5 Minuten später glitt die ›Karysta‹ sicher und still durch die enge Wasserstraße, ohne daß von den Leuten an Bord, noch von den Bewohnern Vitylos ein Laut hörbar geworden wäre.



Die Sacoleve hatte indes kaum 1 Meile zurückgelegt, als ein rötlicher Flammenschein den Kamm des Felsenstrands erleuchtete.

Es war die Wohnung von Andronika Starkos, die bis auf den Grund niederbrannte. Die Hand der Mutter hatte dieses Feuer selbst gelegt. Sie wollte nichts von der Stelle übriglassen, an der einst ihr Sohn geboren war.

Noch 3 Meilen weit konnte der Kapitän die Augen nicht abwenden von dem Feuer, das auf dem Boden von Magne emporloderte, und er verfolgte es im Dunklen, bis sein letzter Schein erlosch.

Andronika hatte gesagt:

»Niemand wird Nicolas Starkos den Fuß wieder in das Haus seines Vaters setzen! ... Niemand!«

3. KAPITEL

Griechen gegen Türken

In vorhistorischer Zeit, als die feste Erdrinde sich nach und nach unter der Einwirkung innerer neptunischer und vulkanischer Kräfte dauernd gestaltete, verdankte Griechenland sein Entstehen einer Umwälzung, die diesen Teil des Erdbodens über das Niveau des Meeres erhob, während diese im Archipel gleichzeitig einen Teil des früheren Festlands verschlang, dessen oberste Spitzen jetzt nur noch in Form von Inseln emporragen. Griechenland liegt tatsäch-



lich in der vulkanischen Linie, die sich von Cyprien bis Toscana hinzieht.*

Es scheint, als ob die Griechen von ihrem unbeständigen Boden jene Neigung zu physischer und moralischer Erregbarkeit angenommen hätten, die sie zuweilen zu den heldenmütigsten Aufopferungen befähigt. Ebenso wahr ist es, daß sie, dank ihren natürlichen Eigenschaften, einem unbezähmbaren Mut wie lebhafter Vaterlands- und Freiheitsliebe, es dahin gebracht hatten, die seit Jahrhunderten durch das Joch der ottomanischen Herrschaft bedrohten Provinzen zu einem einheitlichen Staat zu gestalten.

Pelasgisch in den entlegensten Zeiten, das heißt bevölkert von asiatischen Stämmen, hellenisch vom 16. bis zum 14. Jahrhundert vor Christus, das heißt seit dem Auftreten der Hellenen, von denen ein besonderer Stamm, die Graikoi, ihm zu jener fast mythologischen Zeit der Argonauten, der Herakliden und des trojanischen Krieges den Namen geben sollte; dann völlig griechisch seit Lykurg mit Miltiades, Themistokles, Aristides, Leonidas, Aeschylos, Sophokles, Aristophanes, Herodot, Thukydides, Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristot, Hypokrates, Phidias, Perikles, Alcibiades, Pelopidas, Epaminondas, Demosthenes; später mazedonisch mit Philipp und Alexander, wurde Griechen-

* Seit der Zeit, wo diese Geschichte spielt, ist die Insel Santorin dem unterirdischen Feuer zum Opfer gefallen. Vostitsa im Jahr 1861, Theben in demselben Jahr, wurden gleichermaßen durch starke Erderschütterungen verwüstet.

land schließlich eine römische Provinz unter dem Namen Achaia, 146 Jahre vor Christus, und blieb es während eines Zeitraums von 400 Jahren.

Von da an nacheinander erobert von den Westgoten, den Vandalen, Ostgoten, Bulgaren, Slaven, Arabern, Normanen und Sizilianern; zeitweilig in der Gewalt der Kreuzfahrer zu Anfang des 13. Jahrhunderts und geteilt in eine Menge Einzelreiche im 15. Jahrhundert fiel das in alter wie in neuer Zeit so hart geprüfte Land zu allerletzt in die Hände der Türken und kam also unter ottomanische Herrschaft.

Fast 2 Jahrhunderte lang konnte man jedes politische Leben in Griechenland fast als gänzlich abgestorben betrachten.

Die Willkürherrschaft der ottomanischen Beamten, die hier die Zügel der Regierung führten, überschritt alle Grenzen. Die Griechen waren nicht etwa annektiert, nicht durch Eroberung erworben, nicht einmal Besiegte, sie galten nur als Sklaven, die unter dem Stock des Paschas mit dem Iman oder Priester an der Rechten und dem Djellah oder Henker an der Linken gehalten wurden.

Alles Leben war aber doch nicht aus dem geknechteten Land gewichen. Noch einmal sollte es sich unter quälendem Schmerz aufs neue regen. Die Montenegriner von Epirus (im Jahr 1766), die Maniaten (im Jahr 1769), die Sulioten von Albanien empörten sich endlich und forderten ihre Unabhängigkeit; im Jahr 1804 wurden freilich alle diese Aufstandsversuche durch Ali de Tebelen, den Pascha von Janina, grausam unterdrückt.

Jetzt war es hohe Zeit für die europäischen Mächte, ein Wort mit hineinzusprechen, wenn sie nicht die völlige Vernichtung Griechenlands wollten. Auf die eigenen Kräfte beschränkt, konnte es eben nur sterben beim Versuch, seine Freiheit zu erkämpfen.

Da rief Ali de Tebelen, der sich 1821 selbst gegen den Sultan Mahmud empörte, die Griechen unter Zusicherung ihrer Freiheit zu Hilfe. Sie erhoben sich in Masse. Von allen Seiten Europas eilten die Philhellenen zu ihrer Hilfe herbei. Da warfen sich Italiener, Polen und Deutsche, besonders aber Franzosen, den Unterdrückern opferfreudig entgegen. Die Namen Guys' de Sainte Hélène, Gaillards, Chauvassaignes, der Kapitäne Baleste und Jourdain, des Obersten Fabvier, des Reiterführers Regnaud de Saint Jean d'Angély, des Generals Maison, denen noch die von drei Engländern, Lord Cochrane, Lord Byron und Colonel Hastings, anzuschließen wären, haben in dem Land, für das sie kämpften und in den Tod gingen, ein unverlöschliches Andenken hinterlassen. Den Namen dieser Männer, die sich durch ihren Opfermut für die Sache der Unterdrückten so auszeichneten, daß sie sich zu den heldenmütigsten Taten aufrafften, sollte Griechenland selbst manche Namen aus seinen hervorragendsten Familien zur Seite stellen: drei Hydrioten, Tombasis, Tsamados und Miaulis, ferner Colocotroni, Marco Botsaris, Maurocordato, Mauromichalis, Constantin Canaris, Negris, Constantin und Demetrius Ypsilanti, Ulysse und manche andere. Von Anbeginn gestaltete sich die Erhebung bis aufs Messer, Zahn um Zahn, Auge um

Auge, was immer die furchtbarsten Repressalien von der einen wie von der anderen Seite zur Folge hatte.

Im Jahr 1821 erhoben sich die Sulioten und Magne. In Patras erhob der Bischof Germanos, das Kreuz in der Hand, den ersten Schlachtruf. Morea, die Moldau und der Archipel scharten sich unter der Standarte der Unabhängigkeit. Auf dem Meer siegreich, gelang es den Griechen, sich Tripolitzas zu bemächtigen. Diesen ersten Erfolg der Griechen beantworteten die Türken mit der Niedermetzlung derjenigen ihrer Landsleute, die sich in Konstantinopel befanden.

1822 wird Ali de Tebelen, während der Belagerung seiner Festung Janina, meuchlings bei einer Konferenz ermordet, die ihm der türkische General Kurschid bewilligt hatte. Kurze Zeit darauf werden Maurocordato und die Philhellenen in der Schlacht bei Arta vernichtet; sie erringen aber wieder Vorteile bei der ersten Belagerung Missolunghis, welche die Armee Omer Vriones nicht ohne beträchtliche Verluste aufgeben muß.

Von 1823 an mischen sich die fremden Mächte etwas energischer ein. Sie bieten dem Sultan ihre Vermittlung an. Der Sultan weist diese zurück und schifft, um seiner Weigerung Nachdruck zu geben, 10.000 asiatische Soldaten auf Euböa aus. Dann überträgt er das Oberkommando der türkischen Armee seinem Vasall Mehemet Ali, dem Pascha von Ägypten. In den Kämpfen dieses Jahres fiel auch Marco Botsaris, der Patriot, von dem man sagen konnte: Er lebte wie Aristides und starb wie Leonidas.

1824, zur Zeit der schlimmsten Unglücksfälle der Sache der Freiheit, war Lord Byron am 24. Januar in Missolunghi gelandet und fiel schon zu Ostern vor Lepante, ohne seinen schönen Traum in Erfüllung gehen gesehen zu haben. Die Ipsarioten wurden von den Türken niedergemacht, und die Stadt Kandia auf Kreta ergab sich den Truppen Mehemet Alis. Nur einzelne Erfolge zur See konnten die Griechen über soviele Unglücksschläge trösten.

Im Jahr 1825 landete Ibrahim Pascha, der Sohn Mehemet Alis, in Modon auf Morea mit 11.000 Mann. Er bringt Navarin in seine Gewalt und schlägt Colocotroni in Tripolitza. Zu dieser Zeit übergab die hellenische Regierung ein Korps regulärer Truppen zur Führung zwei Franzosen, Fabvier und Regnaud de Saint Jean d'Angély. Ehe diese Truppen aber irgend in Bereitschaft waren, um einigermaßen Widerstand zu leisten, verwüstete Ibrahim Messenia und Magne. Wenn er seine Operationen unterbrach, geschah es nur, um an der zweiten Belagerung von Missolunghi teilzunehmen, das der General Kiutagi nicht zu überwinden vermochte, obgleich der Sultan zu ihm gesagt hatte: »Entweder Missolunghi oder deinen Kopf!«

Am 5. Januar 1825 kam Ibrahim, nachdem er Pyrgos eingeäschert hatte, vor Missolunghi an. Im Laufe von 3 Tagen, vom 25. bis 28., warf er 8000 Bomben und Kugeln in die Stadt, ohne, trotz wiederholtem Sturm, in sie eindringen zu können und obwohl er nur 2500 durch Entbehrungen schon entkräftete Streiter gegen sich hatte. Doch sollte er sein Ziel erreichen, besonders als Miaulis mit seinem Ge-

schwader, das den Belagerten Hilfe brachte, zurückgeschlagen worden war. Am 23. April fiel Missolunghi, nach einer Belagerung, die 1900 von seinen Verteidigern das Leben kostete, in die Gewalt Ibrahims, und seine Soldaten metzelten Männer, Frauen und Kinder, fast alles, was von den 9000 Bewohnern der Stadt noch lebte, erbarmungslos nieder. Im selben Jahr erschienen die von Kiutagi geführten Türken, nachdem sie Phokis und Böotien verwüstet, am 10. Juli vor Theben, drangen in Attika ein, berannten Athen und belagerten die von 1500 Griechen verteidigte Akropolis. Zur Unterstützung dieser Zitadelle, dem Schlüssel Griechenlands, sandte die neue Regierung Caraïskakis, einen der Helden von Missolunghi, und Oberst Fabvier mit seinem Korps von Regulären. Die Schlacht, die diese bei Chaïdari lieferten, ging verloren, und Kiutagi konnte die Belagerung der Akropolis fortsetzen. Inzwischen drang aber Caraïskakis durch die Felsschluchten des Parnassus, schlug die Türken bei Arachova am 5. Dezember und errichtete auf dem Schlachtfeld ein Siegeszeichen von 300 abgeschnittenen Köpfen. Das nördliche Griechenland war damit fast gänzlich frei geworden.

Leider war, begünstigt durch diese Kämpfe, der Archipel den Einfällen der frechesten Seeräuber preisgegeben, die je auf diesen Gewässern gehaust hatten. Von diesen nannte man als einen der blutigsten und kühnsten den Piraten Sacratif, dessen Name allein ausreichte, in allen Häfen der Levante Schrecken zu erregen.

7 Monate nach der Zeit, mit der diese Erzählung anfängt,

waren die Türken jedoch genötigt gewesen, sich nach einigen der festen Plätze des westlichen Griechenlands zurückzuziehen. Im Februar 1827 hatten die Griechen ihre Unabhängigkeit vom Golf von Ambracia bis zu den Grenzen von Attika zurückerobert. Die türkische Fahne wehte nur noch in Missolunghi, Voitsa und Naupaktes. Unter dem Einfluß von Lord Cochrane verzichteten die Griechen des Nordens und die des Peloponnes auf ihre inneren Streitigkeiten und versammelten am 31. März die Vertreter der ganzen Nation zur Beratung in Trezene, wobei die oberste Gewalt einer einzigen Hand, und zwar der eines Fremden anvertraut wurde, einem russischen Staatsmann griechischer Abstammung, Capo d'Istria, geboren in Korfu.

Athen befand sich aber in den Händen der Türken. Seine Zitadelle hatte sich am 5. Juni ergeben, womit das nördliche Griechenland in die Zwangslage versetzt wurde, sich wieder vollständig zu unterwerfen, doch unterzeichneten England, Rußland, Österreich und Frankreich am 6. Juli eine Übereinkunft, nach der sie, unter Anerkennung der Suzeränität der Pforte, doch auch eine griechische Nation anerkannten. In einem geheimen Artikel verpflichteten sich die Signatarmächte überdies, vereint gegen den Sultan vorzugehen, wenn der sich einem friedlichen Vergleich widersetzen sollte.

Das sind die wichtigsten Vorkommnisse dieses blutigen Krieges, die der freundliche Leser seinem Gedächtnis einprägen möge, da sie mit dem Folgenden in engstem Zusammenhang stehen.

Die einzelnen Tatsachen, die noch inniger die schon bekannten Personen und diejenigen, die in dieser dramatischen Schilderung ferner auftreten, angingen, waren aber folgende:

Unter den ersten Personen ist zunächst Andronika anzuführen, die Witwe des Patrioten Starkos.

Jener Kampf für die Unabhängigkeit des Landes hatte nicht nur Männer, sondern auch Frauen zu Helden gemacht, deren Namen glorreich mit den Ereignissen jener Zeit verflochten sind.

Hier erscheint auch der Name einer Bobolina, geboren auf einer kleinen Insel am Eingang des Golfs von Nauplia. Im Jahr 1812 wurde deren Gatte gefangengenommen, nach Konstantinopel geschleppt und auf Befehl des Sultans gepfählt. Da ertönte der erste Weckruf zum Aufstand. Auf eigene Kosten rüstete Bobolina 1821 drei Schiffe aus und, wie es H. Belle nach dem Bericht eines alten Klephten wiedererzählt, nachdem sie ihre Flagge aufgezogen, auf der sich die von spartanischen Frauen herrührenden Worte »Entweder darüber oder darunter« befanden, segelte sie bis zur Küste Kleinasiens und kaperte und verbrannte die türkischen Schiffe mit der Unerschrockenheit eines Tsamados oder eines Canaris. Nachdem sie darauf das Eigentum an ihren Schiffen freigebig an die neue Regierung abgetreten hatte, wohnte sie der Belagerung von Tripolitza bei, richtete um Nauplia eine Blockade von 14 monatiger Dauer ein und zwang endlich die Zitadelle zur Übergabe. Und diese Frau, deren Leben mehr einer Legende ähnelt, mußte um einer

Familienangelegenheit willen unter dem Dolch des eigenen Bruders verbluten.

Noch eine andere hervorragende Gestalt verdient mit dieser kühnen Hydriotin in gleichen Rang gestellt zu werden. Immer brachten dieselben Ursachen dieselben Wirkungen hervor.

Auf einen Befehl des Sultans wird in Konstantinopel der Vater der Modena Mavroeinis erdrosselt, einer Frau, deren Schönheit ihrer vornehmen Geburt gleichkam. Modena stürzt sich daraufhin sofort mit in die Empörung, ruft den Aufstand der Bewohner von Mykone hervor, rüstet Fahrzeuge aus, auf die sie sich selbst begibt, organisiert Guerillabanden, die sie anführt, hält die Armee Selim Paschas in den engen Schluchten des Pelion auf und zeichnet sich vorteilhaft aus bis zum Ende des Krieges, indem sie die Türken in den Engpässen der Berge von Phthiotis fortwährend beunruhigt.

Noch ist Kaïdos zu nennen, welche die Mauern von Vilia durch Sprengung vernichtete und sich beim Kloster der heiligen Jungfrau mit unüberwindlichem Mut schlug. Moskos, ihre Mutter, die an ihres Gatten Seite kämpfte und die Türken mit herabgeschleuderten Felsstücken zermalmte; Despo, die, um nicht den Muselmanen in die Hände zu fallen, sich mit ihren Töchtern, Schwiegertöchtern und Enkeln in die Luft sprengte. Ferner die Suliotenfrauen, nebst denen, welche die in Salamis neu errichtete Regierung beschirmten, indem sie dieser die von ihnen befehligte Flottille zuführten; Constanze Zacharias, die, nachdem sie in

den Ebenen von Lakonien das Zeichen zum Aufstand gegeben hatte, sich an der Spitze von 500 Bauern auf Leondari warf; ferner viele andere, deren edles Blut in diesem Krieg nicht geschont wurde, in dessen Verlauf man erkennen konnte, wessen die Nachkommen der alten Hellenen fähig waren.

Ebenso hatte auch Starkos' Witwe gehandelt. Unter dem Namen Andronika – den, welchen ihr entarteter Sohn hatte, wollte sie nicht führen – ließ sie sich in der Bewegung ebenso durch unwiderstehlichen Drang nach Rache, wie aus Liebe zur Unabhängigkeit hinreißen. Wie Bobolina, die Witwe eines Mannes, der hingerichtet worden war, weil er sein Land zu verteidigen suchte; wie Modena, wie Zacharias, trat sie, wenn es ihr auch nicht gleich jenen gestattet war, Schiffe auszurüsten und Truppen zu unterhalten, doch unverzagt mit ihrer Person in die erschütternden Ereignisse dieser Revolution ein.

Im Jahr 1821 schloß Andronika sich den Maniaten an, die der zum Tod verurteilte und nach den Ionischen Inseln entflohene Colocotroni zu sich rief, als er am 18. Januar des genannten Jahres in Scardamula landete. Sie nahm an der ersten geordneten Schlacht in Thessalien teil, als Colocotroni die Bewohner von Phameri und die von Caritene angriff, die sich an den Ufern der Rhuphia mit den Türken verbündet hatten. Ebenso wohnte sie am 17. Mai der Schlacht von Valtetsio bei, die die Flucht der Armee Mustafa Begs herbeiführte. Ganz besonders zeichnete sie sich aber aus bei der Belagerung von Tripolitza, wo die Spartaner die

Türken als »feige Perser«, und die Türken die Griechen als die »schwachen Hasen Laconiens« bekämpften. Dieses Mal aber behielten die Hasen die Oberhand.

Am 5. Oktober mußte die Hauptstadt des Peloponnes, welche die türkische Flotte nicht zu entsetzen vermochte, kapitulieren und wurde trotz Vertrags 3 Tage lang mit Feuer und Schwert verwüstet, was innerhalb und außerhalb der Stadt 10.000 Ottomanen jeden Alters und Geschlechts das Leben kostete.

Im folgenden Jahr, am 24. März, sah Andronika während eines Seegefechts, dem sie unter dem Befehl des Admirals Miaulis beiwohnte, die türkischen Schiffe nach 5stündigem Kampf entfliehen und eine Zuflucht im Hafen von Zante suchen. Auf einem dieser Schiffe aber hatte sie ihren Sohn erkannt, der das türkische Geschwader durch den Golf von Patras lotste. Niedergeschmettert von dieser Schmach, stürzte sie sich an diesem Tag in das heiße Getümmel, um den Tod zu suchen ... Der Tod wollte ihr Opfer nicht.

Nicolas Starkos sollte diesen verbrecherischen Weg noch weiter verfolgen. Einige Wochen später schloß er sich Kara Ali an, der die Stadt Scio auf der gleichnamigen Insel bombardierte. Ebenso war er beteiligt bei dem furchtbaren Gemetzel, in dem 23.000 Christen umkamen, ohne die 47.000 zu zählen, die auf den Märkten von Smyrna als Sklaven verkauft wurden. Und eines der Schiffe, die diese Unglücklichen nach der Barbareskenküste überführte, wurde wiederum von dem Sohn Andronikas befehligt – ein Grieche, der die eigenen Brüder verkaufte!



In der folgenden Zeit, wo die Hellenen den vereinigten Truppen der Türkei und Ägyptens Widerstand leisten mußten, unterließ Andronika keinen Augenblick, es jenen heroischen Frauen gleichzutun, deren Namen wir oben erwähnten.

Das war vor allem für Morea ein höchst trauriger Zeitraum. Ibrahim führte hierher seine wilden Araber, welche die Ottomanen noch an Grausamkeit übertrafen. Andronika befand sich unter den 4000 Kämpfern, die Colocotroni, der zum Oberkommandanten der Heeresmacht im Peloponnes ernannt worden war, um sich zu sammeln vermocht hatte. Nachdem Ibrahim aber an der messenischen Küste gelandet war, hatte er sich zuerst damit beschäftigt, Coron und Patras zu befreien; dann nahm er Navarin mit Gewalt, dessen Zitadelle ihm eine sichere Basis für seine Operationen bot, während der Hafen seiner Flotte als vortrefflicher Schutz diente. Darauf brannte er Argos nieder und bemächtigte sich Tripolitzas, wodurch es ihm möglich wurde, den ganzen Winter hindurch seine Raubzüge in den Nachbarprovinzen auszuführen. Vor allem hatte Messenien selbst davon zu leiden. Auch Andronika mußte wiederholt bis tief nach Magne hinein flüchten, um nicht den Arabern in die Hände zu fallen. Deshalb kam es ihr aber nicht in den Sinn, zu rasten. Kann man Ruhe finden in einem bedrückten Land?

Ebenso begegnete man ihr wieder in den Feldzügen 1825 und 1826, bei den Kämpfen in den Engpässen von Verga, wohin Ibrahim auf Polyaravos zurückweichen mußte, von

wo ihn die Maniaten des Nordens noch weiter vertrieben. Später schloß sie sich den regulären Truppen von Oberst Fabvier bei der Schlacht von Chaidari im Juli 1826 an. Hier wurde sie schwer verwundet und verdankte es nur dem Mut eines jungen Franzosen, der unter der Fahne der Philhellenen kämpfte, daß sie den unbarmherzigen Soldaten Kiutagis mit knapper Not entging.

Mehrere Monate lang schwebte Andronikas Leben in Gefahr. Ihre starke Konstitution rettete sie jedoch; trotzdem verging das Jahr 1826, ehe sie wieder soweit zu Kräften kam, um persönlich am Kampf teilzunehmen. Eben unter diesen Umständen kehrte sie im Oktober 1827 in die Provinzen von Magne einmal zurück. Sie wollte ihr Haus in Vitylo wiedersehen. Ein merkwürdiger Zufall führte am selben Tag auch ihren Sohn dahin. Der Leser kennt das Resultat der Begegnung zwischen Andronika und Nicolas Starkos und weiß, daß sie ihm von der Schwelle des Vaterhauses nur noch einen letzten Fluch nachschleuderte.

Jetzt, wo sie nichts mehr hatte, was sie an den Boden der Heimat fesselte, eilte Andronika wieder fort, um so lange mitzukämpfen, bis Griechenland seine volle Unabhängigkeit errungen haben würde.

So lagen die Dinge, als die Witwe Starkos' am 10. Oktober 1827 wieder von Magne auszog, um sich den Griechen des Peloponnes anzuschließen, die den Scharen Ibrahims jeden Fußbreit ihres Landes abzwangen.

4. KAPITEL

Das traurige Haus eines Reichen

Während die ›Karysta‹ mit einer Bestimmung, die nur ihr Kapitän kannte, nach Norden segelte, trug sich auf **Korfu** ein Ereignis zu, das, wenn es auch nur privater Natur war, doch darum nicht minder die öffentliche Aufmerksamkeit auf die Hauptpersonen dieser Geschichte lenken sollte.

Bekanntlich wurden die Ionischen Inseln seit 1815, gemäß der Verträge von diesem Jahr, unter englische Schutzherrschaft gestellt, nachdem sie bis 1814 unter der Frankreichs gestanden hatten.*

Unter dieser Gruppe, die Cerigo, Zante, Ithaka, Cephalonia, Leukade, Naxos und Korfu umschließt, ist letztere Insel die westlichste und auch die bedeutendste. Sie ist das alte Korcyra. Eine Insel, die einen Alkinous, den edelmütigen Gastfreund Jasons und der Medea, zum König hatte, die später, nach dem trojanischen Krieg, den klugen Ulysses aufnahm, ist wohl berechtigt, in der Geschichte des Altertums eine hervorragende Stelle einzunehmen. Nachdem um sie die Franken, die Bulgaren, die Sarazenen und die Neapolitaner gekämpft hatten, wurde sie im 16. Jahrhundert durch Barbarossa verwüstet, im 18. durch den Grafen Schulemburg in Schutz genommen und, nachdem sie gegen

* Seit 1864 erhielten die Ionischen Inseln ihre Unabhängigkeit wieder und wurden, geteilt in Nomachien, dem Königreich Griechenland zugeschlagen.



Ende der selbständigen Herrschaft noch von General Doncelot verteidigt worden war, diente sie jetzt als Regierungssitz des englischen Oberkommissars.

Zu jener Zeit war dieser Oberkommissar Sir Frederik Adam, der Gouverneur der Ionischen Inseln. Zur Berücksichtigung der möglichen Zufälle, die der Kampf der Griechen gegen die Türken herbeiführen konnte, hatte er fortwährend einige Fregatten zur Verfügung, die den Polizeidienst in den benachbarten Meeren versahen. Es bedurfte wirklich großer, stark bewaffneter Schiffe, um Ordnung zu halten in diesem Archipel, der den Griechen, den Türken, den Inhabern von Kaperbriefen ebenso preisgegeben war wie den eigentlichen Seeräubern, die kein anderes Ziel kannten, als ganz nach Belieben Fahrzeuge jeder Nationalität zu überfallen und zu plündern.

Wir werden später in Korfu eine ziemliche Anzahl Fremder treffen und darunter vor allem solche, die seit 3 bis 4 Jahren infolge der wechselnden Ereignisse im Unabhängigkeitskampf herangezogen worden waren. Hier in Korfu schifften sie sich ein, um nach dem Kampfplatz zu gelangen, und hier hielten sich auch andere auf, die infolge erlittener Strapazen sich eine längere Zeit der Ruhe gönnen mußten.

Unter den letzteren ist vor allem ein junger Franzose zu nennen. Voll edler Begeisterung für die Sache der Freiheit, hatte er sich schon seit 3 Jahren daran aktiv beteiligt und bei vielen Ereignissen, deren Schauplatz die Hellenische Halbinsel war, eine hervorragende Rolle gespielt. Henry d'Albaret,

Schiffsleutnant der königlichen Marine, einer der jüngsten Offiziere seines Grades und jetzt auf unbegrenztem Urlaub, war von Beginn des Krieges an unter die Fahne der französischen Philhellenen eingetreten. 29 Jahre alt, mittelgroß, von kräftiger Konstitution, die ihn befähigte, die Anstrengungen seines Berufs als Seemann zu ertragen, flößte dieser junge Offizier durch seinen natürlichen Anstand, durch die Vornehmheit der Erscheinung, den offenen Blick, das wirklich männlich schöne Gesicht jedermann im ersten Augenblick eine gewisse Teilnahme ein, die durch längeren vertrauten Umgang nur an Wärme zunehmen konnte.

Henry d'Albaret gehörte einer reichen, ursprünglich aus Paris stammenden Familie an. Seine Mutter hatte er kaum gekannt. Sein Vater war kurz nach der Zeit, wo er mündig wurde, das heißt 2 oder 3 Jahre nach seinem Abgang aus der Seemannsschule, gestorben. Herr eines ziemlich beträchtlichen Vermögens, hatte er darin noch keinen Grund gesehen, seinem Seemannsberuf zu entsagen. Im Gegenteil, er blieb seiner Laufbahn – der schönsten, die es auf Erden geben kann – getreu und war Schiffs-Lieutenant geworden, als die griechische Flagge als Feind des türkischen Halbmonds im Norden Griechenlands wie im Peloponnes entfaltet wurde.

Henry d'Albaret zauderte keine Stunde. Wie so viele andere mutige junge Leute, die diese Bewegung unwiderstehlich mit sich fortriß, schloß er sich den Freiwilligen an, die von französischen Offizieren bis nach den Grenzmarken des östlichen Europas geführt werden sollten. Er gehörte zu

den ersten Philhellenen, die ihr Blut für die Sache der Unabhängigkeit verspritzten. Vom Jahr 1822 an befand er sich unter den ruhmvoll Unterlegenen, die mit Maurocordato in der Schlacht von Arta besiegt wurden, und ebenso unter den Siegern bei der ersten Belagerung von Missolunghi. Er war dabei, als im folgenden Jahr Marco Botsaris überwältigt wurde. Im Laufe des Jahres 1824 nahm er mit Auszeichnung teil an den Seegefechten, durch welche die Griechen die Siege Mehemet Alis rächten. Nach dem Fall von Tripolizza 1825 führte er einen Teil der regulären Truppen unter dem Befehl von Oberst Fabvier. Im Juli 1826 schlug er sich bei Chaidari und rettete da das Leben Andronika Starkos', welche die Pferde Kiutagis zu zermalmen drohten – in jener schrecklichen Schlacht, die den Philhellenen so unersetzliche Verluste kostete.

Henry d'Albaret wollte seinen Anführer indes nicht verlassen und schloß sich diesem schon bald darauf in Methenä wieder an.

Zu dieser Zeit wurde die Akropolis von Athen von dem Kommandanten Gouras, der 1500 Mann unter seinem Befehl hatte, verteidigt. In diese Zitadelle hatten sich auch noch 500 Frauen und Kinder geflüchtet, denen es unmöglich gewesen war, zu entkommen, als die Türken sich der Stadt bemächtigten. Gouras besaß Lebensmittel für 1 Jahr, ein Material von 14 Kanonen und 3 Mörsern, sein Schießbedarf ging aber bald zu Ende.

Fabvier beschloß, die Akropolis mit neuen Vorräten zu versehen. Er rief Freiwillige auf, ihn bei diesem mehr als



kühnen Unternehmen zu unterstützen. 530 folgten seinem Aufruf, unter ihnen 40 Philhellenen; unter diesen 40 und an ihrer Spitze Henry d'Albaret. Jeder dieser verwegenen Parteigänger nahm einen Sack Pulver mit sich, und so schifften sie sich unter der Anführung Fabviers in Methenä ein.

Am 13. Dezember landete das kleine Korps fast am Fuß der Akropolis, ein Mondstrahl verriet sie. Sofort knatterte das Feuer der Türken. Fabvier ruft: »Vorwärts!« Ohne seinen Pulversack im Stich zu lassen, der ihn doch jeden Augenblick in tausend Stücke zu zerreißen droht, durchklettert Mann für Mann den Graben, und so dringen sie durch die geöffneten Tore der Zitadelle ein. Die Belagerten werfen die Türken heldenmütig zurück. Fabvier aber ist verwundet, sein zweiter Offizier ist tot und Henry d'Albaret fällt auch, von einer Kugel getroffen. Die regulären Truppen und ihre Anführer waren nun in der Zitadelle eingeschlossen mit denen, welchen sie so todesmutig Hilfe zu bringen unternommen hatten, und die sie jetzt nicht wieder von sich lassen wollten.

Hier mußte der junge Offizier, der an einer glücklicherweise nicht zu schweren Verletzung daniederlag, das Elend der Belagerten teilen, deren ganze Nahrung sich zuletzt auf magere Rationen Gerste beschränkte. So vergingen 6 Monate, ehe die Kapitulation der Akropolis, der Kiutagi zustimmte, ihm die Freiheit wiedergab. Erst am 5. Juni 1827 konnten Fabvier, seine Freiwilligen und die Belagerten die Zitadelle von Athen verlassen und sich auf bereitliegende Schiffe begeben, die sie nach Salamis beförderten.

Bei seiner noch andauernden Schwäche wollte Henry d'Albaret nicht in dieser Stadt bleiben und ging deshalb nach Korfu unter Segel. Hier erholte er sich nun seit 2 Monaten von seinen Strapazen und wartete auf die Stunde, wo er wieder seinen Posten in den vordersten Reihen einnehmen könnte, als der Zufall seinem Leben, das bisher nur das Leben des Soldaten gewesen war, eine neue Triebfeder einfügte.

In Korfu, fast am Ausgang der Strada Reale, lag ein altes unscheinbares Haus von halb griechischem, halb italienischem Aussehen. In diesem Haus wohnte eine Person, die sich nur wenig zeigte, von der man aber desto mehr sprach. Das war der Bankier Elizundo. Ob der Mann 60 oder 70 Jahre zählte, hätte niemand entscheiden können. Seit etwa 20 Jahren verbarg er sich in dieser düsteren Wohnung, die er fast niemals verließ. Wenn er jedoch nicht herauskam, so statteten ihm dafür eine Menge Leute aus aller Herren Ländern – fleißige Klienten seiner Comptoirs – desto mehr Besuche ab.

Auf jeden Fall wurden in diesem Bankhaus sehr große Geschäfte betrieben, und seine Ehrbarkeit stand bei allen außer Zweifel. Elizundo galt übrigens für ungeheuer reich. Kein Kredit auf den Ionischen Inseln bis hinüber zu seinen dalmatinischen Kollegen von Zara oder Ragusa hätte sich mit dem seinigen messen können. Eine von ihm akzeptierte Tratte war goldeswert. Er vermied zweifellos auch alle unsicheren Geschäfte und schien im Gegenteil darin eher etwas zu vorsichtig zu sein, denn er forderte stets die aller-

besten Referenzen, wie die vollständigsten Garantien; seine Kasse dagegen schien unerschöpflich. Merkwürdigerweise erledigte Elizundo fast alles ganz allein und hatte nur einen Mann in seinem Haus, von dem später die Rede sein wird und der die weniger wichtigen Schriftstücke aufzusetzen hatte. Er war also gleichzeitig sein eigener Kassierer, wie sein eigener Buchhalter. Es gab keinen Vertrag, der nicht von ihm abgefaßt, keinen Brief, der nicht von seiner Hand geschrieben worden wäre. Im eigentlichen Büro des Comptoirs hatte niemals ein Kommis Platz gefunden; das trug natürlich nicht wenig dazu bei, seinem Geschäftsverfahren den Stempel des Geheimnisvollen aufzudrücken.

Bezüglich der Herkunft des Bankiers sagte man wohl, er stamme aus Illyrien oder Dalmatien, doch wußte hierüber niemand etwas genaueres. Stumm über seine Vergangenheit und ebenso stumm über die Gegenwart, hielt er sich von der korfiotischen Gesellschaft möglichst fern. Als die Inselgruppe unter Frankreichs Botmäßigkeit gestellt worden war, verlief sein Leben schon genau in derselben Weise wie später, wo ein englischer Gouverneur die Ionischen Inseln verwaltete. Jedenfalls war das, was man über sein Vermögen fabelte, und das im Mund der Leute schlechtweg auf Hunderte von Millionen geschätzt wurde, nicht so buchstäblich zu nehmen; er mußte aber reich sein und war gewiß sehr reich, obgleich er in seinen Bedürfnissen und seinem Geschmack nur als höchst bescheidener Mann erschien.

Elizundo war Witwer und zwar schon, als er sich in Korfu mit seiner damals 2jährigen Tochter niederließ. Jetzt

zählte diese Tochter, die Hadjine hieß, 22 Jahre und lebte, mit der Versorgung des ganzen Haushalts betraut, mit ihm in eben jener Wohnung.

Überall, selbst in jenen Ländern des Orients, wo Frauenschönheit etwas so häufiges ist, würde Hadjine Elizundo als außerordentlich schön gegolten haben, und das trotz des Ernstes ihrer etwas traurigen Physiognomie. Wie hätte diese aber auch anders erscheinen können, inmitten jener Umgebung, in der ihre Kindheit verlaufen war, ohne eine Mutter, sie anzuleiten, ohne eine Gefährtin, mit der sie die ersten mädchenhaften Empfindungen hätte teilen können? Hadjine Elizundo war von mittlerer Größe, aber von höchst graziösem Wuchs. Durch den griechischen Ursprung, den sie ihrer Mutter verdankte, erinnerte sie an den Typus der schönen jungen Frauen von Lakonien, die in dieser Beziehung alle Frauen des Peloponnes übertreffen.

Zwischen Vater und Tochter herrschte keine besondere Vertrautheit und konnte sie auch nicht herrschen. Der Bankier lebte allein, schweigend oder sehr zurückgezogen, als einer jener Menschen, die sehr häufig den Kopf wegwenden und die Augen bedecken, als wenn ihnen das Licht wehtäte. Im privaten Leben ebensowenig mittheilsam wie im öffentlichen, war er stets, selbst bei allen Verhandlungen mit den Kunden des Hauses, äußerst wortkarg. Wie hätte da Hadjine Elizundo ihrem Leben hinter diesen Mauern einen Reiz abgewinnen können, wo sie innerhalb derselben kaum das Herz des Vaters fand!

Zum Glück existierte an ihrer Seite ein seelengutes, er-

gebenes, liebevolles Wesen, das nur für seine junge Herrin lebte, das mit ihr trauerte, wenn sie betrübt war, und dessen Züge sich aufhellten, wenn es sie lächeln sah. Es ging eben sein ganzes Leben in dem Hadjines auf.

Diese Schilderung könnte auf den Glauben führen, daß es sich hier um einen guten, treuen Hund handle, einen jener »Aspiranten des Menschengeschlechts«, wie Michelet gesagt hat, »dessen treuergebener Freund«, wie Lamartine ihn nennt. Nein, es war nur ein Mensch, der aber verdient hätte, ein Hund zu sein. Er hatte Hadjine gesehen, seit sie das Licht der Welt erblickte, hatte sie niemals verlassen, sie als Kind gewiegt und als junges Mädchen bedient.

Es war das ein Grieche, namens Xaris, ein Milchbruder der Mutter Hadjines, der dem Bankier nach seiner Verheiratung nach Korfu folgte; jetzt befand er sich also schon über 20 Jahre in diesem Haus, in dem er eine, der eines gewöhnlichen Dieners etwas überlegene Stellung einnahm, und half selbst Elizundo, wenn es sich darum handelte, gelegentlich irgendetwas abzuschreiben oder durchzusehen.

Xaris war, wie viele Männer aus Lakonien, von ziemlich hoher Gestalt, breitschultrig und besaß ungeheure Muskelkräfte, dazu ein hübsches Gesicht, schöne Augen, eine lange, gebogene Nase, unter der sich ein prächtiger schwarzer Schnurrbart ausbreitete. Auf dem Kopf trug er eine Mütze aus dunklem Wollstoff und um die Lenden die elegante Fustanella seines Heimatlands.

Wenn Hadjine Elizundo ausging, entweder um Einkäufe zu besorgen oder um sich nach der katholischen Spiridion-

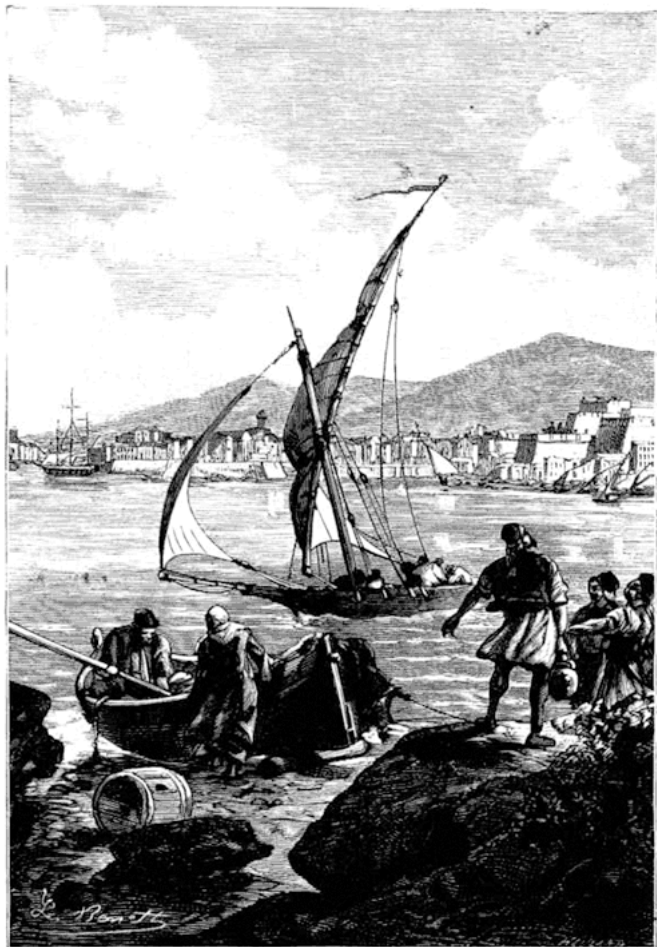


Kirche zu begeben, ebenso wenn sie nur ein wenig die erquickende Seeluft genießen wollte, die bis zu dem alten Haus in der Strada Reale kaum eindrang, so **begleitete sie der treue Xaris**. Manche junge Korfioten hatten sie so auf der Esplanade oder selbst in den Straßen der Vorstadt Kas-trades sehen können, die sich längs der gleichnamigen Bai hinzieht.

So mancher von ihnen hatte bis zu ihrem Vater vorzudringen gesucht. Wer hätte sich auch nicht gefesselt fühlen sollen von der Schönheit des jungen Mädchens und vielleicht auch angelockt von den Millionen des Hauses Elizundo? Auf alle Anträge dieser Art hatte Hadjine jedoch abweisend geantwortet und der Bankier selbst niemals versucht, ihren Entschluß zu beeinflussen. Dennoch hätte der ehrliche Xaris dafür, seine junge Herrin glücklich zu wissen, alles eigene Glück hingegeben, auf das er durch seine Ergebenheit ohnegleichen sicherlich das größte Anrecht besaß.

So sah es also aus in diesem düsteren traurigen Haus, das vereinsamt in einem Winkel der Hauptstadt des alten Korcyra lag, so war das Innere beschaffen, in das Zufälligkeiten seines Lebens Henry d'Albaret einführen sollten.

Zuerst waren es geschäftliche Angelegenheiten, die den Bankier und den französischen Offizier in Verbindung brachten. Bei seinem Weggang von Paris hatte dieser bedeutende Wechsel auf das Haus Elizundo erworben. In **Korfu** wollte er sie einlösen lassen. Von Korfu bezog er selbst weiterhin alles Geld, dessen er als Philhellene bedurfte. Wiederholt kehrte er auch nach der Insel zurück und machte



dabei gelegentlich die Bekanntschaft Hadjine Elizundos. Die Schönheit des jungen Mädchens hatte ihn gefangengenommen, die Erinnerung an sie begleitete ihn nach allen Schlachtfeldern Moreas und Attikas.

Nach der Übergabe der Akropolis hatte Henry d'Albaret nichts besseres zu tun, als sich wieder nach Korfu zu begeben. Seine Wunde war nur unzulänglich verheilt. Die unbeschreiblichen Entbehrungen während der Belagerung hatten seine Gesundheit erschüttert. Obwohl er auf Korfu nicht im Haus des Bankiers Elizundo selbst wohnte, genoß er darin doch jeden Tag einige Stunden gastfreundlichen Verkehrs, eine Bevorzugung, deren sich noch kein Fremder hatte rühmen können.

So verlebte Henry d'Albaret nun schon 3 Monate. Nach und nach wurden seine Besuche bei Elizundo, die zuerst nur der Erledigung von geschäftlichen Angelegenheiten galten, für ihn von mehr Interesse und wiederholten sich, wie gesagt, täglich. Hadjine gefiel dem jungen Offizier ausnehmend. Ihr selbst konnte das sicherlich nicht entgehen, wenn sie ihn, ganz entzückt, sie zu sehen und ihren Worten zu lauschen, neben sich sitzen sah. Ihrerseits wieder hatte sie nichts versäumt, ihm alle Sorgfalt angedeihen zu lassen, die sein Gesundheitszustand erheischte. Henry d'Albaret mußte sich unter solcher Pflege natürlich besonders wohlfühlen. Auch Xaris machte kein Hehl daraus, wie er sich von dem freimütigen lebenswürdigen Charakter Henry d'Albaretts angezogen fühlte, so daß ihm der junge Mann wirklich unentbehrlich wurde.

»Du hast recht, Hadjine«, erklärte er wiederholt gegenüber dem jungen Mädchen, »Griechenland ist dein Heimatland ebenso wie das meinige, und wir dürfen nicht vergessen, daß dieser junge Offizier nur deshalb zu leiden hat, weil er für unsere Heimat in den Kampf zog.«

»Er liebt mich«, gestand sie eines Tages Xaris offen. Das sprach das junge Mädchen aber mit derselben Einfachheit aus, die sie bei allen Vorkommnissen zu bewahren pflegte.

»Nun gut, du mußt dich von ihm lieben lassen!« antwortete Xaris. »Dein Vater wird nach und nach alt, Hadjine; ich werde auch nicht ewig da sein ... Wo könntest du für dieses Leben einen sichereren Beschützer finden, als in Henry d'Albaret?«

Hadjine hatte nicht erwidert. Sie hätte zugestehen müssen, daß sie, wenn sie sich geliebt wußte, ebenso wiederliebte. Eine ganz erklärliche Zurückhaltung nötigte sie jedoch, diese Empfindung selbst gegenüber Xaris nicht zu offenbaren.

Nachdem die Dinge aber einmal soweit gediehen waren, blieben sie auch der ganzen korfiotischen Gesellschaft nicht mehr lange verborgen. Ehe davon eigentlich die Rede war, sprachen die Leute doch von der zu erwartenden Vermählung des Henry d'Albaret mit Hadjine Elizundo wie von einer ausgemachten Sache.

Wir müssen hierbei bemerken, daß der Bankier die Aufmerksamkeiten des jungen Offiziers gegen seine Tochter nicht ungern zu sehen schien. So wie Xaris gesagt hatte, fühlte er das Alter schnellen Schritts herannahen. So ver-

dorrt sein Herz auch sein mochte, mußte er fürchten, Hadjine im Leben allein stehen zu sehen, obwohl sie bei dem Vermögen, das ihr einst zufiel, gewiß nicht in Not geraten konnte. Diese Geldfrage übrigens hatte für Henry d'Albaret niemals ein besonderes Interesse gehabt. Ob die Tochter des Bankiers reich oder arm war, das kümmerte ihn keinen Augenblick nur im mindesten. Die Liebe, die er für das junge Mädchen empfand, nährte sich von weit erhabeneren Gefühlen, als von so niedrigen Interessen. Er verehrte sie ebenso wegen ihrer Güte wie wegen ihrer Schönheit. Das war es, was ihm für Hadjine in ihrer traurigen Umgebung eine besondere Teilnahme einflößte; aber er bewunderte sie auch wegen des Adels ihrer Ideen, wegen ihres weiten geistigen Gesichtskreises, ebenso wie wegen des mutigen Herzens, das er ihr, wenn sie je in die Lage käme, es zu beweisen, zutraute.

Um das zu begreifen, brauchte man Hadjine nur über das unterjochte Griechenland und die übermenschlichen Anstrengungen reden zu hören, die dessen Kinder machten, um es zu befreien. Auf diesem Gebiet mußten sich die beiden jungen Leute selbstverständlich in vollständiger Übereinstimmung begegnen.

Welche erhebenden Stunden verbrachten sie da, wenn sie von diesen Dingen in griechischer Sprache, die Henry d'Albaret jetzt so geläufig war, wie seine eigene, unter vier Augen sprachen! Wie fühlten sie doppelt die Freude, wenn ein Erfolg auf dem Meer die Unfälle, deren Schauplatz Morea oder Attika war, auszugleichen schien! Henry d'Albaret

mußte dann wohl alle Einzelheiten berichten, von den Kämpfen, an denen er selbst teilgenommen, die Namen der Landeskinder und Fremden aufzählen, die sich in diesen blutigen Schlachten ausgezeichnet hatten, und ebenso, die jener Frauen, denen es Hadjine Elizundo, wenn sie sonst frei gewesen wäre, so gern gleich getan hätte – jene Bobolina, Modena, Zacharias, Kaïdos, ohne die todesmutige Andronika zu vergessen, die der junge Offizier aus dem Gemetzel von Chaidari gerettet hatte.

Als Henry d'Albaret eines Tages eben den Namen dieser Frau ausgesprochen hatte, machte Elizundo, der das Gespräch mit anhörte, eine Bewegung, welche die Aufmerksamkeit seiner Tochter erweckte.

»Was hast du, lieber Vater?« fragte sie.

»Nichts«, antwortete der Bankier.

Dann wandte er sich an den jungen Offizier mit dem Ton eines Mannes, der möglichst gleichgültig erscheinen will, und fragte:

»Sie haben diese Andronika gekannt?«

»Ja, Herr Elizundo.«

»Wissen sie auch, was aus ihr geworden ist?«

»Nein«, antwortete Henry d'Albaret, »ich glaube, sie wird nach dem Kampf von Chaidari nach Magne zurückgekehrt sein, wo ihre Heimat ist. An dem einen oder anderen Tage hoffe ich sie aber auf dem Kampfplatz in Griechenland wieder erscheinen zu sehen.«

»Jawohl«, flüsterte Hadjine hinzu, »da wo sie sein muß!«

Niemand fragte Elizundo, warum er diese Erkundigungen über Andronika eingezogen habe, und er würde gewiß auch nur ausweichend geantwortet haben. Seiner Tochter, die mit den Beziehungen des Bankiers wenig bekannt war, fiel es jedoch nicht wenig auf. Sollte vielleicht irgendeine Verbindung existieren zwischen ihrem Vater und jener Andronika, die sie so sehr bewunderte?

Was den Unabhängigkeitskrieg betraf, so beobachtete Elizundo vollkommene Zurückhaltung. Welchen Teil seine guten Wünsche begleiteten, ob den der Unterdrücker oder den der Unterdrückten, das hätte man nur schwierig sagen können – wenn er überhaupt der Mann dazu war, für irgend jemand oder irgendeine Sache Wünsche zu hegen. Sicher ist nur das eine, daß er durch seinen Kurier ebensoviele aus der Türkei wie aus Griechenland abgesandte Briefe erhielt.

Wir heben jedoch ausdrücklich hervor, daß Elizundo dem jungen Offizier, obgleich dieser für die Sache der Hellenen die Waffen ergriffen, in seinem Haus einen nicht minder freundlichen Empfang zuteil werden ließ.

Henry d'Albaret konnte seinen Aufenthalt jetzt nicht mehr weiter ausdehnen. Da er sich wieder bei Kräften fühlte, war er auch entschlossen, bis zum Ende durchzuführen, was er als seine Pflicht betrachtete. Er sprach davon auch öfters zu dem jungen Mädchen.

»Es ist auch in der Tat Ihre Pflicht!« antwortete Hadjine. »Wie bitteren Schmerz mir Ihre Abreise auch bereiten wird, Henry, so sehe ich doch ein, daß Sie von Ihren Waffengefährten nicht länger fernbleiben dürfen. Solange Griechen-

land seine Freiheit nicht voll und ganz zurückerkämpft hat, gilt es eben, dafür zu kämpfen!«

»Ich werde abreisen, Hadjine, werde bald aufbrechen«, sagte eines Tages Henry d'Albaret, »doch wenn ich die Gewißheit mit mir nehmen könnte, daß Sie mich ebenso wiederlieben, wie ich Sie ...«

»Henry, ich habe keinen Grund, die Gefühle zu verhehlen, die Sie mir einflößen«, erwiderte Hadjine. »Ich bin kein Kind mehr und ich sehe mit dem gebührenden Ernst in die Zukunft. Ich habe Vertrauen zu Ihnen«, fügte sie hinzu, ihm die Hand entgegenstreckend, »vertrauen Sie nun auch mir! So wie Sie mich hier zurücklassen, so werden Sie mich bei Ihrer Rückkehr wiederfinden!«

Henry hatte warm die Hand gedrückt, die ihm Hadjine als Beweis ihrer Empfindungen reichte.

»Ich danke Ihnen von ganzem Herzen!« sagte er. »Ja, wir gehören einander ... schon jetzt! Und wenn unsere Trennung noch so schmerzlich ist, werd' ich doch die Gewißheit mitnehmen, von Ihnen geliebt zu sein! ... Doch vor meiner Abreise, Hadjine, will ich noch mit Ihrem Vater sprechen! ... Ich will die Überzeugung haben, daß er unsere Liebe billigt und daß einst von seiner Seite keine Hindernisse zu erwarten sind.«

»Daran werden Sie gut tun, Henry«, antwortete das junge Mädchen. »Holen Sie sich das Jawort, wie Sie das meinige schon haben.«

Henry d'Albaret durfte mit der Verwirklichung dieses

Vorhabens nicht lange zögern, denn er war entschlossen, bald unter den Befehl von Oberst Fabvier zurückzukehren.

Leider nahmen die Dinge für die Sache der Unabhängigkeit einen immer ungünstigeren Verlauf. Die Londoner Konvention hatte noch keine merkbaren Erfolge gehabt, und man konnte wohl auf die Vermutung kommen, daß die Mächte sich gegenüber dem Sultan nur auf gute Ratschläge, folglich nur auf eine sehr platonische Einmischung beschränken dürften.

Verblindet durch ihre Erfolge, schienen die Türken nicht im geringsten geneigt, auf ihre Forderungen zu verzichten. Obwohl jetzt zwei Geschwader, ein englisches, geführt von Admiral Codrington, und ein französisches, unter dem Befehl von Admiral de Rigny, im Ägäischen Meer kreuzten, und obwohl die griechische Regierung jetzt nach Ägina übergesiedelt war, um dort den Kampf in größerer Sicherheit zu leiten, lieferten die Türken doch unausgesetzt Beweise von einer Hartnäckigkeit, die sie zu furchtbaren Gegnern machte.

Das begreift sich übrigens, wenn man bedenkt, daß der Hafen von Navarin seit dem 7. September eine Flotte von 92 ottomanischen, ägyptischen und tunesischen Schiffen aufgenommen hatte. Diese Flotte überbrachte hierher ein ungeheures Kriegsmaterial, das Ibrahim zu einer von ihm vorbereiteten Expedition gegen die Hydrioten benutzen wollte.

Gerade in Hydra hatte Henry d'Albaret beschlossen, sich der Schar der Freiwilligen wieder anzuschließen. Diese am

Ende von Argolis gelegene Insel ist eine der reichsten des ganzen Archipels. Nachdem diese mit Blut und Geld soviel getan hatte für die Sache der Hellenen, die die kühnen Seeleute Tombasis, Miaulis Tsamados und andere verteidigten, die die türkischen Kapitäne vor allem fürchteten, sah sie sich jetzt von der schrecklichsten Wiedervergeltung bedroht.

Henry d'Albaret durfte also nicht zögern, Korfu zu verlassen, wenn er auf Hydra den Söldnern Ibrahims noch zuvorkommen wollte. So wurde denn seine Abreise endgültig auf den 21. Oktober festgesetzt.

Einige Tage vorher fand sich der junge Offizier, wie verabredet, bei Elizundo ein und bat um die Hand seiner Tochter. Er verhehlte ihm nicht, daß auch Hadjine sich glücklich fühlen würde, wenn er seinem Gesuch willfare. Übrigens handelte es sich vorläufig nur um seine Zustimmung, da an eine Vermählung erst nach der Rückkehr Henry d'Albaret zu denken war. Seine Abwesenheit sollte indes aller Voraussicht nach nicht allzulange währen.

Der Bankier kannte die Verhältnisse des jungen Offiziers, den Bestand seines Vermögens, die hohe Achtung, deren seine Familie sich in Frankreich erfreute. Nach dieser Seite brauchte er von ihm also keine weiteren Erklärungen zu verlangen. Was ihn selbst anging, so war auch seine Ehrenhaftigkeit niemals angezweifelt, und nie hatte sich über sein Haus ein ungünstiges Licht verbreitet. Da ihm Henry d'Albaret über seine Vermögensverhältnisse nicht sprach, bewahrte er auch Stillschweigen über die seinigen. Den An-

trag selbst betreffend, antwortete er, daß er ihm angenehm sei. Diese Verbindung werde ihn nur glücklich machen können, da sie das Glück seiner Tochter gewährleiste.

All das wurde sehr kühl besprochen, die Hauptsache blieb jedoch, daß es überhaupt der Fall war. Henry d'Albaret besaß nun das Wort Elizundos, und als Belohnung dafür erhielt der Bankier von seiner Tochter den heißesten Dank, den er jedoch mit gewohnter Zurückhaltung entgegennahm.

Alles schien sich also zur größten Befriedigung der jungen Leute zu gestalten, und, es verdient das bemerkt zu werden, auch zu der des getreuen Xaris. Dieser vortreffliche Mann weinte fast wie ein Kind und hätte am liebsten den jungen Offizier an die Brust gedrückt.

Henry d'Albaret blieb indes nur noch wenig Zeit übrig, bei Hadjine Elizundo zu verweilen. Er hatte sich auf einer levantinischen Brigg einen Platz gesichert, und diese Brigg sollte Korfu mit der Bestimmung nach Hydra am 21. des Monats verlassen.

Wie sich die letzten Tage gestalteten, die er in dem Haus der Strada Reale verlebte, das bedarf wohl keiner eingehenden Schilderung.

Henry d'Albaret und Hadjine verließen sich kaum eine Stunde. Plaudernd saßen sie in dem niederen Saal des Erdgeschosses der düsteren Wohnung. Der Adel ihrer Empfindungen verlieh diesen Unterhaltungen einen eigenen Reiz, der ihren sonst ernsten Ton wohlthätig milderte. Sie sagten sich, daß die Zukunft doch ihnen gehöre, wenn ih-

nen die Gegenwart auch sozusagen entfliehe. Dieser Gegenwart wollten sie also mutig ins Auge blicken. Beide erwogen ebenso die günstigen wie die ungünstigen Aussichten, aber ohne Entmutigung, ohne Schwäche. Und wenn sie so sprachen, begeisterten sie sich nur mehr und mehr für die Sache, der Henry d'Albaret sich von neuem zu widmen im Begriff stand.

Eines Abends, am 20. Oktober, sagten sie sich das zum letztenmal, wenn auch mit etwas mehr Erregung als sonst. Am folgenden Tag sollte der junge Offizier wieder nach dem Kriegsschauplatz abreisen.

Plötzlich stürmte Xaris in den Saal. Er konnte nicht sprechen; er keuchte, so schnell war er gelaufen. Binnen weniger Minuten hatten ihn seine kräftigen Beine durch die ganze Stadt, von der Zitadelle bis zum Ende der Strada Reale hergetragen.

»Nun, was willst du? ... Was hast du, Xaris? Warum diese Aufregung?« fragte Hadjine.

»Ich habe ... ich bringe ... eine Neuigkeit! ... Eine wichtige ... eine große Neuigkeit!«

»So sprich doch ... sprich ... Xaris!« drängte ihn jetzt Henry d'Albaret, der nicht wußte, ob er eine freudige oder eine betäubende Nachricht hören sollte.

»Ich kann nicht! ... Ich kann nicht!« antwortete Xaris, der vor Erregung fast zu ersticken schien.

»Handelt sich's denn um eine Kriegsnachricht?« fragte das Mädchen, ihn an der Hand ergreifend.

»Ja ... ja!«

»So rede doch!« wiederholte sie. »Rede doch, mein wackerer Xaris!«

»Was ist denn geschehen?«

»Die Türken ... heute geschlagen ... bei Navarin!«

So vernahmen Henry d'Albaret und Hadjine die Neuigkeit von der Seeschlacht am 20. Oktober.

Durch den Lärm beim Hereinstürmen Xaris' herbeigelockt, betrat eben auch der Bankier Elizundo den Saal. Als er erfuhr, um was es sich handle, preßten sich unwillkürlich seine Lippen aufeinander, seine Stirn runzelte sich, aber er gab weder ein Zeichen von Befriedigung noch von Mißvergnügen zu erkennen, während die beiden jungen Leute den überströmenden Gefühlen ihrer Herzen freien Lauf ließen.

Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin war eben in Korfu eingetroffen. Kaum hatte sie sich in der ganzen Stadt verbreitet, so kannte man auch schon viele ihrer Einzelheiten, die durch die optischen Telegraphen von der albanischen Küste her übermittelt worden waren.

Das englische und das französische Geschwader, dem sich auch noch ein russisches angeschlossen hatte, zusammen 27 Schiffe mit 1276 Kanonen, hatten die ottomanische Flotte angegriffen, indem sie sich gewaltsam einen Weg durch den Eingang des Golfs von Navarin öffneten.

Obwohl die Türken in der Übermacht waren, denn sie hatten 60 Schiffe jeder Größe, ausgerüstet mit 1994 Kanonen zur Hand, mußten sie doch gründlich unterliegen. Mehrere ihrer Schiffe wurden in den Grund geschossen, andere flogen mit einer großen Anzahl von Offizieren und Mann-

schaften in die Luft. Ibrahim konnte von der Seemacht des Sultans also nicht erwarten, ihn bei seinem Zug gegen Hydra zu unterstützen.

Hiermit hatte sich eine höchst entscheidende Tatsache vollzogen; von diesem Zeitpunkt an nahm die Sache Griechenlands eine neue, bessere Wendung. Wenn die drei Mächte auch im voraus darüber einig waren, ihren Sieg nicht bis zu einer völligen Vernichtung der Pforte auszunützen, so schien es doch ausgemacht, daß sie dem Wunsch zustimmten, das Land der Hellenen der ottomanischen Gewalt zu entreißen, und ebenso gewiß, daß sie nach kürzerer oder längerer Zeit die volle Selbständigkeit des neuen Königreichs anerkennen würden.

Derlei Anschauungen herrschten auch im Haus des Bankiers Elizundo. Hadjine, Henry d'Albaret und Xaris hatten vor Freude in die Hände geklatscht, und ihr Jubel fand ein Echo in der ganzen Stadt. Die Unabhängigkeit war es, was der eherne Mund der Kanonen vor Navarin verkündet hatte.

Durch diesen Seesieg der alliierten Mächte wurden die Absichten des jungen Offiziers zunächst tiefgreifend beeinflußt. Die türkische Seemacht war durch jene so gut wie aus der Welt geschafft. Ibrahim mußte infolgedessen darauf verzichten, den gegen Hydra geplanten Feldzug auszuführen. In der Tat war davon auch nicht weiter die Rede.

Das zog denn folgerichtig eine Änderung der Projekte Henry d'Albaret's, wie er diese vor dem 20. Oktober aufgestellt hatte, nach sich. Zunächst erschien es nicht mehr not-

wendig, zu den Freiwilligen zu stoßen, die den Hydrioten schon zu Hilfe geeilt waren. Er beschloß demnach, in Korfu zunächst die Ereignisse abzuwarten, die sich als natürliche Folgen der Schlacht von Navarin ergeben würden.

Auf jeden Fall konnte das Schicksal Griechenlands jetzt nicht mehr zweifelhaft sein. Europa würde seine Vernichtung nicht zulassen. Binnen kurzem mußte der Halbmond auf der ganzen Hellenischen Halbinsel der Fahne der Unabhängigkeit Platz gemacht haben. Und selbst Ibrahim, der sich jetzt schon darauf beschränkt sah, das Zentrum und die Küstenstädte des Peloponnes unter seiner Gewalt zu halten, würde sich endlich gezwungen sehen, diese zu verlassen.

Henry d'Albaret wußte zunächst nicht, nach welchem Punkt der Halbinsel er sich wenden sollte. Zwar bereitete sich Oberst Fabvier gewiß vor, von Mitylene aufzubrechen, um die Türken auf der Insel Scio zu bekämpfen; seine Vorbereitungen aber waren noch nicht vollendet und nahmen gewiß noch einige Zeit in Anspruch. Unter diesen Verhältnissen wäre also eine übereilte Abreise mindestens zwecklos gewesen. In dieser Weise beurteilte der junge Offizier die Sachlage, und Hadjine stimmte mit ihm darin völlig überein. Damit fiel auch jeder Grund weg, die Vermählung weiter aufzuschieben, vor allem da Elizundo selbst gegen ihre Beschleunigung nichts einzuwenden hatte. Infolgedessen wurde sie nach 10 Tagen, das heißt gegen Ende Oktober, in Aussicht genommen.

Wir brauchen wohl nicht dabei zu verweilen, welche Empfindung die Annäherung ihrer Vereinigung in den

Herzen der beiden Verlobten erweckte. Nun war von keinem Aufbruch zu diesem Krieg, in dem Henry d'Albaret doch das Leben hätte verlieren können, mehr die Rede; nichts mehr von jenem schmerzlichen Harren, währenddessen Hadjine Tage und Stunden gezählt hätte. Wenn überhaupt möglich, war Xaris der Allerglücklichste im ganzen Haus. Selbst wenn es sich um seine eigene Heirat gehandelt hätte, würde er seine Freude nicht ausdrucksvoller haben zu erkennen geben können. Trotz seiner gewohnten Zugeknöpftheit zeigte selbst der Bankier eine vollständige Befriedigung – die Zukunft seiner Tochter war ja gesichert.

Man kam dahin überein, daß alles möglichst geheimgehalten werden sollte, da es doch zwecklos schien, die ganze Stadt zu der bevorstehenden Zeremonie einzuladen. Weder Hadjine noch Henry d'Albaret gehörten zu den Leuten, die für ihr Glück möglichst viele Zeugen brauchen. Immerhin verlangte die Hochzeit doch einige Vorbereitungen, und diese wurden sofort eifrig in Angriff genommen.

Jetzt war der 23. Oktober; es fehlten also nur noch 7 Tage bis zur Feier der Vermählung, und es schien nicht so, als ob noch irgendein Hindernis zu erwarten, irgendeine Verzögerung zu fürchten wäre. Und doch sollte sich noch etwas ereignen, was Hadjine und Henry d'Albaret lebhaft beunruhigt haben mußte, wenn sie davon Kenntnis gehabt hätten.

An dem genannten Tag fand Elizundo unter seinen Postsendungen einen Brief, dessen Inhalt ihn wie ein Donner Schlag traf. Er zitterte, zerriß und verbrannte ihn – was bei einem Mann, der sich sonst so sehr zu beherrschen ver-

mochte wie der Bankier, auf eine sehr tiefe Erregung hindeutete.

Ein Lauscher hätte ihn können die Worte murmeln hören:

»Warum konnte dieser Brief nicht 8 Tage später eintreffen! Verwünscht die Hand, die ihn geschrieben hat!«

5. KAPITEL

Die messenische Küste

Nachdem die ›Karysta‹ Vitylo verlassen, segelte sie die ganze Nacht hindurch in südwestlicher Richtung, um schräg durch den Golf von Coron zu gelangen. Nicolas Starkos hatte sich in seine Kabine verfügt, aus der er vor Anbruch des Tages nicht wieder hervorkommen sollte.

Der Wind war günstig – eine jener frischen Südostbrisen, die über diesen Meeren zu Ende des Sommers und zu Anfang des Frühlings, wenn sich die Dunstmassen des Mittelmeers zur Zeit der Tagundnachtgleichen in Regen auflösen, vorwiegend herrschen.

Gegen Morgen wurde Kap Gallo am untersten Ende Messeniens umschifft, und die höchsten Gipfel des Taygetos, die dessen steile Abhänge überragen, verschwammen bald im Morgendunst bei Aufgang der Sonne.

Als man an der Spitze des Kaps vorübergekommen war, erschien Nicolas Starkos wieder auf Deck der Sacoleve. Sein erster Blick schweifte nach Osten. Das Land von Magne war

nicht mehr sichtbar. Nach dessen Seite hin erhoben sich jetzt die mächtigen Ausläufer des Hagios-Dimitrios-Berges, ein wenig nach rückwärts von jenem Vorgebirge.

Einen Augenblick lang streckte sich der Arm des Kapitäns in der Richtung nach Magne hin aus. Niemand hätte sagen können, ob er mit dieser Bewegung eine Drohung oder ein der Heimat zugesendetes letztes Lebewohl ausdrücken wollte; der Blick freilich, mit dem er sie begleitete, versprach nicht viel Gutes.

Unter dem Druck ihrer Rah- und ihrer lateinischen Segel wendete sich die Sacoleve mit Steuerbordhalsen jetzt nach Nordwesten. Da der Wind vom Land her wehte, boten sich ihr die günstigsten Bedingungen zu schnellem Vorwärtsskommen.

Die ›Karysta‹ ließ die Inseln Oenusses, Cabrera, Sapienza und Venetico zur Linken und steuerte geradewegs durch die Wasserstraße, die Sapienza vom Festland trennt, um in Sicht von Modon zu gelangen.

Vor ihr entrollte sich nun die messenische Küste mit ihrem herrlichen Gebirgspanorama, das deutlich einen vulkanischen Charakter zeigt. Dieses Messenien war nach endgültiger Wiederaufrichtung des Königreichs bestimmt, eine der 13 Nomachien (Regierungsbezirke) zu bilden, aus denen das neue Griechenland nach dem Wiederanschluß der Ionischen Inseln besteht. Zu jener Zeit bildete es freilich nur einen der zahlreichen Schauplätze des Kampfs, der sich je nach den Erfolgen der Heereshaufen einmal in den Händen Ibrahims und dann wieder in denen der Griechen

befand, wie es früher der Schauplatz der drei messenischen, gegen die Spartaner geführten Kriege war, aus denen die Namen eines Aristomenes und eines Epaminondas besonders glänzend hervorleuchten.

Ohne nur ein Wort zu äußern, setzte sich Nicolas Starkos, nachdem er mit Hilfe des Kompasses den Kurs der Sacoleve bestimmt und den Zustand des Wetters beobachtet hatte, auf dem Hinterdeck ruhig nieder.

Inzwischen wurden auf dem Verdeck der ›Karysta‹ zwischen ihrer alten Mannschaft und den in Vitylo neu angeworbenen Leuten mancherlei Gespräche geführt. Es waren im ganzen einige 20 Mann unter einem Hochbootsmann, der sie nach den Anordnungen des Kapitäns befehligte. Der zweite Offizier der Sacoleve befand sich nämlich nicht an Bord.

Meist drehten sich die Gespräche natürlich um den Kurs, den die ›Karysta‹, die immer längs der Küsten Griechenlands hinfuhr, einschlagen würde. Die Fragen gingen dabei selbstverständlich von den Neulingen, die Antworten von den Leuten der alten Besatzung aus.

»Er spricht nicht gerade viel, der Kapitän Starkos!«

»So selten wie möglich; aber wenn er spricht, hat's auch Sinn und Verstand, dann gilt es, ihm zu gehorchen.«

»Und wohin geht die ›Karysta‹?«

»Niemand weiß woher, wohin sie segelt.«

»Zum Teufel auch! Wir haben uns auf Treu und Glauben anwerben lassen, und es kommt darauf eigentlich also gar nichts an!«

»Richtig; und ihr könnt euch darauf verlassen, daß der Kapitän uns nur dahin führt, wo eine Notwendigkeit dafür vorliegt.«

»Mit den beiden kleinen Karonaden des Vorderkastells kann die ›Karysta‹ aber doch nimmermehr wagen, auf Handelsschiffe des Archipels Jagd zu machen?«

»Sie ist auch gar nicht zur Seeräuberei bestimmt. Kapitän Starkos hat noch andere, wohl bewaffnete und zur Kaperei ausgerüstete Schiffe. Die ›Karysta‹ ist sozusagen nur seine Vergnügungsyacht. Ihr seht ja auch, welch unschuldiges Aussehen sie hat, ganz geeignet, die englischen, französischen, griechischen und türkischen Kreuzer zu täuschen.«

»Aber den Beuteanteil ...«

»Den erhalten diejenigen, die Beute machen, und ihr werdet auch dazugehören, wenn die Sacoleve ihren Zug erst beendet hat. Ihr werdet die Hände schon nicht in den Schoß zu legen haben, und wenn dabei Gefahr ist, so entspricht dem doch auch der Lohn.«

»Also ist in den Nachbarmeeeren Griechenlands und der Inseln jetzt gar nichts zu tun?«

»Nichts ... ebensowenig im Adriatischen Meer, wenn's dem Kapitän einfiel, uns nach diesem hinzuführen. Bis auf weiteren Befehl sind wir vorläufig als höchst ehrbare Seeleute auf der ebenso ehrbaren Sacoleve, die in voller Unschuld auf dem Ionischen Meer schaukelt. Doch das wird sich ändern!«

»Und je eher es geschieht, desto besser!«

Der Leser ersieht hieraus, daß die Neuangeworbenen ge-

nau wie die älteren Mannschaften der ›Karysta‹ nicht die Leute dazu waren, vor irgendeiner Aufgabe, mochte diese sein, welche sie wollte, zurückzuschrecken. Nach Skrupeln, Gewissensbissen, ja, nur nach einfachen Bedenken brauchte man bei der ganzen seefahrenden Bevölkerung von Magne überhaupt nicht zu suchen. In der Tat, sie waren dessen, der sie befehligte, vollkommen würdig, und dieser wußte auch, daß er auf sie zählen konnte.

Wenn die Vityliner aber auch Kapitän Starkos kannten, so kannten sie doch nicht seinen zweiten Offizier, der gleichzeitig Seeoffizier und Geschäftsmann war – mit einem Wort, seinen ihm mit Leib und Seele verbundenen Helfershelfer. Es war das ein gewisser Skopelo, gebürtig aus Cerigotto, einer kleinen übelberüchtigten Insel an der südlichen Grenze des Archipels zwischen Cerigo und Kreta. Einer der Neuangeworbenen wandte sich deshalb an den Hochbootsmann.

»Und der zweite Offizier?« fragte er.

»Der zweite Offizier ist nicht an Bord«, lautete die Antwort.

»Wir werden ihn gar nicht zu sehen bekommen?«

»Doch.«

»Und wann?«

»Wenn sein Erscheinen notwendig ist.«

»Doch wo ist er?«

»Wo er sein muß!«

Mit dieser Erwiderung, die gar nichts sagte, mußten sich die Leute zufriedengeben. Eben ertönte auch die Pfeife

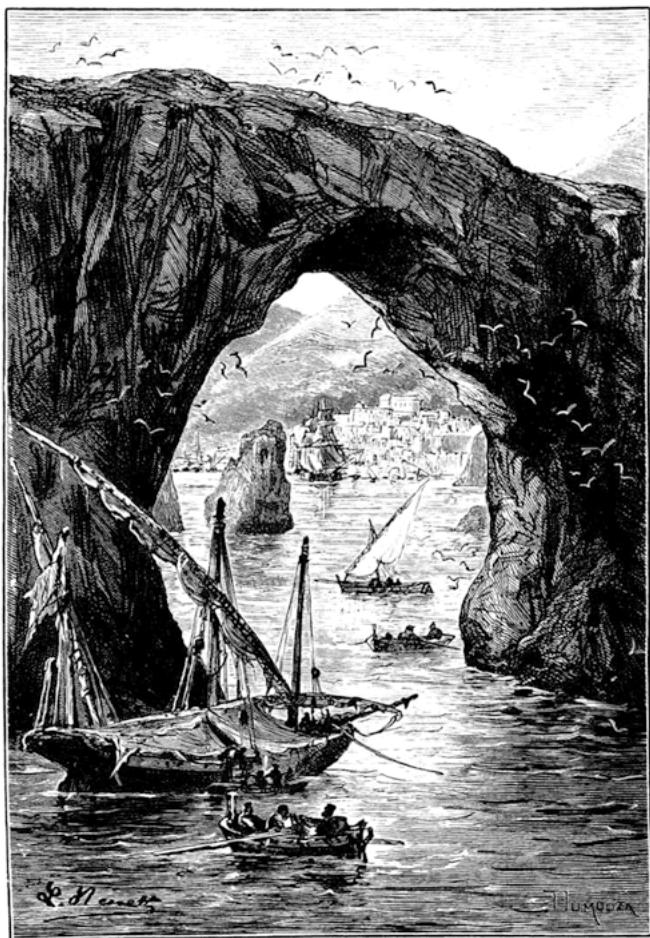
des Hochbootsmanns, die alle Mann zum Nachziehen der Schoten aufrief, und damit fanden die Gespräche auf dem Vorderdeck ein plötzliches Ende.

Es galt jetzt nämlich, ein wenig gegen den Wind anzulufen, um in der Entfernung 1 Meile längs der messenischen Küste hinzusegeln. Gegen Mittag kam die ›Karysta‹ in Sicht von Modon vorüber; das war jedoch ihr Bestimmungsort nicht. Sie sollte also auch nicht bei der kleinen, auf den Ruinen des alten Methone erbauten Stadt vor Anker gehen, die auf dem Ende eines nach der Insel Sapienza gerichteten Vorgebirges liegt. Hinter einer scharfen Ecke der steilen, steinigten Uferwand verschwand auch bald der Leuchtturm, der sich am Eingang des wenig besuchten Hafens erhebt.

Von Bord der Sacoleve war inzwischen ein Signal gegeben worden. Ein schwarzer Wimpel mit blutrotem Halbmond darin stieg nach dem Ende der großen Rah hinauf. Vom Land her erfolgte keine Antwort, deshalb wurde der Weg nach Norden weiter fortgesetzt.

Gegen Abend erreichte die ›Karysta‹ den Eingang der Reede von Navarin, eine Art Salzsee, der von einem Rahmen hoher Berge umkränzt ist. Einen Augenblick lang war die Stadt, überragt von dem Mauerwerk ihrer Zitadelle, **durch das Tor eines gewaltigen Felsens sichtbar**. Hier befand sich das Ende des natürlichen Hafendamms, der die Wut der Nordweststürme bricht, die aus dem langen Schlauch des Adriatischen Meeres über das Ionische Meer dahinbrausen.

Noch vergoldete die untergehende Sonne die Gipfel



der letzten Höhen im Osten; auf der geräumigen Reede herrschte dagegen schon tiefes Dunkel.

Dieses Mal hätte die Besatzung glauben können, die ›Karysta‹ werde in Navarin an Land gehen. Sie segelten geradewegs nach der Meerenge von Megalo-Thuro im Süden der kleinen Insel Sphacteria, die sich etwa 4000 Meter weit hin erstreckt. Hier erhoben sich schon zwei, zu Ehren edler Opfer des Krieges errichtete Gräber, das des französischen Kapitäns Mallet, der 1825 den Heldentod fand, und am Grund einer Grotte das des Grafen Santa Rosa, eines italienischen Philhellenen und früheren Ministers von Piemont, der in demselben Jahr für dieselbe Sache fiel.

Als die Sacoleve nur noch 10 Fadenlängen von der Stadt entfernt war, legte sie sich quer mit dem Klüver im Wind. Am Ende der großen Rah stieg jetzt eine rote Laterne, wie vorher der schwarze Wimpel, empor. Auch auf dieses Signal erfolgte keine Antwort.

Die ›Karysta‹ hatte also nichts zu tun auf dieser Reede, die jetzt eine sehr große Anzahl türkischer Schiffe belebte. Sie manövrierte also in der Weise, um an der weißen, ziemlich in der Mitte gelegenen Insel Kuloneski vorüberzukommen. Dann wurden auf Kommando des Steuermanns die Schoten ein wenig nachgelassen und das Ruder nach Steuerbord umgelegt, wodurch das Schiff sich wieder dem Strand von Sphacteria näherte.

Auf jener Insel Kuloneski waren zu Anfang des Krieges im Jahr 1823 mehrere hundert Türken von den Griechen überrascht und gefangengenommen worden, und hier star-



ben sie eines elenden Hungertods, obgleich sie sich nur auf das Versprechen hin ergeben hatten, daß sie nach ottomanischem Boden übergeführt würden.

Später, als Ibrahim im Jahr 1825 Sphacteria angriff, welches Maurocordato persönlich verteidigte, wurden hier zur Wiedervergeltung nicht weniger als 800 Griechen erbarungslos niedergemetzelt.

Die Sacoleve wandte sich also nach der Straße von Sikia, die im Norden der Insel, zwischen ihrer Nordspitze und dem Vorgebirge Coryphasion, eine Breite von nur 200 Metern hat. Wer sich in diesen Kanal wagt, muß ihn sehr genau kennen, denn er ist fast unbrauchbar für Schiffe, die einen einigermaßen größeren Tiefgang haben.

Nicolas Starkos aber glitt sicher, wie ihn nur der beste Lotse der Reede geführt haben könnte, an den zerklüfteten Felsen der Inselspitze vorüber und segelte um das Vorgebirge Coryphasion. Als er dann draußen im freien Wasser mehrere Geschwader ankommen sah – etwa 30 englische, französische und russische Schiffe – ging er diesen klüglich aus dem Weg und hielt sich die Nacht über längs der mesenischen Küste, glitt zwischen dem Festland und der Insel Prodana hin, und mit anbrechendem Morgen folgte die Sacoleve, unterstützt von einer frischen Südostbrise, den Einbuchtungen des Küstenlands auf den friedlichen Gewässern des Golfs von Arkadia.

Jetzt stieg die Sonne über den Gipfel des Ithome empor, von dem aus das Auge, nachdem es die Lage des alten Mesene umfaßt, sich nach der einen Seite in dem Golf von Co-

ron und auf der anderen Seite in dem Golf verliert, dem die Stadt Arkadia den Namen gegeben hat.

Auf weite Flächen hin, welche die Brise mit den ersten Strahlen der Sonne leicht kräuselte, leuchtete das Meer in wundervollem Glanz.

Von Tagesanbruch an manövrierte Nicolas Starkos so, daß er möglichst nah in Sicht der Stadt vorüberkam, die in einer der hier eine weit offene Reede bildenden Einsenkungen der Küste lag.

Gegen 10 Uhr erschien der Obersteuermann der Sacleve auf ihrem Hinterdeck und nahm, als er warte er einen Befehl, neben dem Kapitän Stellung.

Jetzt zeigte sich dem Blick die ganze ungeheure Linie der Gebirge von Arkadia im Osten. Inmitten dichter Wälder von Oliven, Mandelbäumen und Weingeländen verlorene Dörfer, glitzernde Bäche, die nach irgendeiner größeren Wasserader murmelnd hinunterrauschten und da und dort zwischen Myrten- und Olivengebüsch sichtbar wurden. Ferner auf allen Höhen, und zwar nach allen Himmelsrichtungen, auf jeder Seite jene berühmten Weinstöcke von Korinth, die keinen Zoll breit Boden freiließen; darunter auf den ersten Hügelterrassen die roten Häuser der Stadt, die großen Stücken auf einem Hintergrund von Zypressen ausgebreiteten Flaggentuchs glichen, so entrollte sich dem Beschauer das prächtige Panorama einer der malerischsten Küstenstrecken des Peloponnes.

Bei weiterer Annäherung an Arkadia, das alte Kyparisia, zur Zeit des Epaminondas der Haupthafen Messeniens,

später, nach den Kreuzzügen, eines der Lehen des Franzosen Ville Hardouin, bot es freilich einen ziemlich trostlosen Anblick, der jeden schmerzlich berühren muß, dem noch Achtung vor großen historischen Erinnerungen innewohnt.

Vor nun 2 Jahren hatte Ibrahim nämlich die Stadt verwüstet und alle Kinder, Frauen und Greise darin hingemordet. Jetzt lag das auf der Stelle des alten Akropolis erbaute Schloß in Ruinen, in Ruinen auch ihre Kirche zum heiligen Georg, die fanatische Muselmanen zerstört hatten, ebenso wie die meisten Wohnhäuser und öffentlichen Gebäude.

»Da sieht man, daß unsere Freunde, die Ägypter, hier gehaust haben!« murmelte Nicolas Starkos, in dessen Herzen sich gegenüber diesem Bild entsetzlicher Zerstörung keine Faser regte.

»Und jetzt sind die Türken Herren des Platzes«, antwortete der Obersteuermann.

»Ja ... für lange Zeit ... und sogar, wir wollen es wenigstens hoffen, für immer«, fügte der Kapitän hinzu.

»Soll die ›Karysta‹ hier anlegen oder segeln wir vorüber?«

Nicolas Starkos betrachtete aufmerksam den Hafen, von dem er nur wenige Kabellängen entfernt war. Dann richteten sich seine Blicke auf die 1 Meile weiter zurück auf einem Ausläufer des Psykhro-Berges liegende Stadt selbst. Er schien unentschlossen, was er tun solle, und zweifelte also, ob er am Molo von Arkadia vor Anker gehen oder wieder in die offene See hinauslaufen solle.

Der Obersteuermann wartete noch immer auf die Beantwortung seiner an den Kapitän gerichteten Frage.

»Gebt das Signal!« befahl Nicolas Starkos endlich.

Der rote Wimpel mit dem silbernen Halbmond wurde wieder am Ende der Großrah gehißt und flatterte bald in der Luft.

Wenige Minuten später stieg ein ganz ähnlicher Wimpel auf der Spitze eines am Eingang des Hafens errichteten Masts empor.

»An Land gehen!« rief der Kapitän.

Das Steuer wurde umgelegt und die Sacoleve wendete nach dem Hafen zu. Nachdem dessen engerer Eingang passiert war, lief das Schiff rasch weiter. Dann erst wurden die Focksegel gereeft, nachher das Großsegel, und die »Karysta« glitt ruhig und langsam durch die Fahrstraße hin, ja, sie wäre schon ohne Beihilfe eines Segels bis in die Mitte des Kanals gelangt. Hier ließ sie den Anker sinken, und die Matrosen beschäftigten sich mit den verschiedenen Manövern, die eine Landung mit sich führt. Sobald das Fahrzeug stand, wurde auch schon ein Boot herabgelassen, in dem der Kapitän sich einschiffte. Getrieben von vier Rudern, stieß es bald an eine kleine, aus dem steinernen Hafendamm ausgesparte Treppe. Dort wartete schon ein Mann, der den Kapitän willkommen hieß, mit den Worten:

»Skopelo harrt der Befehle Nicolas Starkos!«

Eine vertrauliche Handbewegung bildete die einzige Antwort des Kapitäns. Er ging voraus und stieg den Hügel abhang empor, um die ersten Häuser der Stadt zu erreichen.



Nachdem er die von der letzten Belagerung herrührenden Ruinen inmitten der von türkischen und arabischen Soldaten vollgestopften Gassen durchschritten hatte, blieb er vor einem ziemlich gut erhaltenen Gasthof, dessen Schild einen Minervakopf zeigte, einen Augenblick stehen und trat dann, gefolgt von seinem Begleiter, dort ein.

Eine Minute später hatten sich Kapitän Starkos und Skopelo in einem Zimmer niedergelassen und vor ihnen stand eine Flasche Raki, das ist ein starker, aus Goldwurz gezogener Branntwein. Aus hellem, wohlriechendem Tabak von Missolunghi wurden Zigaretten gerollt, angezündet und geraucht, dann erst begann ein Gespräch zwischen beiden Männern, deren einer sichtlich den ergebenen Diener des anderen zu spielen schien.

Skopelo hatte eine gemeine, vorsichtige, aber jedenfalls verschmitzte Physiognomie. Er zählte jetzt 50 Jahre, erschien aber auf den ersten Blick unbedingt noch älter. Sein Gesicht glich etwa dem eines Pfandleihers, zeigte kleine, falsche aber lebhafte Augen, eine gebogene Nase, die Hände hakenartig, gekrümmte Finger; dazu hatte er sehr große Füße, auf die man hätte anwenden können, was man von den Füßen der Albaner sagt: »Wenn die große Zehe in Mazedonien ist, steht die Ferse noch in Böotien«. Das runde Gesicht zeigte keinen Schnurrbart, sondern nur einen fast grauen Ziegenbart am Kinn. Der stark entwickelte Kopf war auf der Schädelwölbung schon kahl, der Körper mager und die Gestalt nur von mittlerer Größe.

Dieser Typus eines arabischen Juden, doch eines solchen

von christlicher Herkunft, trug sehr einfache Kleidung, nämlich Weste und Jacke nach Art der levantinischen Matrosen, die sich unter einem weiteren Überrock verbargen.

Skopelo war ganz der geeignete Geschäftsmann, wie ihn die Piraten des Archipels zur Wahrnehmung ihrer Interessen brauchten; er erwies sich höchst geschickt, jede Art Beute zu verwerten, ebenso wie bezüglich des Verkaufs der nach den türkischen Märkten gelieferten Gefangenen, die nach den Barbareskenstaaten übergeführt wurden.

Welcher Art das Gespräch zwischen Nicolas Starkos und Skopelo war, um welche Gegenstände es dabei ging, die Anschauungsweise, welche beide bezüglich der letzten Kriegeereignisse an den Tag legten, wie der Vorteil, den sie daraus zu ziehen gedachten, all das könnte man wohl leicht genug erraten.

»Wie steht's in Griechenland?« fragte der Kapitän.

»Etwa ebenso wie zu der Zeit, als Sie es verließen«, antwortete Skopelo. »Die ›Karysta‹ kreuzt ja wohl nun länger als 1 Monat an den Küsten von Tripolis, und wahrscheinlich haben Sie seit Ihrer Abfahrt nur sehr wenig neuere Nachrichten erhalten.«

»In der Tat gar keine.«

»So muß ich Ihnen zunächst mitteilen, Kapitän, daß die türkischen Schiffe bereitliegen, Ibrahim und seine Heeresmacht nach Hydra zu befördern.«

»Ja«, erwiderte Nicolas Starkos. »Ich habe sie gestern abend beim Passieren der Reede von Navarin selbst gesehen.«

»Und Sie sind, seit Ihrer Abfahrt von Tripolis, in keinem Hafen angelaufen?« fragte Skopelo.

»Doch ... ein einziges Mal. Ich habe mich einige Stunden in Vitylo aufgehalten ... um meine Mannschaft zu ergänzen. Seitdem ich aber die Küste von Magne verließ, erhielt ich vor dem Eintreffen hier in Arkadia nirgends Antwort auf mein Signal.«

»Der Beweis, daß kein Grund dazu vorgelegen hat«, erwiderte Skopelo.

»Sag mir«, fuhr Nicolas Starkos fort, »was machen jetzt wohl Miaulis und Canaris?«

»Sie haben sich darauf beschränkt, Kapitän, gelegentlich Handstreich auszuführen, die ihnen nur vorübergehende Erfolge, nie einen entscheidenden Sieg sichern können. Seitdem sie auf türkische Schiffe Jagd machen, haben die Piraten im ganzen Archipel leichtes Spiel.«

»Und spricht man noch immer von ...?«

»Von Sacratif?« antwortete Skopelo mit etwas gedämpfter Stimme. »Ja ... überall ... und immer, Nicolas Starkos, und es wird nur von ihm abhängen, noch etwas mehr von sich reden zu machen.«

»Das wird geschehen!«

Nicolas Starkos hatte sich, als er sein Glas geleert, das Skopelo wieder gefüllt hatte, erhoben. Er ging etwas unstat hin und her, blieb dann mit gekreuzten Armen vor dem Fenster stehen und horchte auf den urwüchsigen Gesang türkischer Soldaten, der aus der Ferne her ertönte.

Endlich setzte er sich Skopelo gegenüber wieder an den

Tisch und wechselte ohne jeden Übergang das Thema ihres Gesprächs.

»Ich habe aus deinem Signal entnommen, daß du hier eine Ladung Gefangener hast?« fragte er.

»Ja, Nicolas Starkos, und zwar so viele, um ein Schiff von 400 Tonnen damit zu füllen. Es sind alle, die von dem Gemetzel nach der Niederlage bei Cremmydi übriggeblieben sind. Herrgott, die Türken haben ihrer diesmal fast etwas zu viele niedergemacht; wenn man sie hätte gewährenlassen, wäre nicht ein einziger Gefangener übriggeblieben.«

»Es sind Männer und Frauen?«

»Ja, auch Kinder ... alles durcheinander.«

»Wo stecken sie?«

»In der Zitadelle von Arkadia.«

»Du hast sie wohl sehr teuer bezahlt?«

»Hm, der Pascha zeigt sich eben nicht sehr entgegenkommend«, antwortete Skopelo. »Er meint, der Unabhängigkeitskampf nähere sich dem Ende ... leider! Ohne Krieg keine Schlacht, ohne Schlacht keine Razzias, wie man da unten in der Barbarei sagt, und ohne Razzias keine menschliche oder andere Handelsware mehr. Wenn die Gefangenen aber selten werden, steigen sie natürlich im Preis, Kapitän! Ich weiß aus guter Quelle, daß es auf den Märkten Afrikas jetzt an Sklaven mangelt, und wir werden diese hier für vorteilhafte Preise verkaufen.«

»Mag sein«, antwortete Nicolas Starkos. »Ist alles in Ordnung, und kannst du dich an Bord der ›Karysta‹ einschiffen?«

»Alles ist fertig, und es hält mich nichts mehr hier zurück.«

»Gut, Skopelo. Binnen 8 bis höchstens 10 Tagen wird das Schiff, das in Scarpanto segelklar liegt, diese Ladung übernehmen. Man wird sie doch, ohne Schwierigkeiten zu erheben, ausliefern?«

»Ohne jede Schwierigkeit, das ist abgemacht«, versicherte Skopelo, »aber selbstverständlich nur gegen Zahlung. Ihr werdet euch also vorher mit dem Bankier Elizundo ins Einvernehmen setzen müssen, daß er unsere Wechsel akzeptiert. Seine Unterschrift ist gut, und Papier von ihm wird der Pascha ebenso anstandslos annehmen, als wär' es klingende Münze.«

»Ich werde Elizundo brieflich benachrichtigen, daß ich baldigst in Korfu eintreffe, um diese Angelegenheit mit ihm zu regeln ...«

»Diese Angelegenheit ... und eine andere nicht minder wichtige, Nicolas Starkos!« fiel Skopelo ein.

»Vielleicht!« antwortete der Kapitän.

»Wahrhaftig, das wäre nicht mehr als gerecht! Elizundo ist reich ... außerordentlich reich, sagt man ... Wer anders hat ihn denn so reich gemacht, als der Handel mit uns ... als wir ... und das auf die Gefahr hin, am Ende einer Großmast-rah aufgeknüpft zu werden, wenn der Bootsmannsmaat in die Pfeife bläst? Ja, bei den jetzigen Zeitläuften wär's eine gute Sache, Bankier der Seeräuber des Archipels zu sein! Nein, ich bleibe dabei, Nicolas Starkos, es wäre nicht mehr als gerecht.«

»Was wäre nicht mehr als gerecht?« entgegnete der Kapitän, der seinem zweiten Offizier jetzt direkt ins Gesicht sah.

»Oh, wißt Ihr's denn nicht?« antwortete Skopelo. »Geht nur zu, Kapitän, daß Ihr mich nur fragt, um von mir, was Euch so lebhaft interessiert, zum hundersten Mal wiederholen zu hören.«

»Vielleicht!«

»Die Tochter des Bankiers Elizundo ...«

»Was recht ist, wird eben geschehen!« schnitt ihm Nicolas Starkos, sich erhebend, das Wort ab.

Er verließ darauf, gefolgt von Skopelo, das Gasthaus zur »Minerva« und kehrte am Hafen nach der Stelle zurück, wo sein Boot ihn erwartete.

»Steig ein«, sagte er zu Skopelo, »die Angelegenheiten mit Elizundo werden wir sofort nach unserem Eintreffen in Korfu regeln. Wenn das geschehen ist, kehrst du gleich nach Arkadia zurück, um dir die Ladung ausliefern zu lassen.«

»An Bord!« antwortete Skopelo.

Kaum 1 Stunde später verließ die »Karysta« schon den Golf. Vor Ende des Tages aber konnte Nicolas Starkos ein entferntes Grollen hören, das ihm das Echo von Süden her zutrug. Es waren die Kanonen der vereinigten Geschwader, deren Donner eben die Reede von Navarin erschütterte.

6. KAPITEL

Auf die Piraten des Archipels

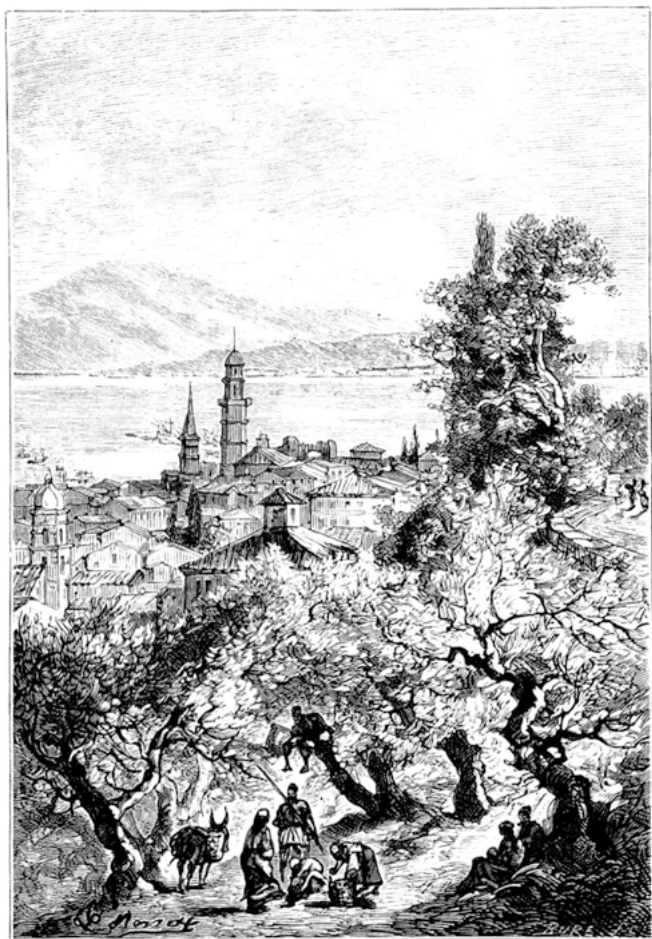
Die von der Sacoleve eingehaltene nordnordwestliche Richtung gestattete ihr, das malerische Gewirr der Ionischen Inseln zu verfolgen, von denen man nie die eine aus dem Gesicht verliert, ohne die nächste schon vor Augen zu haben.

Zum Glück für sie verriet die ›Karysta‹ mit ihrem Aussehen eines ehrbaren levantinischen Fahrzeugs, das halb einer Vergnügungsyacht und halb einem Handelsschiff glich, nichts von ihrer wahren Natur; sonst wär's wohl nicht zu wagen gewesen, daß ihr Kapitän sich bis unter die Kanonen britischer Forts und kühn zwischen die Fregatten des Vereinigten Königreichs begab.

Nur 15 Seemeilen etwa trennen Arkadia von der Insel **Zante**, der Blume der Levante, wie sie die Italiener poetisch nennen. Vom Hintergrund des Golfs, den die ›Karysta‹ eben durchfurchte, gewahrte man sogar die grünen Gipfel des Berges Scopos, an dessen Seite sich dichte Wälder von Oliven und Orangen hinziehen, die an die Stelle der von Homer und Virgil besungenen prächtigen Waldungen getreten sind.

Der Wind stand günstig; eine mäßige Brise wehte vom Land her aus Südosten. Mit verstärktem Segelwerk am Großmast und am Besan durchschnitt die Sacoleve hurtig das Gewässer von Zante, das jetzt fast so still lag, wie die Fläche eines Binnensees.

Gegen Abend kam sie in Sicht der Hauptstadt vorüber,



die den Namen der Insel trägt. Es ist eine hübsche, italienische Stadt, die auf dem Besitztum Zakynthos, eines Sohns des Trojaners Dardanos, aufblühte. Vom Bord der ›Karysta‹ konnte man jetzt nur die Leuchtfeuer der Stadt sehen, die sich etwa eine halbe Meile lang am Rand einer kreisförmigen Bucht hinzieht.

Diese in verschiedenen Höhenlagen angebrachten Feuer, die vom Hafendamm an bis zum Dachfirst des Schlosses von venezianischem Ursprung hinaufreichten, machten den Eindruck eines ungeheuren Sternbilds, dessen Hauptlichtpunkte die Stelle der Renaissance-Paläste der großen Straße und die der Domkirche St. Denis von Zakynthos bezeichneten.

Mit der Bevölkerung, die durch vielfache Berührung mit Venezianern, Franzosen und Russen erheblich verändert ist, konnte Nicolas Starkos nicht jene Handelsbeziehungen haben, die ihn mit den Türken im Peloponnes verknüpften. Hier hatte er also auch kein Signal für die Hafenwächter zu geben und brauchte nicht erst zu landen an dieser Insel, die die Heimat von zwei berühmten Dichtern ist, die des Italieners Hugo Foscolo, etwa gegen Ende des 18. Jahrhunderts, und des Salamos, einer der Zierden des neuen Griechenlands.

Die ›Karysta‹ durchsegelte also den schmalen Meeresarm, der Zante von Achaïa und Elis scheidet. Wohl so manches Ohr an Bord fühlte sich verletzt durch die Gesänge, die in Form von Barcarolen vom Lido herüberschallten. Doch man mußte sich wohl oder übel beruhigen. Die Sacoleve

glitt inmitten dieser italienischen Lieder hin, und am folgenden Morgen befand sie sich gegenüber dem Hafen von Patras, bei dem tiefen Landeinschnitt, der den Golf von Lepante bis zum Isthmus von Korinth fortsetzt.

Nicolas Starkos stand jetzt auf dem Vorderteil der ›Karysta«. Sein Blick überflog die Küste von Akarnanien längs der nördlichen Begrenzung des Golfs. An diese Örtlichkeiten knüpften sich große und unvergeßliche Erinnerungen, die das Herz eines Kindes Griechenlands hätten erregen müssen, wenn dieser verlorene Sohn seiner Heimat sie nicht schon seit langem verleugnet und verraten hätte.

»Missolunghi!« rief da Skopelo, die Hand in der Richtung nach Nordosten ausstreckend. »Verwünschtes Volk da! Leute, die sich eher in die Luft sprengen lassen, als daß sie sich ergeben!«

Hier wäre 2 Jahre vorher allerdings für Aufkäufer von Gefangenen und Verkäufer von Sklaven nichts zu machen gewesen. Nach 10monatigem Kampf hatten die Bewohner von Missolunghi, die von Strapazen erschöpft und von Hunger fast getötet waren, statt sich auf eine Kapitulation mit Ibrahim einzulassen, Stadt und Festung entschlossen in die Luft gesprengt. Männer, Frauen, Kinder, alles fiel der Explosion zum Opfer, von der nicht mal die Sieger selbst verschont blieben.

Im letztvergangenen Jahr wiederum war am selben Platz, wo Marco Botsaris seine letzte Ruhestätte fand, ein Held aus dem Unabhängigkeitskrieg entmutigt und verzweifelt gestorben: Lord Byron, dessen Überreste nachher in West-

minster beigesetzt wurden. Nur sein Herz ist zurückgeblieben auf dem Boden Griechenlands, das er so sehr liebte und das nach seinem Ableben die Freiheit errang.

Nicolas Starkos beantwortete die obige Bemerkung Skopelos nur durch eine unwillkürliche Bewegung. Bald entfernte sich die Sacoleve aus dem Golf von Patras und hielt auf Kephalaria zu.

Bei dem eben herrschenden Wind bedurfte es nur weniger Stunden, um die Entfernung, die Kephalaria von der Insel Zante trennt, zu durchmessen.

Die ›Karysta‹ hatte übrigens keine Veranlassung, Argostoli, die Hauptstadt, anzulaufen, deren wenn auch ziemlich seichter Hafen doch einer der besten für Fahrzeuge von mittlerem Tonnengehalt ist. Sie steuerte vielmehr kühn in die recht beschränkten Kanäle, die deren Ostküste begrenzen, und gegen halb 7 abends erreichte sie Thiaki, das alte Ithaka.

Diese Insel von 8 Meilen Länge bei 1,5 Meilen Breite, die ganz besonders felsig ist und einen wildromantischen Anblick bietet, dabei viel Baumöl und Wein erzeugt, zählt etwa 1000 Einwohner. Ohne in späterer Zeit von geschichtlicher Bedeutung zu sein, trägt sie doch aus dem Altertum her einen weit berühmten Namen als Vaterland des Ulysses und der Penelope, an die man Erinnerungen noch heute vielfach findet, so auf dem Gipfel des Anogi, in den Tiefen der Höhle des Berges Sankt Stephan, wie am Fuß des Rabenfelsens, von dem die poetischen Wellen der Quelle Arethusas ausgingen.

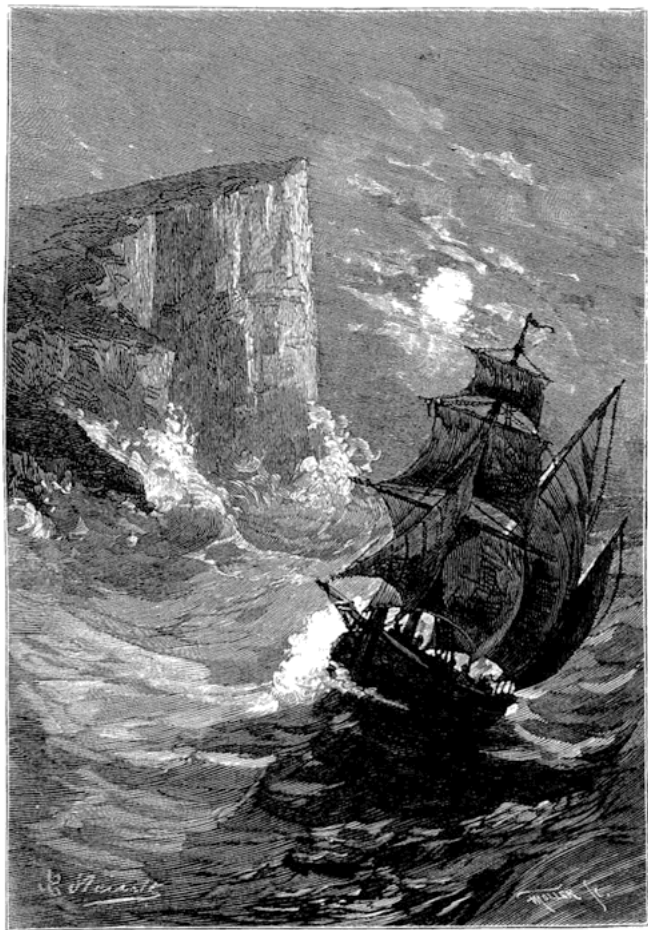
Bei der einbrechenden Nacht war das Land des Sohns des Laertes gegen 15 Meilen jenseits des Vorgebirges von Kephalaria im Schatten verschwunden. Während der Nacht bog die ›Karysta‹ etwas mehr ins offene Meer ab, um die enge Straße zu vermeiden, welche die Nordspitze Ithakas von der Südspitze Santa Mauras trennt, und segelte etwa 2 Meilen vom Ufer an der Nordseite dieser Insel vorbei.

Bei dem hellen Mondlicht hätte man wenigstens deutlich eine weißliche Uferwand erkennen können, welche die Wasserfläche um 180 Fuß überragt, den »Sprung von Leukate«, den Sappho und Artemisia berühmt machten*. Von dieser Insel, die auch den Namen Leukate führt, war beim Aufgang der Sonne nur noch ein schwacher Streifen am Horizont zu sehen, und die Sacoleve steuerte, der albanischen Küste folgend, jetzt mit vollen Segeln auf die Insel Korfu zu.

Noch waren etwa 20 Meilen im Laufe des Tages zurückzulegen, wenn Nikolas Starkos vor Einbruch der Nacht in den Gewässern der Hauptstadt dieser Insel eintreffen wollte.

Die schnelle ›Karysta‹ brauchte zu diesem Weg nicht lange Zeit, führte jetzt auch so viel Segel, daß ihr flacher Bord fast die Wasserfläche streifte. Die Brise hatte bemerk-

* Dieser »Sprung von Leukate« ist die Stelle, von der im grauen Altertum Verbrecher herabgestürzt wurden und von dem aus durch einen Sprung ins Meer auch Sappho und Artemisia, die Tochter des Lygdames, den Tod gesucht und gefunden haben sollen.



bar aufgefrischt. Der Steuermann mußte also alle Aufmerksamkeit darauf wenden, bei dem ungeheuren Druck der vielen Segel einen Unfall zu vermeiden. Zum Glück waren die Masten solid, die Takelage fast neu und in vortrefflichem Zustand. So wurde denn kein Reef eingezogen, kein Stück Leinwand entfernt.

Die Sacoleve stürmte vorwärts, als handle es sich um einen internationalen »Match«, um den Preis der größten Schnelligkeit eines Schiffes.

So kam man in Sicht der kleinen Insel Paxo vorüber. Schon traten im Norden die ersten Höhenzüge von Korfu zutage. Zur Linken verlief die albanische Küste mit den vielen Zacken und Einschnitten der Akrokeraunischen Bergzüge. Auf den überhaupt ziemlich belebten Gewässern des Ionischen Meeres erschienen auch mehrere Kriegsschiffe mit englischer oder türkischer Flagge. Die »Karysta« bemühte sich nicht im mindesten, ihnen aus dem Weg zu gehen. Hätte ein Signal sie zum Beilegen aufgefordert, so würde sie ohne Zögern gehorcht haben, da sie weder Ladung noch Papiere an Bord führte, die den eigentlichen Charakter des Schiffes hätten verraten können.

Um 4 Uhr nachmittags wendete sich die Sacoleve ein wenig in den Wind, um in die das Festland von der Insel Korfu scheidende Meerenge einzulaufen. Die Schoten wurden eingezogen, der Steuermann wendete um ein Quart und umsegelte so Kap Bianco am südlichen Ende der Insel.

Dieser südliche Teil des Kanals ist mit mehr Reizen geschmückt als der nördliche Teil. Schon hierdurch bildet er

einen glücklichen Gegensatz zu der fast unkultivierten, halb wilden Küste Albaniens. Einige Meilen weiterhin erweitert sich die Wasserstraße durch das Zurückweichen der korfiotischen Küste. Die Sacoleve konnte also schneller in schräger Richtung darüber hinfahren. Diese tiefen und sich oft wiederholenden Einbuchtungen sind es, die der Insel einen Umfang von 65 Lieues geben, obwohl sie in ihrer größten Länge nur 20 und in der größten Breite nur 6 mißt.

Gegen 5 Uhr passierte die ›Karysta‹ nah dem Eiland des Ulysses die Öffnung, die den See Kalikiopulo, den alten hyläischen Hafen, mit dem Meer in Verbindung setzt. Dann folgte sie den Linien dieser reizenden »Cannone«, die mit Aloes und Agaven bepflanzt und immer von Wagen und Reitern belebt ist, die 1 Meile südlich von der Stadt gleichzeitig mit der erquickenden Seeluft das herrliche Panorama genießen, dessen Horizont an der anderen Seite des Kanals die albanische Küste abschließt.

So glitt sie an der Bai von Kardakio und den sie beherrschenden Ruinen vorüber, weiter vor dem Sommerpalast der Lordkommissare, ließ die Bai von Kastrades, auf der die gleichnamige Vorstadt liegt, zur Linken, ebenso die Strada Marina, die weniger eine Straße als eine Promenade ist, und kam so zuletzt an dem Gefängnis, dem alten Fort Salvatore, und den ersten Häusern der korfiotischen Hauptstadt vorbei. Dann umschiffte die ›Karysta‹ Kap Sidero, das die Zitadelle trägt, eine kleine Militärstadt von hinreichender Größe, um die Residenz des Kommandanten, die Wohnungen für seine Offiziere, ein Krankenhaus und eine griechi-

sche Kirche zu umschließen, aus der die Engländer ein protestantisches Gotteshaus gemacht haben.

Endlich umsegelte Kapitän Starkos, sich nach Westen wendend, die Landspitze San Nicolo, und nachdem er an dem Ufer vorübergekommen, hinter dem sich die Gebäude des nördlichen Teils der Stadt erheben, ging er eine halbe Kabellänge vom Molo vor Anker.

Das Boot wurde niedergelassen, Nicolas Starkos und Skopelo nahmen darin Platz – nicht ohne daß der Kapitän in seinen Gürtel eines jener kurzklingigen, aber breiten Messer gesteckt hatte, die in den Provinzen Messeniens gewöhnlich getragen werden. Beide landeten beim Sanitätsamt und legten ihre Papiere vor, die sich in vollkommener Ordnung befanden.

Sie waren damit frei, überallhin nach Belieben zu gehen, und verabredeten nur noch, sich um 11 Uhr zu treffen und an Bord zurückzukehren.

Skopelo, der alles nötige für die ›Karysta‹ zu besorgen hatte, begab sich nach dem mehr handeltreibenden Teil der Stadt, der sehr eng gewundene Gassen mit italienischen Namen, Handelsläden unter Bogengängen und überhaupt das ganze bunte Gewühl eines neapolitanischen Stadtviertels aufweist.

Nicolas Starkos wollte den Abend benützen, um Neuigkeiten zu erlauschen. Er wandte sich also nach der Esplanade, dem eleganten Teil der korfiotischen Stadt.

Diese Esplanade – ursprünglich ein Exerzierplatz – die an den Seiten mit schönen Bäumen umsäumt ist, liegt zwi-

schen der eigentlichen Stadt und der Zitadelle, von der sie ein breiter Wallgraben trennt. Fremdlinge und Einheimische spazierten hier herum, als würde eben ein Fest begangen, in großer Menge hin und her. Stafetten eilten nach dem an der Nordseite des Platzes vom General Maitland erbauten Palast und kamen daraus wieder durch das Sankt-Georgen- oder Sankt-Michaelstor, die seine in weißen Steinen errichtete Fassade flankieren. Zwischen dem Palast des Gouverneurs und der Zitadelle, deren Zugbrücke gegenüber dem Standbild des Marschalls Schulemburg jetzt niedergelassen war, wurden fast unausgesetzt Nachrichten und Meldungen ausgetauscht.

Nicolas Starkos mischte sich unter die Menschenmenge. Er erkannte sehr bald, daß diese unter dem Einfluß einer außergewöhnlichen Erregung stand. Da er nicht der Mann dazu war, Fragen zu stellen, begnügte er sich mit dem Zuhören. Vor allem fiel ihm dabei auf, daß ein gewisser Name – der Name Sacratif – unter allen plaudernden Gruppen mit sehr wenig schmeichelhaften Zutaten sehr oft wiederholt wurde.

Dieser Name schien auch seine Neugier einigermaßen zu reizen; nachdem er jedoch leicht mit den Achseln gezuckt, ging er die Esplanade weiter hinab bis zur Terrasse, die dies am Meeresstrand abschließt.

Dort hatte eine Anzahl Neugieriger in der Umgebung eines kleinen kreisrunden Tempels Platz genommen, der erst unlängst zum Andenken an Sir Thomas Maitland erbaut worden war. Einige Jahre später wurde in der Nähe ein Obe-

lisk zu Ehren eines seiner Nachfolger, des Sir Howard Douglas, errichtet, um als Pendant zu dem vor dem Regierungspalast schon früher aufgestellten Denkmal des dormaligen Lord-Oberkommissars Frederik Adam zu dienen. Wahrscheinlich würden die Straßen und Plätze Korfus, wenn die englische Schutzherrschaft nicht durch die Zurückgabe der Ionischen Inseln an das Königreich Griechenland ein Ende gefunden hätte, mit den Statuen seiner Statthalter allmählich vollgepfropft worden sein. Obgleich die Korfioten aber kaum daran dachten, diese mit ehernen und marmornen Standbildern getriebene Verschwendung zu tadeln, so mochte doch so mancher von ihnen die Verwaltungsfehler der englischen Statthalter unter der früheren Regierungsweise lebhaft beklagen.

Wenn hierüber auch die abweichendsten Meinungen herrschten, wenn es unter 70.000 Bewohnern, die das alte Korcyra zählte, und unter den 20.000 Einwohnern seiner Hauptstadt orthodoxe Christen, griechische Christen und in großer Anzahl auch Juden gab, die zu jener Zeit ein besonderes Stadtviertel, eine Art Ghetto bevölkerten, wenn unter diesen städtischen Vertretern so mannigfaltiger Rassen sehr verschiedene, durch wechselnde Lebensinteressen bedingte Ansichten zutage traten, so schien eben heute doch jede Meinungsverschiedenheit gewissermaßen verschmolzen zu sein in einem alle beherrschenden Gedanken, in der Verwünschung des Namens, der immer wieder auf aller Lippen schwebte:

»Sacratif! Sacratif! Tod und Verderben über Sacratif!«

Ob die Auf- und Abgehenden nun englischer, italienischer oder griechischer Zunge waren, ob die Aussprache dieses verabscheuten Namens wie immer wechselte, so blieben die Verwünschungen, womit man ihn überhäufte, doch immer der Ausdruck derselben Empfindung, des Abscheus und des Schreckens.

Nicolas Starkos hörte immer zu, sagte aber nichts. Von der Höhe der Terrasse aus konnten seine Augen bequem einen großen Teil des Kanals von Korfu überfliegen, der gleich einem Binnensee bis zu den von der untergehenden Sonne vergoldeten Bergeshäuptern Albaniens geschlossen schien.

Bei einer Wendung nach der Seite des Hafens bemerkte der Kapitän der ›Karysta‹, daß dort besonders reges Leben herrschte. Zahlreiche Boote ruderten nach den Kriegsschiffen zu. Zwischen diesen Schiffen und dem auf dem höchsten Punkt der Zitadelle errichteten Flaggenmast wurden fleißig Signale gewechselt, während die Festungswerke mit ihren Batterien und Kasematten hinter einer Wand riesiger Kakteen fast verschwanden.

Offenbar – ein Seemann konnte darüber ja nicht im Unklaren bleiben – bereiteten sich ein oder mehrere Schiffe vor, von Korfu auszulaufen. Wenn das der Fall war, so verdiente die korfiotische Bevölkerung das Zeugnis, daß sie daran sehr lebhaften Anteil nahm.

Schon war indessen die Sonne hinter den hohen Bergen der Insel verschwunden, und bei der in jenen Breiten nur

kurze Zeit dauernden Dämmerung mußte es bald völlig dunkel werden.

Nicolas Starkos hielt es also für geraten, die Terrasse zu verlassen. Er begab sich deshalb nach der Esplanade zurück, wo noch eine Menge Zuschauer verblieben, welche die Empfindung der Neugier dort zurückhielt. Dann wandte er sich gelassenen Schritts nach dem Bogengang der Häuserreihe, die sich an der Westseite des Exerzierplatzes hinzieht.

Hier fehlte es nicht an hellerleuchteten Cafés und auch nicht an ganzen Reihen auf dem Fußsteg aufgestellter und schon von vielen Konsumenten eingenommener Stühle. Doch fand man bald heraus, daß diese mehr »konversierten« als »konsumierten«, wenn man letzteres, noch zu moderne Wort überhaupt auf die Korfioten vor 50 Jahren anwenden kann.

Nicolas Starkos setzte sich an einen kleinen Tisch in der wohlerwogenen Absicht, kein Wort von den Gesprächen zu verlieren, die an den Nachbartischen geführt wurden.

»Wahrhaftig«, äußerte ein Reeder von der Strada Marina, »es gibt jetzt keine Sicherheit mehr für den friedlichen Handel, und man kann kaum noch wagen, eine wertvollere Ladung nach den Stapelplätzen der Levante abzusenden.«

»Und sehr bald«, fügte sein Gegenüber – ein langer Engländer, der wie ihr Parlamentspräsident immer auf einem Baumwollballen zu sitzen schien – hinzu, »wird man nicht einen Mann mehr finden, der bereit wäre, an Bord der Schiffe des Archipels Dienst zu nehmen.«



»Oh, dieser Sacratif! ... Dieser Sacratif!« erscholl es aus verschiedenen Gruppen mit wirklichem Abscheu.

»Ein Name, der ganz dazu geschaffen ist, einem die Kehle zu verrenken«, dachte der Inhaber des Cafés, »und der doch eine Erquickung sehr wünschenswert machen muß.«

»Um wieviel Uhr soll die Abfahrt der ›Syphanta‹ stattfinden?« fragte der Kaufmann.

»Um 8 Uhr«, belehrte ihn der Korfiot. »Freilich«, fügte er mit einem, nicht gar so viel Zutrauen verratenden Ton hinzu, »mit dem Abfahren ist es nicht getan, es gilt auch seinen Zweck zu erfüllen.«

»Das wird geschehen!« rief ein anderer Korfiot dazwischen. »Niemand soll sagen können, ein Seeräuber habe sie in Schach halten können, wie die Marine Englands ...«

»Und die Marine Griechenlands, die Marine Frankreichs und die Marine Italiens!« bemerkte phlegmatisch ein englischer Offizier, der bei dieser Gelegenheit wenigstens auch den übrigen in Frage kommenden Staaten etwas anhängen wollte.

»Doch«, fuhr der Kaufmann sich erhebend fort, »die Zeit verstreicht, und wenn wir dem Auslaufen der ›Syphanta‹ beiwohnen wollen, müssen wir uns nun wohl nach der Esplanade begeben.«

»Nein«, entgegnete der andere, »es eilt noch nicht. Übrigens wird die Abfahrt der ›Syphanta‹ durch einen Kanonenschuß verkündet werden.«

Die Herren setzten also ihr Gespräch, eigentlich nur ihre Verwünschungen des Übeltäters Sacratif, noch weiter fort.

Jetzt hielt Nicolas Starkos den Augenblick für günstig, sich ebenfalls einzumischen, und er fragte, ohne daß jemand an seiner Aussprache in ihm hätte einen Griechen aus den südlichsten Provinzen erkennen können, indem er sich an seine Tischnachbarn wendete:

»Darf ich mir erlauben, meine Herren, an Sie die Frage zu richten, welche Bewandnis es mit dieser ›Syphanta‹ hat, die heute in aller Munde ist?«

»Das ist eine Korvette, mein Herr, eine Korvette, die von einer Gesellschaft englischer, französischer und korfiotischer Großhändler angekauft, mit einer aus diesen verschiedenen Nationalitäten gewählten Bemannung versehen wurde, und die unter dem Befehl des tapferen Kapitäns Stradena zum Auslaufen fertig liegt. Vielleicht gelingt es, was die Kriegsschiffe Englands und Frankreichs nicht durchzuführen vermochten.«

»Ah, es ist ein bewaffnetes Schiff, das absegelt. Und nach welchen Meeren, wenn ich bitten darf?«

»Nach denen, wo ihm die Möglichkeit geboten ist, den berücktigten Sacratif zu treffen, einzufangen und aufzubauen.«

»Da muß ich Sie weiter bitten«, fuhr Nicolas Starkos fort, »mir auch zu sagen, wer und was jener berücktigte Sacratif ist?«

»Sie fragen, wer jener Sacratif ist!« rief verblüfft der Korfiot, den der Engländer noch unterstützte, indem er seine Antwort mit einem »Aoh!« der Verwunderung illustrierte.

Tatsächlich mußte allerdings ein Mann, der nicht wußte,

wer Sacratif war, und das noch obendrein mitten in der Stadt Korfu, wo jener Name in aller Munde war, als eine Wundererscheinung betrachtet werden.

Der Kapitän bemerkte auch sofort die Wirkung, die seine Unkenntnis hervorbrachte, und beeilte sich also, eine Erklärung hinzuzufügen.

»Ich bin hier gänzlich fremd, meine Herren«, sagte er, »und eben erst eingetroffen von Zara, das heißt von einem entlegenen Punkt des Adriatischen Meeres, so daß ich mich bezüglich der Ereignisse auf den Ionischen Inseln nicht auf dem Laufenden befinde.«

»Sagen Sie lieber bezüglich der Vorgänge im ganzen Archipel«, rief der Korfiot, »denn in der Tat ist es der ganze Archipel, den Sacratif zum Schauplatz seiner schändlichen Seeräubereien erwählt hat.«

»Ah«, sagte Nicolas Starkos, »es handelt sich um einen Seeräuber ...«

»Um einen Piraten, einen Seeräuber frechster Art!« erklärte der lange Engländer. »Ja, Sacratif verdient diese Bezeichnungen und alle, die noch erfunden werden könnten, solche Übeltäter zu brandmarken!«

Der Engländer rang einen Augenblick keuchend nach Atem.

»Was mich erstaunen macht, mein Herr«, fuhr er dann fort, »ist, daß man noch einem Europäer begegnen kann, der nicht schon weiß, was jener Sacratif ist.«

»Verzeihen Sie«, erwiderte Nicolas Starkos, »dieser Name selbst ist mir nicht ganz unbekannt geblieben, das

dürfen Sie glauben; ich wußte aber nicht, daß er es war, der die Stadt in fieberhafte Bewegung setzte. Ist Korfu etwa von einem Überfall dieses Piraten bedroht?»

»Das sollte er einmal wagen!« rief der Kaufmann. »Er wird niemals so unbesonnen sein, einen Fuß auf unsere Insel zu setzen!«

»Ah ... wirklich?« antwortete der Kapitän der ›Karysta«.

»Gewiß, mein Herr, und wenn er's täte, wär' ihm der Galgen sicher. Ja, auf allen Punkten der Insel würden die Galgen wie Pilze aus der Erde aufschießen, um ihn beim Vorüberkommen aufzuschnappen.«

»Woher dann aber die allgemeine Aufregung?« fragte Nicolas Starkos. »Ich bin erst seit kaum einer Stunde hier angelangt und kann die sich kundgebende Erregung nicht begreifen ...«

»Der Grund dafür, mein Herr«, unterbrach der Engländer, »ist folgender: Zwei Kauffahrteischiffe, die ›Tree Brothers« und die ›Carnatic«, sind vor etwa 1 Monat von Sacratif abgefangen und die Überlebenden der beiden Besatzungen Mann für Mann auf den Märkten von Tripolis verkauft worden.«

»Oh«, erwiderte Nicolas Starkos, »das ist eine schlimme Geschichte, die der Sacratif schwer zu büßen haben dürfte.«

»Auf diese Veranlassung traten nun hier verschiedene Großhändler zusammen, um eine Kriegskorvette auszurüsten – einen vortrefflichen Segler –, die eine auserlesene Besatzung führt und von einem unerschrockenen Seemann,

Kapitän Stradena, befehligt wird, der auf jenen Sacratif Jagd machen soll. Diesmal ist zu hoffen, daß der Pirat, der den ganzen Handel des Archipels lahmlegt, seinem Schicksal nicht entgeht.«

»Das möchte ihm wohl nur schwer gelingen«, stimmte Nicolas Starkos bei.

»Und«, erläuterte der englische Großhändler, »wenn Sie heute die Stadt in Bewegung sehen, wenn fast die ganze Bevölkerung nach der Esplanade zusammengeströmt ist, so geschah das, um dem Ankerlichten der ›Syphanta‹ beizuwohnen, der ein vieltausendstimmiges Hurra nachtönen wird, wenn sie den Kanal von Korfu hinabsegelt.«

Nicolas Starkos wußte nun offenbar alles, was er zu wissen wünschte. Er bedankte sich für die erhaltene Aufklärung; dann stand er auf, um sich von neuem unter die Menge zu mischen, die auf der Esplanade hin und her wogte.

Was jene Engländer und Korfioten ihm mitgeteilt hatten, war in keiner Weise übertrieben, im Gegenteil nur allzu wahr. Seit einigen Jahren schon verübte Sacratif bei seinen Plündereien die scheußlichsten Gewalttätigkeiten. Eine große Anzahl von Handelsfahrzeugen aller Nationen war schon von diesem ebenso verwegenen wie blutgierigen Seeräuber überfallen worden. Niemand hätte sagen können, woher er kam, welchem Land er entstamme oder ob er sich von den an den Küsten der Barbarei hausenden Seeräubern nur zeitweise getrennt hatte. All das wußte keiner, und keiner hatte es vorher gewußt. Niemand hatte ihn gesehen, nicht ein einziger war heimgekehrt von denen, die

je unter das Feuer seiner Kanonen gerieten, da alle entweder hingemordet oder als Sklaven verkauft wurden. Selbst die Schiffe, die er benützte, hätte niemand bezeichnen können. Er ging unausgesetzt von dem einen auf ein anderes. Seine Angriffe erfolgten einmal mit einer schnell segelnden levantinischen Brigg, dann wieder mit einer jener flüchtigen Korvetten, die kein anderes Schiff einholen konnte, stets aber unter schwarzer Flagge. Erkannte er sich bei gelegentlicher Begegnung unbedingt als den schwächeren Teil, so verschwand er im Handumdrehen, wie man zu sagen pflegt. Und in welcher weltvergessenen Bucht des Archipels hätte man ihn dann suchen sollen? Gerade er kannte die geheimsten und für jedes andere Schiff gefahrdrohendsten Wasserstraßen dieser Küsten, deren Hydrographie zu jener Zeit noch sehr viel zu wünschen übrig ließ.

Wenn der Räuber Sacratif ein guter Seemann war, so zeichnete er sich nicht minder bei jedem Überfall aus. Immer unterstützt von Mannschaften, die vor nichts zurückschreckten, vergaß er niemals, ihnen des »Teufels Anteil« zukommen zu lassen, das heißt ihnen einige Stunden zum Morden und Plündern freizugeben. So folgten ihm denn die Leute, wohin er sie auch führen mochte, und vollzogen seine Befehle, welcher Art diese auch waren. Alle wären für ihn in den Tod gegangen. Die Bedrohung mit der fürchterlichsten Strafe hätte sie nicht dazu gebracht, ihren Führer zu verraten, der eine wirkliche Zaubermacht auf sie ausübte.

Wenn solche Leute ein Schiff überfielen, konnte es natürlich kaum widerstehen, vor allem ein einfaches Handels-

fahrzeug, dem es an hinreichenden Verteidigungsmitteln fehlte.

Wäre Sacratif, trotz seiner Aufmerksamkeit und Schlaueheit, einmal von einem Kriegsschiff überrascht worden, so hätte er sich gewiß lieber in die Luft gesprengt, als gefangen gegeben. Man erzählte von ihm sogar, er habe einmal bei ähnlicher Gelegenheit als ihm die Geschosse ausgegangen waren, seine Kanonen mit den abgeschnittenen Köpfen der Gefallenen geladen, die auf seinem Deck herumlagen.

Das war der Mann, den zu verfolgen die ›Syphanta‹ ausgeschiedt wurde, das der schreckliche Seeräuber, dessen verfluchter Name in der korfiotischen Hauptstadt so allgemeine Aufregung hervorgerufen hatte.

Da krachte ein Schuß. Eine weiße Rauchwolke, durchzuckt von einem hellen Blitz, erhob sich von einem der Wälle der Festung. Es war das Signal zur Abfahrt. Die ›Syphanta‹ lichtete die Anker und setzte sich den Kanal von Korfu hinab in Bewegung, um sich nach den mehr südlich gelegenen Gewässern des Ionischen Meeres zu begeben.

Die ganze Menschenmenge drängte sich nach dem Rand der Esplanade, nach der Terrasse des Standbilds Sir Maitlands hin.

Nicolas Starkos, den vielleicht eine gebieterischere Empfindung als die der bloßen Neugier mit fortriß, befand sich bald unter der ersten Reihe der Zuschauer.

Beim hellen Licht des Mondes wurde die Korvette mit ihren Positionsfeuern allmählich mehr und mehr sichtbar. Sie segelte scharf bei dem Wind, um bequem am Kap Bianco

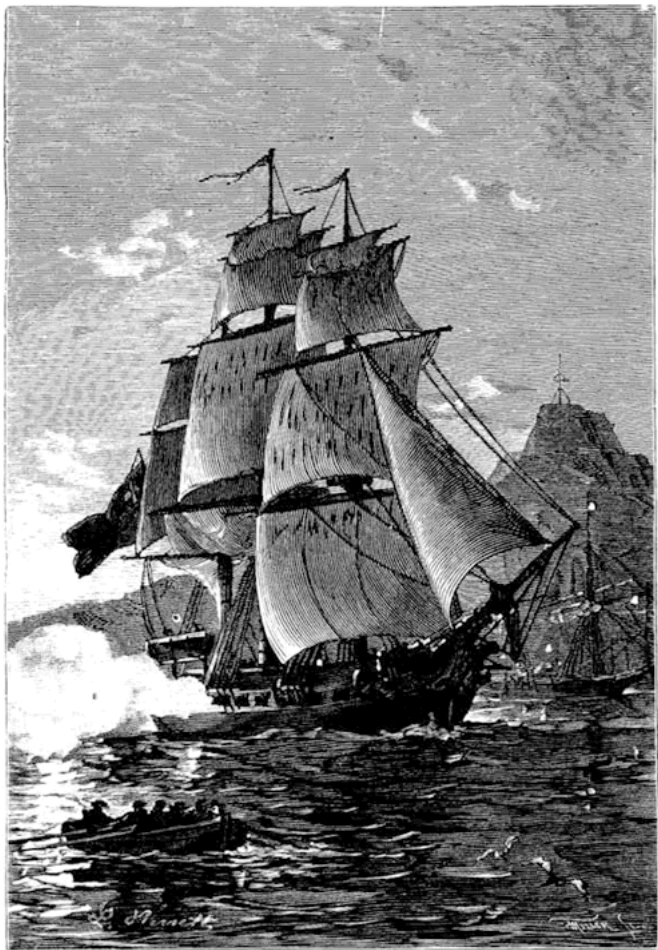
vorüberzukommen, das sich im Süden der Insel vorschiebt. Von der Zitadelle krachte ein zweiter Kanonenschuß, gleich darauf ein dritter, und diesen antworteten **drei Schüsse, welche die Stückpforten der ›Syphanta‹ erhellten**. Den Donner der Geschütze übertönten fast noch die tausendstimmigen Hurras, deren letzte noch bis zur Korvette drangen, als diese schon die Bai von Kardakio übersegelte.

Dann wurde alles still. Die Menschenmenge, die sich in den verschiedenen Straßen der Vorstadt Kastrades zerstreute, räumte das Feld für die wenigen Wanderer, die aus geschäftlichen Interessen oder nur zum Vergnügen noch auf der Esplanade zurückblieben.

Noch 1 Stunde lang verweilte Nicolas Starkos in Gedanken versunken auf dem jetzt fast verlassenem, weiten Exerzierplatz. In seinem Hirn und in seinem Herzen war es deshalb aber nicht ruhig geworden. Seine Augen leuchteten auf von jenem Feuer, das die Lider kaum zu verbergen vermochten. Wie durch eine unwillkürliche Bewegung starrte sein Blick in der Richtung der Korvette hinaus, die eben hinter den letzten, undeutlich erkennbaren Landmassen der Insel verschwand.

Erst als die Turmuhr der Sankt-Spiridion-Kirche 11 schlug, dachte Nicolas Starkos an die Verabredung, Skopelo in der Nähe des Gesundheitsamts wieder zu treffen. Er durchschritt also die Straßen des Stadtviertels, die nach dem Neuen Fort führen, und gelangte in kurzer Zeit nach dem Kai.

Hier wartete Skopelo schon auf ihn.



Der Kapitän der Sacoleve trat auf diesen zu und sagte:

»Die Korvette ›Syphanta‹ ist eben ausgelaufen.«

»Ah«, erwiderte Skopelo.

»Ja ... um Sacratif zu verfolgen!«

»Diese oder eine beliebige andere, das ist ja gleichgültig!« antwortete Skopelo einfach, während er nach der Gig wies, die sich am Fuß der Landungstreppe, auf den letzten Wellen der Brandung schaukelte.

Einige Minuten später erreichte das leichte Boot die ›Karysta‹ und Nicolas Starkos sprang an Bord mit den Worten:

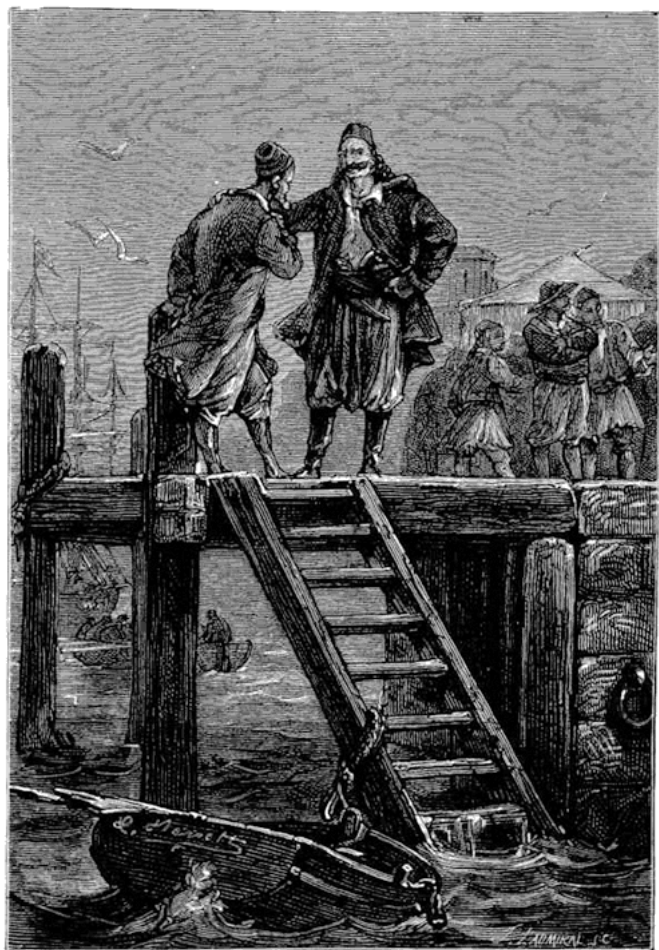
»Morgen also bei Elizundo!«

7. KAPITEL

Eine Überraschung

Am folgenden Morgen gegen 10 Uhr ging Nicolas Starkos wieder am Molo an Land und begab sich sofort nach dem Haus des Bankiers. Es war nicht das erste Mal, daß er in dessen Comptoir vorsprach, und hier wartete auf ihn gewöhnlich der Empfang eines Kunden, dessen Geschäftsverbindungen ihm einen gewissen Vorrang sichern.

Elizundo freilich kannte ihn ja; er wußte gar vieles aus seinem Leben. Ihm war auch nicht unbekannt, daß er der leibliche Sohn jener Patriotin war, die er eines Tages gegen Henry d'Albaret erwähnt hatte. Sonst aber wußte niemand



und konnte niemand wissen, wer und was der Kapitän der ›Karysta‹ eigentlich war.

Nicolas Starkos wurde offenbar schon erwartet und deshalb auch sogleich empfangen, als er sich vorstellte. Der vor 48 Stunden eingetroffene und von Arkadia datierte Brief rührte von ihm her. Man begleitete ihn also unverzüglich nach dem Büro, wo der Bankier sich aufhielt, der die Vorsicht gebrauchte, die Tür mit dem Schlüssel zu verschließen. Elizundo und sein Kunde standen sich jetzt also gegenüber. Niemand konnte sie stören, niemand erlauschen, was sie unter vier Augen sprechen würden.

»Guten Tag, Elizundo«, begann der Kapitän der ›Karysta‹, der sich mit der Zwanglosigkeit eines Mannes, der sich ganz heimisch fühlt, in einen Lehnssessel niederließ. »Es sind wahrlich schon 6 Monate vergangen, während ich Sie nicht gesehen habe, obwohl Sie doch öfter Nachrichten von mir erhielten. Ich konnte aber unmöglich so nah bei Korfu vorübersegeln, ohne hier beizulegen, um das Vergnügen zu haben, Ihnen die Hand drücken zu können.«

»Nun, allein um mich zu sehen, um mich ihrer dauernden Freundschaft zu versichern, sind Sie schon nicht gekommen, Nicolas Starkos«, antwortete der Bankier mit dumpfer Stimme. »Was wollen Sie von mir?«

»Ah«, rief der Kapitän, »daran erkenne ich meinen alten Freund Elizundo! Nichts von zarteren Gefühlen, alles dem Geschäft! Es muß schon recht lange her sein, daß Sie Ihr Herz in dem geheimsten Fach Ihres Geldschranks verschlossen und den Schlüssel dazu verloren haben.«

»Wollen Sie mir gefälligst sagen, was Sie hierher führt und weshalb Sie vorher an mich geschrieben haben?« fuhr Elizundo fort.

»Nun, Sie haben ja recht, Elizundo! Keine nichtssagen-den Redensarten. Wir wollen ernst sein! Heute haben wir sehr wichtige Dinge zu besprechen, und dazu solche, die keinen Aufschub vertragen.«

»Ihr Brief spricht mir von zwei Angelegenheiten«, sagte der Bankier, »die eine, die zur Klasse unserer gewöhnlichen Geschäftsbeziehungen gehört, und eine andere, die Sie nur persönlich betrifft.«

»Ganz richtig, Elizundo.«

»So reden Sie, Nicolas Starkos, ich bin begierig, sie kennenzulernen.«

Der Bankier drückte sich, wie man sieht, sehr unzweideutig aus. Er wollte seinen Besucher veranlassen, sich auf der Stelle zu erklären, ohne Ausflüchte zu gebrauchen und sich Hintertüren offen zu lassen. Mit der Bestimmtheit seiner Fragestellung schien freilich der fast ängstliche Ton seiner Worte nicht ganz zusammenzupassen. Offenbar war es von den beiden Männern, die sich jetzt hier gegenüberstanden, nicht der Bankier, der die Lage beherrschte.

Der Kapitän der ›Karysta‹ konnte deshalb auch ein heimliches Lächeln nicht unterdrücken, das Elizundo, der die Augen niedergeschlagen hatte, freilich nicht bemerkte.

»An welche der beiden Fragen wollen wir zuerst herantreten?« fragte Nicolas Starkos.

»Zuerst an die, welche nur Ihre Person angeht!« antwortete der Bankier schnell.

»Ich ziehe es vor, erst die zu berühren, die mit mir selbst nichts zu tun hat«, entgegnete der Kapitän mit entschiedenem Ton.

»Meinetwegen, Nicolas Starkos, und worin besteht diese?«

»Es handelt sich dabei um einen Transport von Gefangenen, die wir in Arkadia verfrachten sollen. 237 Köpfe sind es, Männer, Frauen und Kinder, die nach der Insel Scarpanto geschafft werden sollen, von wo aus ich dann die Überführung nach der Barbareskenküste übernommen habe. Bei den vielfachen derartigen Geschäften, die wir schon miteinander gemacht, wissen Sie aber, Elizundo, daß die Türken ihre Ware nur gegen Bargeld oder gegen Wechsel ausliefern, wenn eine gute Unterschrift verbürgt, daß sie pünktlich eingelöst werden. Ich komme also, Sie um Ihr Akzept zu ersuchen, und rechne bestimmt darauf, daß Sie es Skopelo nicht weigern werden, wenn dieser sich mit den auf Sie gezogenen Papieren bei Ihnen einstellt. Diese Sache macht doch keine Schwierigkeit, nicht wahr?«

Der Bankier antwortete nicht, sein Schweigen durfte jedoch als Zustimmung zu dem Gesuch des Kapitäns aufgefaßt werden. Er war dazu infolge früherer ähnlicher Abschlüsse auch so gut wie verpflichtet.

»Ich glaube noch hinzufügen zu können«, fuhr Nicolas Starkos nachlässig fort, »daß das Geschäft kein schlechtes sein wird. Die türkischen Operationen in Griechen-

land nehmen jetzt eine immer schlechtere Wendung. Die Schlacht von Navarin muß für die Ottomanen unbedingt eine höchst verderbliche Wirkung haben, da die europäischen Mächte sich jetzt einzumischen beginnen. Müssen jene aber den Kampf aufgeben, so gibt es keine Gefangenen, keine Verkäufe und keine Profite mehr. Eben deshalb müssen die letzten Sendungen, die wir noch zu ziemlich günstigen Bedingungen übernehmen, an den Küsten Afrikas entschieden hohe Preise erzielen. Wir werden also unseren Vorteil bei der Sache haben, so gut wie Sie den Ihrigen. Kann ich auf Ihre Unterschrift rechnen?«

»Ich werde Ihre Wechsel gleich diskontieren«, antwortete Elizundo, »und brauche Ihnen dann keine Unterschrift zu geben.«

»Wie es Ihnen beliebt, Elizundo«, erwiderte der Kapitän, »wir hätten uns auch mit Ihrer Unterschrift begnügt. Sie zögerten ja sonst nicht, sie zu geben.«

»Sonst ist nicht heute«, sagte Elizundo, »und heute hab' ich eine ganz andere Anschauung von solchen Dingen.«

»Ah, wirklich!« rief der Kapitän. »Nun, ganz wie es Ihnen Spaß macht! Doch ist's denn wahr, daß Sie sich, wie ich gehört habe, vom Geschäft gänzlich zurückziehen wollen?«

»Ja, Nicolas Starkos!« erklärte der Bankier jetzt mit sicherer Stimme, »und was Sie ... selbst angeht, wird das auch die letzte Operation sein, die wir zusammen ausführen ... wenn Sie überhaupt darauf bestehen, daß ich mich daran beteilige.«

»Darauf besteh' ich unbedingt, Elizundo«, antwortete Nicolas Starkos trockenen Tons.

Dann erhob er sich, tat einige Schritte durch das Kabinett, ohne dabei seinen nichts weniger als wohlwollenden Blick von dem Bankier abzuwenden. Endlich trat er wieder dicht vor diesen hin.

»Herr Elizundo«, begann er mit etwas spöttischem Ton, »Sie müssen doch sehr reich sein, da Sie daran denken, sich ganz zur Ruhe zu setzen.«

Der Bankier gab keine Antwort.

»Nun sagen Sie mir«, fuhr der Kapitän fort, »was wollen Sie mit all den Millionen anfangen, die Sie in jene Welt doch nicht mitnehmen können? Das dürfte für die letzte Reise ein etwas schwerfälliges Gepäck sein. Wenn Sie aber einmal vom Schauplatz werden verschwunden sein, wem werden jene zufallen?«

Elizundo verharrte noch immer in Stillschweigen.

»Ihre Tochter wird sie natürlich erben«, fuhr Nicolas Starkos fort, »die schöne Hadjine Elizundo. Ihr gehört der einst das ganze väterliche Vermögen. Das ist auch nicht mehr als billig. Doch was wird Sie damit beginnen? So allein im Leben und mit so vielen Millionen?«

Der Bankier richtete sich nicht ohne Anstrengung auf und stieß schnell, wie einer, der ein Geständnis macht, dessen Wucht ihn zu ersticken droht, heraus:

»Meine Tochter wird nicht allein stehen!«

»Sie werden sie verheiraten?« antwortete der Kapitän, »und mit wem, wenn's beliebt? Welcher Mann würde sich

den Besitz Hadjine Elizundos wünschen, wenn er erfahren hat, woher der größte Teil des Vermögens ihres Vaters stammt? Und lassen Sie mich hinzufügen, wenn Hadjine Elizundo es nur selbst weiß, wem würde sie noch wagen, die Hand zum Bund für das Leben zu reichen?«

»Wie sollte sie das erfahren?« erwiderte der Bankier. »Bis jetzt weiß sie von nichts, und wer könnte es ihr sagen?«

»Ich, wenn es sein muß.«

»Sie?«

»Ja, hören Sie mich an, Elizundo, und beachten Sie ja meine Worte«, sagte der Kapitän der ›Karysta‹ mit berechnetem Nachdruck, »denn ich werde auf das, was ich Ihnen jetzt sage, nicht wieder zurückkommen. Das ungeheure Vermögen, das Sie erworben haben, verdanken Sie vor allem mir, zum allergrößten Teil gefährlichen Geschäften, bei denen ich den Kopf aufs Spiel setzte. Nur durch heimliche Beförderung geraubter Schiffsgüter, durch An- und Verkauf von Gefangenen während des Unabhängigkeitskriegs haben Sie jene Summen zusammengescharrt, die sich auf soundso viele Millionen belaufen. Wohlan, es ist gewiß nur billig, daß diese Millionen mir wieder zufallen. Ich, das wissen Sie ja, leide nicht an überzarten Vorurteilen und werde niemals danach fragen, woher Ihr Vermögen gekommen ist. Wenn der Krieg zu Ende geht, denke auch ich mich von den Geschäften zurückzuziehen. Auch ich will im späteren Leben nicht so allein stehen, und ich erwarte, verstehen Sie mich recht, ich erwarte, daß Hadjine Elizundo die Gattin Nicolas Starkos' wird.«

Der Bankier sank in seinen Sessel zurück. Er fühlte nur zu gut, daß er in der Gewalt dieses Mannes, eines langjährigen verwegenen Geschäftsgenossen war. Er wußte, daß der Kapitän der »Karysta« vor nichts zurückweichen würde, um sein Ziel zu erreichen, und zweifelte keinen Augenblick daran, daß dieser, wenn es sein mußte, imstande wäre, die ganze Vergangenheit des hochangesehenen Bankhauses vor aller Welt rücksichtslos zu enthüllen.

Zur ablehnenden Beantwortung des Gesuchs Nicolas Starkos' konnte Elizundo, selbst auf die Gefahr hin, einen lauten Auftritt herbeizuführen, nur eines antworten, und nicht ohne einiges Zaudern sagte er denn:

»Meine Tochter kann Ihre Gattin nicht werden, Nicolas Starkos, weil sie die Frau eines anderen sein wird.«

»Eines anderen!« rief Nicolas Starkos. »Wahrhaftig, da bin ich wohl gerade zur höchsten Zeit gekommen. Ah so, die Tochter des Bankiers Elizundo verheiratet sich ...?«

»Binnen 5 Tagen.«

»Und mit wem?« fragte der Kapitän, dessen Stimme schon zu zittern anfang.

»Mit einem französischen Offizier.«

»Mit einem Franzosen? Gewiß mit einem jener Philhellenen, die Griechenland zu Hilfe geeilt sind?«

»Ja.«

»Und der Mann heißt?«

»Kapitän Henry d'Albaret.«

»Nun, Meister Elizundo«, fuhr Nicolas Starkos fort, der sich dem Bankier weiter näherte und diesen Auge in

Auge fast andonnerte, »ich wiederhole Ihnen, wenn Kapitän Henry d'Albaret erst weiß, wer Sie sind, wird's ihn nicht nach Ihrer Tochter verlangen, und wenn Ihre Tochter selbst den Ursprung des Vermögens ihres Vaters erfährt, wird sie nicht mehr daran denken können, die Gattin von Kapitän Henry d'Albaret zu werden. Wenn Sie diese beabsichtigte Verbindung nicht noch heute lösen, so wird sie morgen von selbst zerfallen, denn morgen schon werden die beiden Verlobten alles wissen ... Ja ... ja, beim Teufel und meiner Seele, sie werden's wissen!«

Der Bankier erhob sich noch einmal. Er sah den Kapitän der ›Karysta‹ scharf an und erklärte mit verzweifelterm Ton, über dessen Wahrhaftigkeit jener nicht im unklaren bleiben konnte:

»Zugegeben! ... Aber ich nehme mir dann das Leben, Nicolas Starkos, und werde nicht länger mehr eine Schande für meine Tochter sein!«

»Und doch«, antwortete der Kapitän, »das bleiben Sie für die Zukunft ebenso, wie Sie es gegenwärtig sind, und Ihr gewaltsamer Tod würde niemals imstande sein, die Tatsache umzustossen, daß Elizundo nur der Bankier der Seeräuber des Archipels gewesen ist!«

Elizundo sank betroffen zusammen und konnte keine Antwort finden, als der Kapitän fortfuhr:

»Und deshalb wird Hadjine Elizundo nicht die Frau jenes Henry d'Albaret werden, sondern sie wird, mag sie's nun wollen oder nicht, nur die Gattin Nicolas Starkos' sein!«

Noch eine halbe Stunde währte dieses Gespräch unter



inständigen Bitten von der einen und unter Drohungen von der anderen Seite fort. Von Liebe war sicherlich keine Rede, wenn Nicolas Starkos auf den Besitz der Tochter Elizundos drang. Ihm ging es nur um die Millionen, die er ganz sein nennen wollte, und keine Vorstellung vermochte ihn von diesem Vorsatz abzubringen.

Hadjine Elizundo hatte nichts erfahren von jenem Brief, der die baldige Ankunft des Kapitäns der ›Karysta‹ meldete; seit eben jenem Tag erschien ihr Vater ihr noch trauriger, noch düsterer als gewöhnlich, als ob ihn irgendein heimlicher Kummer ganz besonders niederdrückte, und als Nicolas Starkos sich dann in dem Bankhaus einstellte, vermochte sie einer lebhafteren Unruhe erst recht nicht Herr zu werden. Sie kannte ja den Mann, den sie während der letzten Kriegsjahre wiederholt im Haus ihres Vaters gesehen.

Nicolas Starkos hatte ihr schon von jeher einen Widerwillen eingeflößt, den sie sich kaum zu erklären vermochte. Er sandte ihr Blicke zu, die ihr tiefes Mißfallen erregten, obwohl er niemals andere als gleichgültige Worte zu ihr gesprochen hatte, wie es jeder andere Kunde des Bankhauses wohl auch hätte tun können. Das junge Mädchen hatte jedoch deutlich genug beobachtet, daß ihr Vater nach einem solchen Besuch des Kapitäns der ›Karysta‹ stets und auch eine Zeitlang später auffallend niedergedrückt und fast erschreckt schien. Daher rührte ihre ausgesprochene Antipathie gegen Nicolas Starkos, die vorläufig immerhin noch nichts rechtfertigte.

Hadjine Elizundo hatte gegen Henry d'Albaret noch nie-

mals von diesem Mann gesprochen. Was ihn mit dem Bankhaus verknüpfte, konnten ja nur Angelegenheiten geschäftlicher Natur sein. Von den Geschäften Elizundos, deren Natur ihr übrigens völlig unbekannt war, hatte sie niemals bei ihren Unterhaltungen etwas erwähnt. Der junge Offizier wußte also auch nichts von den Beziehungen, die zwischen dem Bankier und Nicolas Starkos obwalteten, so wenig wie von denen zwischen diesem Kapitän und der mutigen Frau, der er bei dem Gefecht von Chaidari das Leben gerettet und die er nur unter dem Namen Andronika kannte.

Doch so wie Hadjine hatte auch Xaris Gelegenheit gehabt, Nicolas Starkos im Comptoir der Strada Reale zu sehen und zu empfangen. Er empfand auch selbst genau denselben Widerwillen gegen ihn wie das junge Mädchen; entsprechend seiner kraftstrotzenden, entschlossenen Natur äußerten sich diese Gefühle bei ihm nur in anderer Weise. Wenn Hadjine jede Gelegenheit floh, mit dem ihr verhaßten Mann zusammenzutreffen, so suchte Xaris diese im Gegenteil auf mit dem Wunsch, ihm gelegentlich »die Rippen zu brechen«, wie er gern sagte.

»Ich habe dazu nicht das Recht«, dachte er, »doch das dürfte sich noch finden!«

Aus dem allen ergibt sich, daß der neueste Besuch des Kapitäns der ›Karysta‹ bei dem Bankier Elizundo weder von Xaris noch von dem jungen Mädchen mit Wohlgefallen gesehen wurde; im Gegenteil. Für beide war es eine gewisse Erleichterung, als Nicolas Starkos nach längerer Unterredung mit dem Herrn des Hauses, von der nichts zu erfah-

ren gewesen war, wieder fortging und den Weg nach dem Hafen einschlug.

Noch eine ganze Stunde lang blieb Elizundo in seinem Kabinett eingeschlossen. Man hörte nicht einmal, daß er darin ein Wort sprach.

Seine bestimmten Befehle lauteten aber dahin, daß weder seine Tochter noch Xaris eintreten sollten, ohne ausdrücklich verlangt zu werden. Da der Besuch diesmal besonders lange gedauert hatte, wuchs natürlich deren Angst in demselben Verhältnis mit der verflossenen Zeit.

Plötzlich ertönte die Klingel Elizundos, wie von einem furchtsamen Anschlag, der von unsicherer Hand herrührte. Xaris folgte dem Ruf, öffnete die von innen jetzt nicht mehr verschlossene Tür und befand sich nun gegenüber dem Bankier.

Elizundo saß noch immer halb vernichtet und mit dem Aussehen eines Mannes, der einen heftigen Kampf gegen sich bestanden, in seinem Armstuhl. Er erhob den Kopf und sah Xaris an, als habe er Mühe, ihn zu erkennen; dann strich er mit der Hand über die Stirn.

»Hadjine?« sagte er mit fast tonloser Stimme.

Xaris nickte zum Zeichen, daß er ihn verstehe und verschwand. Gleich darauf trat das junge Mädchen zu ihrem Vater herein. Ohne weitere Vorrede, aber mit tief gesenkten Augen und mit einer vor Erregung zitternden Stimme, begann dieser sofort zu ihr:

»Hadjine, es muß sein ... Du mußt auf die geplante Vermählung mit Kapitän Henry d'Albaret verzichten.«

»Was sagst du, Vater?« rief das junge Mädchen, die dieser unerwartete Schlag tief ins Herz traf.

»Es muß sein, Hadjine!« wiederholte Elizundo.

»Doch willst du mir sagen, liebster Vater, weshalb du dein ihm und mir gegebenes Wort zurücknimmst?« fragte das junge Mädchen. »Du weißt, ich habe nicht die Gewohnheit, deine Wünsche zu diskutieren, und auch heute liegt mir das gewiß fern, welcher Art sie auch sein mögen. Doch willst du mir nicht wenigstens mitteilen, aus welchem Grund ich darauf verzichten muß, Henry d'Albaret zu heiraten?«

»Weil es sein muß, Hadjine ... weil du die Gattin eines anderen werden mußt!« murmelte Elizundo.

Seine Tochter verstand ihn, so leise er auch sprach.

»Eines anderen!« rief sie, von diesem zweiten Schlag nicht minder getroffen wie von dem ersten. »Und dieser andere?«

»Ist Kapitän Starkos!«

»Diesen Mann! Diesen Mann!«

Unwillkürlich entrangen sich diese Worte den Lippen Hadjines, die sich am Tisch festhalten mußte, um nicht zu Boden zu sinken.

Dann empörte sich noch einmal ihr ganzes Wesen gegen diesen Beschluß und sie rief:

»Lieber Vater, dem Befehl, den du mir, vielleicht gegen deinen Willen, erteilst, liegt eine Ursache zugrunde, die ich mir nicht zu erklären vermag. Hier ist ein Geheimnis im Spiel, das du mir zu offenbaren zögerst.«

»Frag mich nichts«, erwiderte Elizundo, »nichts!«

»Nichts, lieber Vater? ... Es sei denn! Wenn ich aber, um dir zu gehorchen, auch darauf verzichte, die Gattin Henry d'Albaret's zu werden, so kann ich doch, und kostete es mein Leben, Nicolas Starkos nicht heiraten! ... Das kannst du doch nicht wollen!«

»Es muß sein, Hadjine!« wiederholte Elizundo.

»Mein ganzes Lebensglück steht dabei auf dem Spiel!« rief das junge Mädchen.

»Und auf meiner Seite die Ehre.«

»Die Ehre Elizundos könnte von einem anderen als ihm selbst abhängen?« fragte Hadjine.

»Ja ... von einem anderen! ... Und dieser andere ist Nicolas Starkos!«

Mit diesen Worten erhob sich der Bankier, seine Augen glänzten gespensterhaft, und das Gesicht war verzogen, als hätte ihn ein Schlaganfall getroffen. Gegenüber diesem Anblick fand Hadjine all ihre Entschlossenheit wieder, und diese gehörte gewiß dazu, wenn sie, sich zurückziehend, zu ihrem Vater sagte:

»Gut, Vater, ... ich werde gehorchen!«

Die Blüte ihres Lebens war damit geknickt, aber sie hatte begriffen, daß die Beziehungen des Bankiers mit dem Kapitän der ›Karysta‹ ein furchtbares Geheimnis bergen mußten. Sie hatte sich überzeugt, daß er sich in der Gewalt dieses hassenswerten Mannes befand. Sie beugte, sie opferte sich! Die Ehre ihres Vaters verlangte dieses Opfer! Xaris fing das junge Mädchen fast ohnmächtig mit den Armen auf. Er brachte sie nach ihrem Zimmer. Da erfuhr er von

ihr, was geschehen war, welchem Verzicht sie zugestimmt hatte. Die nächste Folge davon war, daß sein Haß gegen Nicolas Starkos sich nur verdoppelte.

1 Stunde später erschien wie gewöhnlich Henry d'Albaret in dem Bankierhaus. Eine der dienenden Frauen bedeutete ihm, daß Hadjine Elizundo nicht zu sprechen sei. Er verlangte den Bankier zu sehen ... Der Bankier konnte ihn nicht empfangen. Er wünschte nur Xaris zu sprechen! ... Xaris war nicht im Comptoir.

Aufs höchste beunruhigt kehrte Henry d'Albaret nach dem Hotel zurück. Solche Antworten hatte er noch niemals vernommen. Er beschloß, im Laufe des Abends noch einmal vorzusprechen, und wartete bis dahin in unsäglichter Angst. Um 9 Uhr übergab man ihm in seinem Hotel einen Brief. Ein Blick auf die Adresse lehrte ihn, daß diese von der Hand Elizundos herrührte. Der Brief enthielt nur folgende wenige Zeilen:

Herr Henry d'Albaret wird gebeten, das Projekt einer Verbindung zwischen ihm und der Tochter des Bankiers Elizundo als aufgelöst zu betrachten. Aus Gründen, die mit seiner Person nicht im entferntesten zu tun haben, kann diese Verheiratung nicht stattfinden, und Herr Henry d'Albaret wird den Unterzeichneten sehr verbinden, wenn er seine Besuche im Bankhaus fortan einstellt.

Elizundo

Zunächst verstand der junge Offizier gar nicht, was er



eben gelesen hatte. Dann durchlas er den Brief noch einmal. Er fühlte sich wie niedergeschmettert. Was war denn bei Elizundo geschehen? Woher diese Abweisung? Am gestrigen Tag noch hatte er das Haus verlassen, während darin alle Vorbereitungen zu seiner Vermählung betrieben wurden. Der Bankier hatte sich ihm gegenüber genauso benommen, wie je vorher. Und was das junge Mädchen selbst anging, hatte nicht das Geringste darauf hingewiesen, daß ihre Gefühle für ihn sich irgendwie geändert hätten.

»Doch der Brief ist ja auch gar nicht von Hadjine geschrieben. Seine Unterschrift lautet Elizundo! ... Nein, Hadjine hat nicht gewußt und weiß auch jetzt noch nicht, was ihr Vater mir geschrieben hat. Er hat seine Absichten ohne ihr Mitwissen geändert. Warum? ... Ich habe ihm doch keine Ursache gegeben ... oh, ich werde das Hindernis, daß sich zwischen mich und Hadjine drängt, schon zu erfahren wissen!«

Da er im Haus des Bankiers jetzt nicht selbst empfangen werden konnte, schrieb er an ihn, da er, wie er sich ausdrückte, ein gutes Recht darauf habe, die Gründe kennenzulernen, die eine Vermählung unmöglich machten, die schon in nächster Zeit hatte stattfinden sollen.

Sein Brief blieb ohne Antwort. Er schrieb einen andern, zwei andere: dasselbe Schweigen.

Jetzt wandte er sich unmittelbar an Hadjine. Er bat sie bei ihrer Liebe, ihm wenigstens zu antworten, und wenn sie auch nur sagte, daß sie sich niemals wiedersehen könnten. Keine Antwort.

Wahrscheinlich war sein Brief gar nicht in die Hände des jungen Mädchens gekommen. Henry d'Albaret mußte das wenigstens glauben. Er kannte ja ihren Charakter viel zu gut, um sicher zu sein, daß sie ihm eine Erklärung gegeben haben würde.

In seiner Verzweiflung suchte nun der junge Offizier, Xaris zu treffen. Er kam von der Strada Reale gar nicht mehr weg. Ganze Stunden wandelte er in der Nähe des Bankhauses umher. Vergeblich. Vielleicht den Befehlen des Bankiers, vielleicht auch den Bitten Hadjines gehorchend, ging Xaris überhaupt nicht mehr aus.

So verstrichen unter vergeblichen Bemühungen die Tage des 24. und 25. Oktober. Mit seiner Angst und Sorge ohnegleichen glaubte Henry d'Albaret schon die äußerste Grenze seiner Leiden erreicht zu haben. Er sollte sich täuschen.

Im Laufe des 26. nämlich verbreitete sich plötzlich eine Nachricht, die ihn mit noch schrecklicherem Schlag treffen mußte.

Nicht allein seine Vermählung mit Hadjine Elizundo war aufgehoben – ein Bruch, den übrigens die ganze Stadt schon kannte – sondern Hadjine Elizundo sollte jetzt auch einem anderen die Hand reichen.

Henry d'Albaret fühlte sich vernichtet, als er diese Neuigkeit hörte. Ein anderer als er sollte der Gatte Hadjines werden.

»Ich muß wissen, wer das ist!« rief er. »Mag es sein, wer's will, ich muß es erfahren! ... Ich werde mich bis zu ihm

drängen! ... Ich stelle ihn zur Rede, und er muß mir wohl oder übel antworten!«

Der junge Offizier sollte nicht lange zu warten haben, bis er hörte, wer sein Rivale war. Er sah ihn bald genug in das Bankhaus eintreten, folgte ihm, als er wieder herauskam, beobachtete ihn auf dem Weg bis zum Hafen, wo sein Boot ihn am Molo erwartete. Von hier sah er ihn auf der, eine halbe Kabellänge vom Ufer verankerten Sacoleve verschwinden.

Nicolas Starkos war es, der Kapitän der ›Karysta‹.

Das geschah am 27. Oktober. Aus weiteren Nachrichten, die Henry d'Albaret erhielt, ging hervor, daß die Vermählung Nicolas Starkos' mit Hadjine Elizundo ganz nah bevorstehe, denn alle Vorbereitungen dazu wurden mit einer gewissen Hast betrieben. Die religiöse Feierlichkeit sollte am 30. desselben Monats in der Kirche des heiligen Spiridion stattfinden, das heißt an demselben Tag, der vorher für die Vermählung Henry d'Albaret's ins Auge gefaßt war. Er freilich sollte dabei nicht der Bräutigam sein! Diese Stelle nahm jener Kapitän ein, von dem man nicht wußte, woher er gekommen, und von dem keiner wußte, wohin er gehe.

Die Beute einer Wut, die er nicht mehr zu bemeistern vermochte, war Henry d'Albaret fest entschlossen, Nicolas Starkos aufzusuchen, und müßte er ihm bis an die Stufen des Altars folgen.

Er wollte ihn zum Zweikampf fordern. Wenn er ihn nicht tötete, so würde vielleicht doch er getötet werden, und wäre damit aus dieser fast unerträglichen Lage befreit gewesen.

Vergeblich sagte er sich, daß diese Vermählung, wenn sie zustande käme, auf jeden Fall die Zustimmung Elizundos haben müsse. Vergeblich wiederholte er sich, daß er, der über Hadjines Hand verfügte, ja der Vater der Geliebten war.

»Ja, aber es geschieht gegen ihren Willen! ... Sie unterliegt einem äußeren Druck, der sie diesem Menschen überliefert ... Sie opfert sich!«

Im Laufe des 28. Oktober versuchte Henry d'Albaret Nicolas Starkos zu treffen. Er lauerte ihm auf, wo er an Land ging, er stand unbeirrt am Eingang nach dem Comptoir. Alles vergeblich! Und binnen 2 Tagen sollte nun diese veruchte Vermählung stattfinden – 2 Tage, während welcher der junge Offizier alles wagte, entweder bis zu dem jungen Mädchen vorzudringen, oder doch Nicolas Starkos zu erwischen.

Da trat am 29. gegen 6 Uhr abends ein höchst unerwartetes Ereignis ein, das die Sachlage mit einem Schlag änderte.

Im Laufe des Nachmittags verbreitete sich das Gerücht, daß der Bankier von einem Gehirnschlag getroffen worden sei.

Und wirklich, 2 Stunden später war Elizundo eine Leiche.

8. KAPITEL
Um 20 Millionen

Die Folgen dieses Ereignisses hätte vorläufig niemand zu erkennen vermocht. Als Henry d'Albaret davon Nachricht erhielt, glaubte er zunächst, es könnte für ihn nur günstig sein. Wenigstens war die Vermählung Hadjine Elizundos um einige Zeit verschoben. Obwohl das junge Mädchen jetzt noch von der Last des ersten Schmerzes niedergedrückt sein mußte, zögerte der junge Offizier doch nicht, sich in dem Haus der Strada Reale vorzustellen, konnte hier jedoch weder Hadjine noch Xaris sehen. Er mußte sich eben in Geduld fassen.

»Wenn Hadjine«, so dachte er, »sich damit, daß sie Kapitän Starkos zu heiraten einwilligte, nur einem Wunsch ihres Vaters opferte, so braucht jetzt, wo ihr Vater nicht mehr ist, aus dieser Vermählung ja nichts zu werden.«

Dieser Gedankengang war ja auch richtig. Eine weitere Schlußfolgerung daraus aber ergab, daß sich eben damit die Aussichten Henry d'Albaret's wesentlich verbesserten und die von Nicolas Starkos verschlechterten.

So kann es auch nicht wundernehmen, daß Skopelo am folgenden Morgen an Bord der Sacoleve seinen Kapitän in ein Gespräch über diesen Gegenstand verwickelte.

Der zweite Offizier der ›Karysta‹ war es gewesen, der, als er gegen 10 Uhr morgens an Bord zurückkehrte, die Neuigkeit vom Ableben Elizundos mitgebracht hatte, eine Neuigkeit, die in der Stadt allgemeines Aufsehen erregte.



Man hätte voraussetzen können, daß Nicolas Starkos bei den ersten Worten, die Skopelo darüber fallenließ, eine zornige Erregung zeigen würde. Das war jedoch nicht der Fall. Der Kapitän verstand sich zu beherrschen und liebte es nicht, sich gegen unabwendbare Tatsachen mit ohnmächtigen Worten aufzulehnen.

»Ah, Elizundo ist also tot?« fragte er einfach.

»Ja, er ist tot.«

»Sollte er sich das Leben genommen haben?« fügte Nicolas Starkos halblaut, als ob er mit sich selbst spräche, hinzu.

»Nein«, antwortete Skopelo, der die Vermutung des Kapitäns gehört hatte, »nein, gewiß nicht. Die Ärzte haben nachgewiesen, daß der Bankier Elizundo einem Schlaganfall erlegen ist ...«

»Der ihn sofort tot hinstreckte?«

»Wenigstens ziemlich so. Er soll augenblicklich das Bewußtsein verloren und kaum ein Wort mehr von sich gegeben haben, bis er starb.«

»Desto besser, daß es so gekommen ist, Skopelo.«

»Ohne Widerrede, Kapitän, besonders wenn die Angelegenheit wegen Arkadia schon geregelt war ...«

»Vollkommen«, versicherte Nicolas Starkos. »Unsere Wechsel sind eskomptiert, und nun bist du in der Lage, die Auslieferung des Gefangenentransports gegen klingende Münze zu beanspruchen.«

»Ei, zum Teufel, es war auch höchste Zeit!« rief der

zweite Offizier. »Doch, Kapitän, wenn diese erste Sache erledigt ist, wie steht's mit der zweiten?«

»Mit der zweiten?« antwortete Nicolas Starkos ruhig. »Nun, die zweite wird zu Ende geführt werden, wie es geplant war. Ich sehe nicht, warum sich diesbezüglich etwas geändert haben sollte. Hadjine Elizundo wird ihrem toten Vater ebenso gehorchen, wie sie dem lebenden Vater gehorcht hätte. Die Gründe dafür sind auch noch jetzt genau dieselben.«

»Ihr habt also nicht die Absicht, Kapitän«, fuhr Skopelo fort, »die Partie aufzugeben?«

»Aufgeben?« rief Nicolas Starkos mit einem Ton, der seinen festen Willen, jedes etwaige Hindernis zu besiegen, deutlich erkennen ließ. »Sag mir, Skopelo, glaubst du, es würde auf der ganzen Welt einen Mann geben, der freiwillig die Hände schlosse, wenn er sie nur zu öffnen braucht, um 20 Millionen hineinfallen zu sehen?«

»20 Millionen!« wiederholte Skopelo, der lächelnd mit den Achseln zuckte. »Nun ja, auf den Betrag von ungefähr 20 Millionen hatte auch ich das Vermögen unseres alten Freundes Elizundo abgeschätzt.«

»Eine hübsche runde Summe und in guten und sicheren Wertpapieren«, fuhr Nicolas Starkos fort, »deren Umsatz in bares Geld jeden Augenblick erfolgen kann.«

»Sobald Ihr der Eigentümer seid, Kapitän, denn vorläufig wird dieses Geld der schönen Hadjine zufallen.«

»Die wiederum mir zufällt! Keine Angst, Skopelo. Mit einem Wort bin ich imstande, den ehrlichen Namen des

Bankiers zu vernichten, und seine Tochter wird nach seinem Ableben, ebenso wie vorher, mehr Wert auf diese Ehre als auf das Vermögen legen. Doch ich werde nichts sagen, werde nichts zu sagen haben. Den moralischen Druck, den ich auf ihren Vater ausübte, wird auch sie zu empfinden haben, und sie dürfte sich nur glücklich schätzen, jene 20 Millionen Nicolas Starkos als Mitgift zuzuführen; und wenn du daran zweifeln kannst, so kennst du eben den Kapitän der ›Karysta‹ noch immer nicht!«

Nicolas Starkos sprach mit einer so großen Siegesgewißheit, daß sein zweiter Offizier, der sich sonst nicht gern Selbsttäuschungen hingab, doch dem Glauben zuneigte, der Zwischenfall des gestrigen Tages werde an dem weiteren Verlauf der Angelegenheiten nichts mehr ändern. Höchstens konnte er eine Verzögerung zur Folge haben, das wäre aber alles.

Wie lange diese Verzögerung sie aufhalten würde, das war nun allein die Frage, die Skopelo und Nicolas Starkos einigermaßen beunruhigte, obwohl letzterer das nicht gern zugeben wollte. Er ermangelte nicht, am nächsten Tag den Trauerfeierlichkeiten für den reichen Bankier beizuwohnen, die übrigens ziemlich einfach gehalten waren und nur eine kleine Anzahl Leidtragender versammelten. Hier traf er auch mit Henry d'Albaret zusammen; bei dieser Gelegenheit wurden jedoch zwischen den beiden Männern nur einige Blicke gewechselt, ohne daß es natürlich zu weiteren Auseinandersetzungen kam.

Während der 5 nächsten Tage nach dem Ableben Eli-

zundos versuchte der Kapitän der ›Karysta‹ vergeblich, bis zu dem jungen Mädchen vorzudringen. Die Tür des Trauerhauses blieb für jedermann verschlossen. Es schien, als ob das Bankhaus selbst mit dem Bankier gestorben wäre.

Henry d'Albaret war übrigens nicht glücklicher als Nicolas Starkos. Er konnte sich mit Hadjine weder durch einen Besuch, noch durch einen Brief in Verbindung setzen, so daß er sich schon fragte, ob das junge Mädchen nicht unter dem Schutz des treuen Xaris, der auch nicht sichtbar wurde, Korfu gar schon verlassen haben möge.

Weit entfernt, seine Absichten aufzugeben, wiederholte sich der Kapitän der ›Karysta‹ mit Vorliebe, daß es sich nur um einen Aufschub ihrer Erfüllung handle. Er selbst ließ es nicht an Andeutungen fehlen, und besonders Skopelo tat alles, um in der Stadt die Nachricht zu verbreiten, daß die eheliche Verbindung zwischen Nicolas Starkos und Hadjine Elizundo unzweifelhaft stattfinden werde. Es handle sich nur darum, die erste Zeit der tiefsten Trauer und vielleicht auch die endgültige Regelung der finanziellen Verhältnisse des Bankhauses abzuwarten.

Bezüglich des von dem Bankier hinterlassenen Vermögens wußte man, daß es ein ungeheures war. Das gewöhnliche Geschwätz der Leute und die in der Stadt umher-schwirrenden Gerüchte vergrößerten es allerdings gut um den fünffachen Betrag. Man versicherte sich da gegenseitig, daß Elizundo nicht weniger als 100 Millionen hinterlasse. Das sei eine Erbin, diese junge Hadjine, und ein glücklicher Mann, dieser Nicolas Starkos, dem ihre Hand zugesagt wäre.

In ganz Korfu, in seinen beiden Vorstädten bis weit hinaus in den letzten Dörfern der Insel sprach man von nichts anderem. Infolgedessen strömten auch eine Menge Maulaffen in der Strada Reale zusammen. Da sie nichts besseres zu tun hatten, wollten sie wenigstens das weitberühmte Haus anstarren, in das so viel Geld geflossen wäre und in dem noch so viel davon sein mußte, da nur sehr wenig davon herausgekommen wäre.

Tatsächlich bezifferte sich das betreffende Vermögen auf eine sehr hohe Summe. Diese betrug nahe an 20 Millionen und bestand, wie Nicolas Starkos zu Skopelo bei ihrer kürzlichen Unterhaltung gesagt hatte, zum größten Teil aus sehr leicht realisierbaren Werten und nur wenig aus Grundbesitz.

Davon überzeugte sich, während der ersten Tage nach dem Tod des Bankiers, ebenso Hadjine Elizundo wie auch Xaris. Dabei erhielten sie freilich auch Aufklärung über die Art und Weise, wie dieses Vermögen aufgehäuft worden war. Xaris hatte wenigstens so viel Kenntnis von den Geschäften des Bankiers, um hinreichend durchschauen zu können, welcher Art diese Geschäfte gewesen waren, als ihm die Bücher und Papiere des Verstorbenen zur Durchsicht eingehändigt wurden. Elizundo hatte offenbar die Absicht gehabt, diese später zu vernichten, wenn ihn der Tod nicht überraschte. Jetzt waren sie vorhanden und sprachen deutlich genug für sich selbst.

Hadjine und Xaris wußten nur zu gut, woher diese Millionen stammten. Sie brauchten nicht mehr von anderer

Seite zu erfahren, auf welche verabscheuungswürdige Handelsgeschäfte, auf wieviel Not und Kummer diese Millionen aufgebaut waren.

Auf die Mitwisserschaft dieser Verhältnisse begründete Nicolas Starkos also seine Macht über Elizundo. Er war sein Genosse, er konnte ihn mit einem Wort entehren! Gefiel es ihm selbst, dann zu verschwinden, so hätte niemand vermocht, seine Spuren wiederzufinden. Und damit, daß er dem Vater die Tochter entriß, wollte er sich sein Stillschweigen abkaufen lassen.

»Der Elende! ... Der Schuft!« rief Xaris.

»Schweig!« antwortete Hadjine.

Er schwieg, denn er fühlte wohl, daß seine Worte weiter hinaus klingen konnten, als bis zu Nicolas Starkos. Die jetzt angespannten Verhältnisse mußten aber doch binnen kurzem eine Lösung finden, und vor allem ging es Hadjine selbst an, eine solche im Interesse aller bald herbeizuführen.

Am 6. Tag nach dem Ableben Elizundos wurde Nicolas Starkos, den Xaris an der Treppe des Molos erwartet hatte, gegen 7 Uhr abends ersucht, sofort im Bankhaus zu erscheinen.

Es wäre zu weit gegangen, wenn wir sagten, daß ihm diese Einladung in besonders freundlichem Ton übermittelt wurde, Xaris stieß die wenigen Worte im Gegenteil in einer Weise hervor, die nichts Gutes versprach, als er auf den Kapitän der ›Karysta‹ zutrat. Letzterer war aber nicht der Mann dazu, sich um solche Kleinigkeiten zu kümmern,

und folgte Xaris nach dem Comptoir, wo er ohne Zögern eingelassen wurde.

Als die Nachbarn Nicolas Starkos in das bis jetzt streng geschlossen gehaltene Haus eintreten sahen, unterlag es für sie keinem weiteren Zweifel, daß jenem die günstigsten Aussichten lachten.

Nicolas Starkos fand Hadjine im Kabinett ihres Vaters. Sie saß dort vor einem Schreibtisch, auf dem eine Menge Papiere, Dokumente und Bücher umherlagen. Der Kapitän erkannte, daß das junge Mädchen schon jetzt in die Geschäftstätigkeit des Hauses Einsicht erlangt haben möge, und er täuschte sich damit auch nicht. Es fragte sich nur, ob sie auch schon die Beziehungen kannte, die der Bankier mit den Seeräubern des Archipels unterhalten hatte.

Beim Eintritt des Kapitäns erhob sich Hadjine – was es ihr ersparte, ihn zum Niedersetzen aufzufordern – und machte Xaris ein Zeichen, sie alleinzulassen. Sie trug tiefe Trauerkleidung. Ihre ernsten Züge, wie ihre von Nachtwachen angegriffenen Augen, verrieten in der ganzen Erscheinung zwar eine gewisse Hinfälligkeit, aber noch lange keine geistige Ermattung. Bei dem jetzigen Gespräch, das für alle in Frage kommenden Personen von so weitreichenden Folgen werden sollte, verließ sie ihre Ruhe nicht einen einzigen Augenblick.

»Hier bin ich, Hadjine Elizundo«, begann der Kapitän, »und stehe zu Ihrem Befehl. Weshalb haben Sie mich rufen lassen?«

»Aus zwei Gründen, Nicolas Starkos«, antwortete das

junge Mädchen, die gerade auf ihr Ziel losgehen wollte. »Zunächst wollte ich Ihnen sagen, daß die geplante Verbindung, zu der mich mein Vater, wie Sie recht wohl wissen, nur zwang, fortan als aufgehoben zu betrachten ist.«

»Und ich«, erwiderte Nicolas Starkos sehr kalt, »begnüge mich, dem entgegenzuhalten, daß Hadjine Elizundo, wenn sie in dieser Weise spricht, wohl die Folgen nicht bedacht hat, die ihre Worte haben könnten.«

»Das hab' ich wohl bedacht«, entgegnete das junge Mädchen, »und Sie werden erst recht begreifen, daß mein Beschluß unwiderruflich ist, wenn ich Ihnen sage, daß mir schon alles bezüglich der Art der Geschäfte bekannt ist, die das Haus Elizundo mit Ihnen und Ihresgleichen gemacht hat, Nicolas Starkos.«

Natürlich hörte der Kapitän der ›Karysta‹ diese kurze und bestimmte Antwort nicht ohne Mißbehagen. Wohl hatte er schon vorausgesetzt, daß Hadjine Elizundo versuchen würde, ihm in aller Form den Abschied zu geben, aber er hatte auch gehofft, ihren Widerstand zu brechen, wenn er ihr mitteilte, was ihr Vater gewesen war und welche Beziehungen er zu ihm selbst unterhalten hatte. Und jetzt wußte sie schon alles! Damit zerbrach eine Waffe, vielleicht die allerbeste, ihm unter der Hand. Immerhin fühlte er sich noch nicht ganz entwaффnet, sondern fuhr in etwas ironischem Ton fort:

»Sie kennen also die Geschäfte des Hauses Elizundo, und trotzdem verharren Sie bei Ihrer Weigerung?«

»Ich verharre dabei, Nicolas Starkos, und werde stets dabei verharren, weil ich das für unabweisliche Pflicht halte!«

»So muß ich wohl annehmen«, antwortete Nicolas Starkos, »daß Kapitän Henry d'Albaret ...«

»Lassen Sie den Namen Henry d'Albaret's hier vollkommen aus dem Spiel!« unterbrach ihn Hadjine lebhaft.

Dann wieder mehr Herrin ihrer selbst, fügte sie, um jede Herausforderung, die sie hätte aufs neue reizen können, zu vermeiden, ruhig hinzu:

»Sie wissen sicherlich, Nicolas Starkos, daß Kapitän d'Albaret niemals zustimmen würde, sich mit der Tochter des Bankiers Elizundo zu verbinden.«

»Schwierig dürfte das werden!«

»Aber ehrenhaft bliebe seine Weigerung!«

»Und warum?«

»Weil ein Mann wie er nicht eine Erbin heiratet, deren Vater der Bankier von Seeräubern gewesen ist. Nein, ein Mann von Ehre kann ein in dieser Weise erworbenes Vermögen nicht annehmen.«

»Es scheint mir aber«, wandte Nicolas Starkos ein, »daß wir hier von Dingen reden, die mit dem Gegenstand, um den es sich handelt, nicht das geringste zu tun haben.«

»Dieser Gegenstand ist erledigt!«

»Erlauben Sie mir zu bemerken, daß es Kapitän Starkos, nicht Kapitän d'Albaret war, dem Hadjine Elizundo die Hand reichen sollte. Der Tod ihres Vaters kann ihre Anschauungen hierüber ebensowenig geändert haben, wie die meinigen.«



»Ich gehorchte meinem Vater«, antwortete Hadjine, »ich gehorchte ihm, sogar ohne die Gründe zu wissen, die ihn zwangen, mich zum Opfer zu bringen. Jetzt weiß ich, daß ich durch meinen Gehorsam ihm die Ehre seines Namens gerettet hätte.«

»Nun also, wenn Sie das wissen ...«, fiel Nicolas Starkos ein.

»Ich weiß«, unterbrach ihn Hadjine sofort wieder, »ich weiß, daß Sie es waren, sein Mitschuldiger, der ihn zu jenen verbrecherischen Geschäften veranlaßte, daß Sie jene Millionen dem vorher ehrenhaft dastehenden Bankhaus zuführten. Ich weiß, daß Sie ihn bedrohten, seine Schande der Öffentlichkeit preiszugeben, wenn er Ihnen seine Tochter nicht überlassen wollte. Wahrhaftig, Nicolas Starkos, haben Sie jemals glauben können, daß meine Zustimmung, Sie zu heiraten, einen anderen Grund als den Gehorsam gegen meinen Vater haben könnte?«

»Zugegeben, Hadjine Elizundo; ich habe Ihnen also nichts mitzuteilen. Wenn Sie aber auf die Ehre Ihres Vaters zu seinen Lebzeiten einen hohen Wert legten, so können Sie auch nach seinem Ableben nicht anders handeln, und für den Fall, daß Sie darauf bestehen, Ihre Zusage mir gegenüber zurückzunehmen ...«

»So werden Sie alles sagen, Nicolas Starkos!« rief das junge Mädchen mit einem solchen Ausdruck von Widerwillen und Verachtung, daß sogar dem auf alles gefaßten Mann ein Schimmer von Schamröte über die Stirn flog.

»Ja ... alles!« versetzte er.

»Sie werden es nicht tun, Nicolas Starkos!«

»Und warum?«

»Weil Sie sich damit selbst anklagten!«

»Mich anklagen, Hadjine Elizundo! Glauben Sie etwa, jene Geschäfte wären jemals unter meinem Namen abgeschlossen worden? Bilden Sie sich etwa ein, Nicolas Starkos fahre selbst im Archipel umher und handle mit den Kriegsgefangenen? Nein! Wenn ich rede, werde ich mich deshalb nicht bloßstellen, und wenn Sie mich dazu zwingen, werd' ich eben reden!«

Das junge Mädchen blickte dem Kapitän direkt ins Gesicht. Ihre Augen, denen die ganze Kühnheit des guten Gewissens innewohnte, senkten sich vor den seinigen, so erschreckend diese auch dreinschauen mochten, nicht zur Erde.

»Nicolas Starkos«, fuhr sie fort, »ich könnte Sie mit einem Wort entwaffnen, denn es ist weder Anteilnahme noch Liebe, die Sie auf diese Verbindung bestehen heißt. Ihnen ist es nur darum zu tun, in den Besitz meines väterlichen Vermögens zu kommen! Ja, ich könnte Ihnen sagen: Sie verlangen weiter nichts als jene Millionen! ... Nun gut, hier sind sie! Nehmen Sie sie und ziehen Sie ihres Weges, damit ich Sie niemals wieder sehe! Ich werde das aber nicht sagen, Nicolas Starkos! ... Die Millionen, die ich erbe, werden Ihr Eigentum nicht werden! ... Ich werde sie behalten, um davon einen Gebrauch zu machen, wie es mir beliebt! ... Nein, Sie erhalten sie nicht! Und nun verlassen Sie dieses Zimmer! Verlassen dieses Haus! ... Gehen Sie!«

Mit ausgestrecktem Arm und hocherhobenem Kopf schien Hadjine Elizundo jetzt den Kapitän ebenso zu verfluchen, wie Andronika ihm wenige Wochen vorher auf der Schwelle ihres Hauses geflucht hatte.

Wenn Nicolas Starkos aber an jenem Tag vor der erzürnten Mutter zurückgewichen war, trat er jetzt dagegen voller Entschlossenheit auf das junge Mädchen zu.

»Hadjine Elizundo«, sagte er mit grollender Stimme, »ja, ich muß jene Millionen haben! Auf die eine oder andere Weise muß ich sie haben ... Und sie werden mein werden!«

»Nein, eher vernichte ich sie, eher werfe ich sie in das Wasser des Golfs!« antwortete Hadjine.

»Ich werde sie haben, sag' ich Ihnen, weil ich sie will!«

Nicolas Starkos hatte das junge Mädchen am Arm gefaßt. Der Zorn übermannte ihn, so daß er seiner nicht mehr Herr war. Sein Blick trübte sich. Er wäre imstande gewesen, sie zu ermorden.

Hadjine Elizundo durchschaute das alles im Augenblick. Sterben! Was kümmerte sie das jetzt! Der Tod hätte sie nicht erschreckt. Das energische junge Mädchen hatte aber ganz andere Pläne entworfen ... Sie hatte sich verurteilt zu leben.

»Xaris!« rief sie.

Die Tür ging auf, Xaris erschien.

»Xaris, bring diesen Mann hinaus!«

Nicolas Starkos hatte nicht mehr die Zeit sich umzudrehen, als er sich schon von ein paar Eisenarmen gepackt



fühlte, daß ihm der Atem ausging. Er wollte sprechen, schreien – konnte es aber ebensowenig, wie es ihm gelang, sich aus den schrecklichen Fesseln zu befreien. Halb erstickt, dem Tod nah, so daß er nicht einmal mehr erröten konnte, sah er sich an der Tür des Hauses abgesetzt.

Hier rief ihm Xaris nur noch die Worte zu:

»Ich tötete Euch nicht, weil sie mir nicht befohlen hat, Euch zu töten. Wenn sie mir das sagt, wird es geschehen!«

Damit schloß er hinter ihm die Tür.

Zu dieser Stunde war die Straße schon ziemlich menschenleer. Niemand hatte mit angesehen, was eben hier vorging, das heißt, daß Nicolas Starkos mit Gewalt aus dem Haus des Bankiers Elizundo entfernt worden war. Man hatte ihn aber eintreten sehen; das genügte. Als Henry d'Albaret infolgedessen später erfuhr, daß sein Rivale dort empfangen worden war, mußte er wie alle Welt denken, daß der Kapitän der ›Karysta‹ zu dem jungen Mädchen nach wie vor in dem Verhältnis eines Verlobten stehe.

Welcher Schlag war das für ihn! Nicolas Starkos in dem Haus aufgenommen, von dem ihn ein unerbittlicher Befehl fernhielt. Er war zuerst wirklich versucht, Hadjine zu verfluchen, und wem wäre es an seiner Stelle anders ergangen? Aber er beherrschte sich noch, seine Liebe trug den Sieg davon über den Zorn, und obwohl der äußere Schein gegen das junge Mädchen sprach, sagte er sich doch:

»Nein, nein! ... Das ist unmöglich! ... Mit diesem Mann! ... Das kann nicht sein! ... Das ist nicht wahr!«

Trotz seiner gegen Hadjine Elizundo ausgestoßenen

Drohungen, hielt es Nicolas Starkos nach einiger Überlegung doch für angezeigt, noch zu schweigen. Noch wollte er von dem Geheimnis, das auf dem Leben des Bankiers lastete, nichts offenbaren. Das sicherte ihm wenigstens volle Handelsfreiheit, und wenn die Umstände es erheischten, würde dazu später ja immer noch Zeit sein.

Er verhehlte nämlich dem zweiten Offizier nichts von dem, was sich seit seinem Besuch bei Hadjine Elizundo zugetragen hatte. Skopelo stimmte ihm bei, jetzt noch zu schweigen und sich zurückzuhalten, wohl aber darauf zu achten, ob die Dinge nicht selbst eine ihren Absichten günstigere Wendung annähmen. Am meisten beunruhigte ihn freilich, daß die Erbin sein Schweigen nicht durch Abtretung der Erbschaft zu erkaufen willens schien. Warum? Das begriff er vorläufig wenigstens nicht.

Während der folgenden Tage und bis zum 12. November verließ Nicolas Starkos sein Schiff auch nicht für 1 Stunde. Er grübelte und erwog die verschiedensten Mittel, die ihn zu seinem Ziel führen könnten. Übrigens rechnete er nicht wenig auf einen glücklichen Zufall, der ihm schon so oft während seiner verbrecherischen Laufbahn zu Hilfe gekommen war. Dieses Mal rechnete er falsch.

Henry d'Albaret hielt sich andererseits vollkommen zurückgezogen. Er hatte es nicht für geboten erachtet, seine Versuche, das junge Mädchen zu sehen, noch zu wiederholen; aber er verzweifelte deshalb auch noch nicht.

Am 12. des Abends wurde ihm ein Brief in sein Hotel gebracht. Eine Ahnung sagte ihm, daß er von Hadjine Eli-

zundo komme. Er erbrach ihn, sah nach der Unterschrift; richtig, er hatte sich nicht geirrt.

Der Brief enthielt nur wenige, von der Hand des jungen Mädchens geschriebene Zeilen und lautete wie folgt:

Henry!

Der Tod meines Vaters hat mir zwar meine Freiheit zurückgegeben, aber Du mußt dennoch auf mich verzichten. Die Tochter des Bankiers Elizundo ist Deiner nicht würdig. Ich werde niemals Nicolas Starkos, einem Schurken, aber auch niemals Dir, einem ehrenhaften Mann, angehören können. Verzeih mir und lebe wohl!

Hadjine Elizundo

Nach Empfang dieses Briefs eilte Henry d'Albaret, ohne sich Zeit zur Überlegung zu nehmen, nach dem bekannten Haus in der Strada Reale ...

Das Haus war verschlossen, verlassen, öde, als ob Hadjine Elizundo mit ihrem treuen Xaris daraus verschwunden wäre, um niemals wiederzukehren.

9. KAPITEL

Der Archipel in Flammen

Die Insel Scio – seit jener Zeit übrigens allgemein Chio genannt – liegt im Ägäischen Meer, westlich vom Golf von Smyrna und nah der Küste Kleinasiens. Mit Lesbos und Samos im Süden gehört sie zu den im Osten des Archipels gelegenen Sporaden. Ihr Umfang beträgt volle 40 Lieues. Der Berg Pelineus, jetzt der Elias-Berg, der sie beherrscht, ragt bis zu einer Höhe von 2500 Fuß über die Meeresfläche empor.

Von den bedeutenden Städten, die sich auf der Insel vorfinden, wie Volysso, Pitys, Delphinium, Leuconia, Kaukasia, ist doch ihre Hauptstadt Scio die entschieden wichtigste. Hier hatte Oberst Fabvier am 30. Oktober 1827 ein kleines Expeditionskorps gelandet, dessen Stärke sich auf 700 reguläre Truppen, 200 Reiter und 1500 Irreguläre, die von den Scioten besoldet wurden, belief, und das 10 Haubitzen und 6 Kanonen mit sich führte.

Die Intervention der europäischen Mächte hatte auch nach der Schlacht bei Navarin die griechische Frage ihrer endgültigen Lösung noch nicht zugeführt. England, Frankreich, Rußland wollten dem neuen Königreich nur die Grenzen zugestehen, die der Aufstand selbst noch niemals überschritten hatte. Diese Beschränkung sagte aber der hellenischen Landesregierung keineswegs zu. Diese beanspruchte außer dem ganzen festländischen Griechenland auch die Inseln Kreta und Scio als notwendige Bestandteile

ihrer Autonomie. Und so wie Miaulis Kreta als Angriffssobjekt und Ducas das Festland als solches wählte, landete Fabvier in Maurolimena, auf der Insel Scio, an dem oben genannten Tag.

Man begreift recht wohl, daß die Hellenen den Türken diese schöne Insel, das herrlichste Juwel der Kette der Sporaden, zu entreißen wünschten. Ihr Himmel – wohl der reinste von ganz Kleinasien – verleiht ihr ein wundervolles Klima, ohne übermäßige Hitze und ohne zu strenge Kälte. Hier erfrischt fast stets eine mäßige Brise die Luft und macht die Insel zu einer der gesündesten des ganzen Archipels. In einem Lobgesang, den man Homer zuschreibt – den Scio übrigens als Landeskind betrachtet – nennt der Dichter sie »sehr fett«. Gegen Westen hin erzeugt sie den köstlichsten Wein, der mit den besten Reben des Altertums wetteifert, und einen Honig, der getrost mit dem des Hymettos wetteifern kann. An der Ostseite reift sie Orangen und Zitronen, deren vorzüglicher Ruf bis nach dem Westen Europas reicht. Nach Süden hin ist sie bedeckt mit verschiedenen Mastixarten, die das kostbare Harz Mastix liefern, das in der Malerei wie in der Arzneikunst so vielfache Verwendung findet. Endlich gedeihen in dieser von Gott gesegneten Gegend Feigen-, Dattel-, Mandel-, Granat- und Ölbäume außer den schönsten Baumarten der gemäßigten Zone Europas.

Diese Insel also wollte die Nationalregierung mit dem neuen Königreich verbunden wissen, und deshalb hatte es der mutige Fabvier, trotz der vielen Kränkungen, die er von

denen erfahren hatte, für die er sein Blut zu opfern bereit war, unternommen, sie zu erobern.

Während der letzten Monate dieses Jahres hatten die Türken übrigens nie aufgehört, auf der ganzen hellenischen Halbinsel zu morden und zu rauben, und das noch 2 Tage bevor Capo d'Istria in Nauplia landete.

Die Ankunft dieses Diplomaten sollte den inneren Streitigkeiten der Griechen ein Ende machen und die Regierungsgewalt in einer einzigen Hand vereinigen. Aber obwohl Rußland 6 Monate später dem Sultan den Krieg erklärte und damit der Aufrichtung des neuen Königreichs zu Hilfe kam, hielt Ibrahim noch immer den mittleren Teil und die Küstenstädte des Peloponnes besetzt. Und wenn er sich 8 Monate später, am 6. Juli 1828, anschickte, das Land zu verlassen, dem er soviel Unheil zugefügt, wenn im September desselben Jahres auch kein Ägypter mehr auf griechischem Boden stand, so verheerten diese wilden Horden doch noch immer eine Zeitlang das unglückliche Morea.

Da nun die Türken und deren Verbündete noch verschiedene Städte der Küste in ihrer Gewalt hatten, und zwar im Peloponnes wie in Kreta, so ist es nicht zu verwundern, daß die benachbarten Meere noch vielfach von Seeräubern heimgesucht wurden. Wenn der Schaden, den sie den Fahrzeugen zufügten, die den Handelsverkehr von einer Insel zur andern vermittelten, beträchtlich war, so wurden die Führer der griechischen Flottillen, wie Miaulis, Canaris und Tsamados nicht müde, jene zu verfolgen. Jene Bösewichte waren jedoch ebenso zahlreich wie schwer zu fassen, und es

konnte sich niemand mit einiger Sicherheit auf jene Meere hinauswagen. Von Kreta bis zur Insel Metelin, von Rhodus bis Negroponte stand der ganze Archipel in Flammen.

Jetzt tummelten sich die von dem Auswurf aller Nationen gebildeten Banden in der Umgebung der Insel umher und suchten dem Pascha zu Hilfe zu kommen, der in der Zitadelle eingeschlossen war, die Oberst Fabvier eben jetzt unter den ungünstigsten Bedingungen zu belagern anfang.

Der Leser erinnert sich, daß die Großhändler der Ionischen Inseln in ihrem Schrecken über diesen Zustand der Verhältnisse, die alle Handelsorte der Levante gleichermaßen in Mitleidenschaft zogen, zusammengetreten waren, um eine Korvette auszurüsten, mit dem Auftrag, jene Piraten überall zu verfolgen.

Vor nun 5 Wochen hatte die ›Syphanta‹ Korfu verlassen, um die Meere des Archipels zu säubern. Zwei oder drei Gelegenheiten, aus denen sie glücklich hervorgegangen war, wie die Aufbringung verschiedener, mit Recht als verdächtig angesehener Schiffe, konnten sie nur ermutigen, das begonnene Werk eifrig fortzusetzen. Ihr Befehlshaber Stradana, der wiederholt in den Gewässern von Psara, Skyros, Zea, Lemnos, Paros und Santorin auftauchte, erfüllte seine Aufgabe mit ebensoviel Kühnheit wie Erfolg. Es schien jedoch, als sollte es ihm nie gelingen, dem geradezu unnahbaren »Sacratif« zu begegnen, dessen Erscheinen sich überall durch die blutigsten Greuelthaten kennzeichnete. Wohl hörte man sehr oft von ihm reden, aber nie und nirgends war er selbst zu sehen.

Vor höchstens 14 Tagen, um den 13. November, war auch die ›Syphanta‹ in der Umgebung von Scio bemerkt worden. An eben jenem Tag gelang es auch noch, im Hafen der Insel gefangene Seeräuber einzuliefern, und Fabvier machte mit den Verbrechern den gebührenden kurzen Prozeß und knüpfte diese Burschen auf.

Seit jener Zeit vernahm man aber nichts von der Korvette; niemand vermochte zu sagen, in welchen Gegenden sie jetzt den Piraten des Archipels nachspürte; ja, man fing allmählich an, ihretwegen ängstlich zu werden. In diesen meist sehr beschränkten Gewässern, in denen so viele Inseln und Eilande liegen und sich deshalb auch sehr viele Hafenplätze bieten, war es sonst sehr selten gewesen, daß die Anwesenheit dieses Schiffes nicht von da oder dort her gemeldet worden wäre.

Unter diesen Verhältnissen traf nun Henry d'Albaret in Scio ein, nachdem er Korfu 8 Tage vorher verlassen hatte. Hier stieß er wieder zu seinem früheren Kommandanten, um sich aufs neue an dem Kampf gegen die Türken zu beteiligen.

Das Verschwinden Hadjine Elizundos hatte ihn auf das Schmerzlichste berührt. Das junge Mädchen wies also Nicolas Starkos als einen ihr unwürdigen Schurken ab, aber sie entzog sich auch ihm, der ihr Herz besaß, als seiner unwürdig. Welches Geheimnis mochte nun dem allen zugrunde liegen? Wo sollte er danach forschen? In ihrem früheren Leben, in ihr selbst, die so sanft, so rein erschien? Nein, sicherlich nicht! Vielleicht im Leben ihres Vaters? Doch wel-



cher Zusammenhang konnte bestehen zwischen dem Bankier Elizundo und Kapitän Starkos?

Wer hätte solche Fragen zu beantworten vermocht? Das Bankhaus stand völlig verödet. Jedenfalls hatte Xaris es gleichzeitig mit dem jungen Mädchen verlassen.

Henry d'Albaret konnte nur auf sich selbst zählen, um die Geheimnisse der Familie Elizundo zu enträtseln.

Er kam zunächst auf den Gedanken, die Stadt Korfu und dann die ganze Insel zu durchsuchen. Vielleicht hatte Hadjine an irgendeinem versteckten Punkt Zuflucht gesucht und gefunden. Es gibt in der Tat nicht wenig auf der Insel verstreute Dörfer, wo es leicht genug sein mußte, sich sicher zu verbergen. Wer sich der Welt entziehen und von ihr vergessen sein will, dem bieten Benizze, Santa Decca, Leucimne und zwanzig andere geeignete Ortschaften dazu die beste Gelegenheit. Henry d'Albaret durchstreifte alle Straßen und Wege, forschte selbst in den kleinsten Weilern nach einer Spur des jungen Mädchens ... Er fand nichts ... nichts!

Da erhielt er eine Andeutung, daß Hadjine Elizundo die Insel Korfu vielleicht ganz verlassen haben könne. In dem kleinen Hafen Alipa, im Westnordwesten der Insel, teilte man ihm mit, daß eine leichte Speronare, nachdem sie kurze Zeit lang zwei Passagiere erwartet hatte, auf deren Kosten sie gemietet war, erst unlängst in See gestochen sei.

Alles in allem war das am Ende eine nur unbestimmte Nachricht. Eine gewisse Übereinstimmung der Tatsachen

und der Zeit flößten aber dem jungen Offizier bald nur noch weitere Befürchtungen ein.

Als er nämlich nach Korfu zurückkehrte, hörte er, daß auch die Sacoleve den Hafen verlassen habe. Was hierbei ins Auge fiel, war der Umstand, daß diese Abfahrt mit demselben Tag zusammenfiel, an dem auch Hadjine Elizundo verschwunden war. Sollte er einen gewissen Zusammenhang zwischen beiden Vorfällen annehmen? War das junge Mädchen, die ja samt Xaris in eine ihr gelegte Schlinge gefallen sein konnte, vielleicht mit Gewalt entführt worden? Befand sie sich jetzt vielleicht gar in der Hand des Kapitäns der ›Karysta‹?

Dieser Gedanke brach Henry d'Albaret fast das Herz. Doch was sollte er beginnen? An welchem Ende der Welt hätte er nach Nicolas Starkos forschen sollen? Wer war dieser Abenteurer überhaupt? Die ›Karysta‹, von der niemand wußte, woher sie kam, noch wohin sie ging, konnte mit Recht als verdächtiges Schiff betrachtet werden. Sobald er sich jedoch von dem ersten Schreck etwas erholt hatte, wies der junge Offizier jeden solchen Gedanken entschieden ab. Da Hadjine Elizundo seiner unwürdig zu sein erklärte und ihn auch nicht mehr wiedersehen wollte, war es ja ganz natürlich, daß sie sich unter dem Schutz Xaris' freiwillig entfernt haben würde.

Nun, wenn die Dinge so lagen, hoffte Henry d'Albaret auch, sie noch wiederzufinden. Vielleicht hatte ihre Vaterlandsliebe sie getrieben, an dem Kampf teilzunehmen, in dem das Los ihrer Heimat entschieden werden sollte. Viel-

leicht hatte sie das ungeheure Vermögen, über das sie jetzt verfügen konnte, zum besten des Unabhängigkeitskriegs als Opfer darbringen wollen. Warum sollte sie auch einer Bobolina, Modena, einer Andronika und so vielen anderen, für die sie eine unbegrenzte Bewunderung hegte, nicht auf denselben Schauplatz gefolgt sein?

Jedenfalls hatte Henry d'Albaret die Überzeugung gewonnen, daß Hadjine Elizundo sich nicht mehr in und auf Korfu befinde, und deshalb beschloß er denn, sich dem Korps der Philhellenen wieder anzuschließen. Oberst Fabvier befand sich mit seinen regulären Truppen eben auf Scio; zu diesem wollte er sich begeben. So verließ er also die Ionischen Inseln, eilte durch das nördliche Griechenland, wobei ihn der Weg an den Golfen von Patras und Lepante vorbeiführte, schiffte sich im Golf von Ägina ein, entging nur mit knapper Not einigen Seeräubern, die die Umgebung der Kykladen unsicher machten, und kam nach schneller Überfahrt in Scio an. Fabvier bereitete dem jungen Offizier einen sehr herzlichen Empfang, der den zweifellosen Beweis lieferte, in wie hoher Achtung er bei ihm stand. Der tapfere Kriegermann sah in ihm nicht nur einen verlässlichen Waffengefährten, sondern auch einen vertrauten Freund, dem er das, was ihn bedrückte – und das war nicht wenig – ohne Anstand mitteilen konnte. Der Mangel an Disziplin bei den irregulären Scharen, die einen sehr bedeutenden Teil des Expeditionskorps bildeten, der geringe Sold, der noch dazu schlecht ausbezahlt wurde, die

Verlegenheiten, die die Scioten selbst ihm bereiteten, all das durchkreuzte und verlangsamte seine Operationen.

Die Belagerung der Zitadelle von Scio hatte indes ihren Anfang genommen. Henry d'Albaret traf gerade noch rechtzeitig ein, um an den Annäherungsarbeiten, dem Ausheben der Parallelen, teilzunehmen. Zweimal hatten die verbündeten Mächte Oberst Fabvier zwar bedeutet, seine Belagerungsarbeiten einzustellen; dieser schenkte jenen Zumutungen aber, gestützt auf die unverhohlene Zustimmung der griechischen Nationalregierung, kein Gehör, sondern setzte sein Werk unbeirrt fort.

Bald erweiterte sich die Belagerung des Platzes auch noch zu einer Art Blockade, freilich zu einer so unzulänglich geschlossenen, daß die Belagerten trotzdem noch immer Zufuhr an Proviant und Kriegsbedarf erhalten konnten. Vielleicht wäre es Fabvier aber dennoch gelungen, sich der Zitadelle zu bemächtigen, wenn seine Truppenmacht, die der Hunger tagtäglich weiter schwächte, sich nicht über die ganze Insel zerstreut hätte, um zu plündern und um Nahrung zu finden. Unter diesen Umständen wurde es einer aus fünf Fahrzeugen bestehenden ottomanischen Flottille möglich, den Türken eine Verstärkung von 2000 Mann zuzuführen, indem sie sich den Zugang nach dem Hafen von Scio mit Gewalt öffnete. Bald darauf erschien allerdings Miaulis mit seinem Geschwader, um Oberst Fabvier zu Hilfe zu kommen, doch da war es zu spät, und er mußte unverrichteterdinge umkehren.

Mit dem griechischen Admiral waren auch einige Fahr-



zeuge eingetroffen, die eine gewisse Anzahl Freiwillige als Verstärkung des Expeditionskorps von Scio mitbrachten.

Ihnen hatte sich auch eine Frau angeschlossen.

Nachdem sie bis zur letzten Stunde im Peloponnes gegen die Scharen Ibrahims gekämpft, wollte Andronika, die schon den Anfang des Krieges mitgemacht hatte, auch bei dessen Beendigung nicht fehlen. Deshalb war sie mit nach Scio gekommen, entschlossen, wenn es sein mußte, sich für diese Insel, die die Griechen ihrem neuen Königreich angeschlossen wissen wollten, auf dem Altar des Vaterlands zu opfern. Ihr wäre das wie eine Wiedervergeltung für die Untaten erschienen, die ihr unwürdiger Sohn bei den Metzeleien des Jahres 1822 an derselben Stelle begangen hatte.

Zu jener Zeit hatte der Sultan die Insel Scio mit dem schrecklichen Bannfluch: »Feuer, Stahl und Knechtschaft« belastet. Der Kapudan-Pascha Kara-Ali war mit der Durchführung dieser Drohung betraut. Er erledigte seinen Auftrag voll und ganz. Seine blutgierigen wilden Horden setzten sich auf der Insel fest. Männliche Personen unter 12 und weibliche über 40 Jahren wurden ohne Erbarmen hingerichtet. Der zur Sklaverei verdamnte Überrest sollte nach den Märkten von Smyrna und der Barberei abgeführt werden. Unter der Hand von 30.000 Türken wurde die ganze Insel durch Feuer verheert und durch Blut überschwemmt. 23.000 Scioten waren getötet, 47.000 zum Verkauf zurückgestellt worden.

Hierbei war es, wo Nicolas Starkos die Hand im Spiel gehabt hatte. Nachdem seine Spießgesellen und er selbst sich

zügellos an Mord und Plünderung beteiligt hatten, wußten sie sich auch den Löwenanteil an dem schmachvollen Schacher zu sichern, der die Menschen herdenweise der ottomanischen Habgier auslieferte. Die Schiffe dieses elenden Renegaten waren es, die zum Transport der Tausende von Unglücklichen nach den Küsten Kleinasiens und Afrikas dienten.

Im Zusammenhang mit diesen schmählichen Operationen stand auch die Geschäftsverbindung, die Nicolas Starkos mit Elizundo in Berührung brachte; von ihnen stammten die ungeheuren Erträge, deren größerer Teil dem Vater Hadjines zugefallen war.

Andronika wußte übrigens gar zu gut, welchen Anteil Nicolas Starkos an den Massenschlächtereien von Scio gehabt, welche Rolle er in dieser entsetzlichen Tragödie gespielt hatte. Das war auch die innere Veranlassung gewesen, sich nach den Stätten zu begeben, wo man ihr gewiß hundertmal geflucht hätte, wenn es bekannt gewesen wäre, daß sie die Mutter jenes Verruchten war. Auf dieser Insel in den mörderischen Kampf zu ziehen, ihr Herzblut zu vergießen für die Sache der Scioten, das erschien ihr wie eine Wiedervergeltung, wie die erhabenste Sühne der Verbrechen ihres Sohns.

Von der Stunde an, wo Andronika auf Scio den Fuß an Land setzte, konnte es natürlich kaum ausbleiben, daß sie und Henry d'Albaret sich an dem einem oder anderen Tag begegneten. Wirklich sah sich Andronika kurze Zeit nach ihrer Ankunft, am 15. Januar, unerwartet dem jungen Offi-

zier gegenüber, der ihr auf dem Schlachtfeld von Chaidari das Leben gerettet hatte.

Da ging sie mit offenen Armen auf ihn zu und rief:

»Henry d'Albaret!«

»Sie ... Andronika ... Sie?« sagte der junge Offizier.
»Sie ... muß ich hier wiederfinden?«

»Ja«, antwortete die heldenmütige Frau. »Ist denn mein Platz nicht da, wo es gegen die dreisten Unterdrücker noch zu kämpfen gilt?«

»Andronika«, erwiderte Henry d'Albaret, »Sie können stolz sein auf Ihr Vaterland, stolz auf seine Kinder, die es mit Ihnen verteidigt haben! Nicht lange, und kein einziger türkischer Soldat steht mehr auf dem Boden Griechenlands.«

»Ich weiß es, Henry d'Albaret, und Gott erweise mir die Gnade, nur diesen schönen Tag noch mitzuerleben!«

Im weiteren Verlauf des Gesprächs teilte ihm Andronika nun mit, wie sie die Zeit, nachdem beide nach der Schlacht von Chaidari einander aus den Augen verloren, verbracht hatte. Sie schilderte ihre Fahrt nach Magne, ihrer engeren Heimat, die sie zum letzten Mal wiederzusehen sich gesehnt hatte, um sich dann der Armee im Peloponnes anzuschließen, bis sie sich hierher nach Scio wandte.

Henry d'Albaret erzählte ihr seinerseits, unter welchen Verhältnissen er nach Korfu zurück und dort in Berührung mit dem Bankier Elizundo gekommen sei, und erwähnte dann seine schon festgesetzte und dann aufgehobene Ver-

mählung, wie das Verschwinden Hadjines, die er eines Tages doch noch wiederzufinden hoffte.

»Ja, Henry d'Albaret, wenn Sie auch noch nicht wissen, welches Geheimnis auf dem Leben dieses jungen Mädchens lastet, so muß sie Ihrer doch jedenfalls würdig sein! Ja, Sie werden sie wiedersehen, werden so glücklich sein, wie Sie es beide so sehr verdienen.«

»Doch sagen Sie mir, Andronika«, fragte Henry d'Albaret, »kannten Sie nicht etwa jenen Bankier Elizundo?«

»Nein«, erklärte Andronika. »Woher sollte ich ihn kennen, und wie kommen Sie zu dieser auffälligen Frage?«

»Ich hatte mehrmals Gelegenheit, Ihren Namen vor ihm zu erwähnen«, antwortete der junge Offizier, »und dieser Name erregte allemal seine ganz besondere Aufmerksamkeit. Eines Tages erkundigte er sich bei mir sogar, ob ich nicht wüßte, was seit unserer Trennung aus Ihnen geworden sei.«

»Ich kenne ihn weder persönlich, Henry d'Albaret, noch ist der Name des Bankiers Elizundo jemals von mir ausgesprochen worden.«

»Dann obwaltet auch hier ein Geheimnis, das ich nicht zu durchschauen vermag und das nun, da Elizundo tot ist, wohl auch niemals entschleiert werden wird.«

Henry d'Albaret versank in Schweigen. Die Erinnerung an Korfu erwachte wieder lebhafter in ihm. Er dachte unwillkürlich an alles, was er dort und seit seinem Aufenthalt dort gelitten, an alles, was er fern von Hadjine noch zu erdulden haben werde.

Dann wandte er sich wieder an Andronika.

»Wenn dieser Krieg nun zu Ende ist, was werden Sie dann beginnen?« fragte er diese.

»Gott wird mir's gewähren«, antwortete sie mit rührender Frömmigkeit, »mich aus dieser Welt abzufragen, aus dieser Welt, in der gelebt zu haben ich nur Gewissensbisse empfinde.«

»Gewissensbisse, Andronika?«

»Ja!«

Die bedauernswerte Mutter wollte damit ausdrücken, daß schon ihr Leben überhaupt ein Unglück gewesen sei, da sie einen solchen Sohn geboren hatte.

Sie gab jedoch diesem Gedanken nicht weiter nach, sondern fuhr fort:

»Sie freilich, Henry d'Albaret, Sie sind noch jung und Gott hat Ihnen noch lange Tage vorbehalten. Wenden Sie sie dazu an, diejenige wiederzufinden, die Sie verloren haben, und ... die Sie herzlich liebt.«

»Ja, Andronika, ich werde sie überall suchen, aber überall auch den hassenswerten Rivalen, der sich zwischen sie und mich gedrängt hat.«

»Wer war dieser Mann?« fragte Andronika.

»Ein Kapitän, der Befehlshaber eines mir nicht weiter bekannten, aber verdächtig erscheinenden Schiffes«, erklärte ihr Henry d'Albaret, »und der übrigens Korfu gleich nach dem Verschwinden Hadjines verlassen hat.«

»Und sein Name?«

»Nicolas Starkos!«



»Er!«

Noch ein Wort mehr, und ihr Geheimnis wäre verraten gewesen. Andronika hätte sich als die Mutter jenes Starkos bekannt.

Der von Henry d'Albaret so ganz unerwartet ausgesprochene Name hatte auf sie eine wahrhaft erschütternde Wirkung. Eine so energische Natur wie sie sonst auch war, ließ sie der Name ihres Sohns doch vor Schreck erbleichen. Alles Unglück, das dem jungen Offizier, das dem Mann widerfahren war, der sie mit eigener Lebensgefahr vom drohenden Tod gerettet, rührte nur her von Nicolas Starkos.

Henry d'Albaret konnte begreiflicherweise nicht unbenutzt bleiben, welche Wirkung der Name Starkos' auf Andronika ausübte, und es kann nicht auffallen, daß er nach ihrer Ursache weiterforschte.

»Was ist Ihnen? ... Was fehlt Ihnen?« rief er. »Warum diese Erregung bei dem Namen des Kapitäns der ›Karysta‹? ... Reden Sie! ... Kennen Sie wohl den, der ihn trägt?«

»Nein, Henry d'Albaret, nein!« antwortete Andronika, die wider ihren Willen stotterte.

»Doch ... Sie kennen ihn! ... Andronika, ich flehe Sie an, mir zu sagen, wer dieser Mann ist ... was er treibt ... wo er sich augenblicklich befindet ... wo ich ihn finden könnte!«

»Ich weiß es nicht!«

»Nein, Sie wissen es! ... Sie wissen es, Andronika, und weigern sich nur, es mir ... mir ... zu verraten. Vielleicht könnten Sie mich durch ein einziges Wort auf seine Spur,

vielleicht auf die Hadjines leiten ... Sie weigern sich zu sprechen!«

»Henry d'Albaret«, antwortete Andronika mit einer Stimme, deren Sicherheit sie nicht mehr Lügen strafen konnte, »ich weiß nichts! Mir ist unbekannt, wo jener Kapitän sich aufhält ... Ich kenne Nicolas Starkos nicht!«

Mit diesen Worten verließ sie den jungen Offizier, der in tiefster Erregung stehenblieb.

Welche Mühe er aber nach dieser Minute auch anwandte, um Andronika noch einmal zu begegnen, nie wollte es ihm gelingen. Offenbar hatte sie Scio verlassen und sich auf das griechische Festland zurückbegeben. Henry d'Albaret mußte jede Hoffnung aufgeben, sie wiederzufinden.

Die Operationen von Oberst Fabvier sollten übrigens bald zu Ende gehen, ohne zu einem wirklichen Erfolg geführt zu haben.

In dem Expeditionskorps nahm die Desertion der Mannschaften immer größere Ausmaße an; trotz der Biten ihrer Offiziere liefen die Soldaten davon und gingen zu Schiff, um die Insel zu verlassen. Die Artilleristen, auf die Fabvier am sichersten zählen zu dürfen glaubte, ließen ihre Kanonen im Stich. Gegenüber einer so allgemeinen Entmutigung, die sich zuletzt auch der besten bemächtigte, war nichts anzufangen.

Die Belagerung mußte also aufgehoben und die Rückkehr nach Syra, von wo diese unglückliche Expedition ausgegangen war, eingeleitet werden, und hier erwarteten Oberst Fa-

bvier für seinen heldenmütigen Widerstand nichts als Vorwürfe, nichts als Beweise des schwärzesten Undanks.

Henry d'Albaret hatte sich vorgenommen, Scio gleichzeitig mit seinem Befehlshaber zu verlassen. Nach welcher Seite des Archipels sollte er aber seine Nachforschungen richten? Noch wußte er darüber gar nichts, als ein unvorhergesehener Zufall ihm plötzlich jeden Zweifel löste.

Am Vorabend des Tages, wo er sich nach Griechenland einschiffen wollte, traf mit der Post ein Brief für ihn ein.

Der mit dem Poststempel von Korfu versehene, an Kapitän Henry d'Albaret gerichtete Brief enthielt nur die Mitteilung:

Im Stab der Korvette ›Syphanta‹ ist ein Platz zu besetzen. Würde es Kapitän Henry d'Albaret genehm sein, sich an Bord einzuschiffen und den gegen Sacratif und die Piraten des Archipels begonnenen Zug weiter fortzusetzen?

Die ›Syphanta‹ wird sich während der ersten Tage des März in der Nähe von Kap Anapomera im Norden der Insel aufhalten und ein Boot von ihr wird stets in der Bucht von Ora, am Fuß obigen Kaps, bereitliegen.

Möge Kapitän Henry d'Albaret tun, was ihm sein Patriotismus zu tun eingibt!

Eine Unterschrift fand sich ebensowenig, wie ihm die Handschrift bekannt war. Nichts konnte dem jungen Offizier auch nur entfernt andeuten, woher dieser Brief wohl käme. Jedenfalls brachte er ihm Nachricht von der Kor-

vette, von der man schon seit einiger Zeit nichts mehr gehört hatte.

Für Henry d'Albaret bot sich damit ferner eine Gelegenheit, zu seinem eigentlichen Beruf als Seemann zurückzukehren. Endlich wurde es ihm möglich, jenen Sacratif zu verfolgen, vielleicht den Archipel von ihm zu befreien, vielleicht auch – und das hatte auf seinen Entschluß natürlich keinen unbedeutenden Einfluß – in diesen Gegenden des Meeres Nicolas Starkos mit seiner Sacoleve zu begegnen. Henry d'Albaret's Entscheidung war also sehr bald getroffen, er wollte den Vorschlag annehmen, der ihm in dem anonymen Brief gemacht wurde, und als Oberst Fabvier eben an Bord ging, um nach Syra zurückzusegeln, nahm er noch von diesem Abschied; dann mietete er ein leichtes Boot und begab sich nach der Nordseite der Insel.

Die Fahrt konnte nicht von langer Dauer sein, besonders bei dem eben herrschenden Landwind, der von Südwesten her wehte. Das Boot kam am Hafen von Coloquinta, zwischen den Inseln Anossai und Kap Pampaca, vorüber. Von diesem Kap aus wandte es sich nach dem von Ora und folgte nun der Küste, um die gleichnamige Bucht zu erreichen.

Hier ging Henry d'Albaret am Nachmittag des 1. März an Land.

Am Fuß der Felsen vertaut schaukelte ein Boot, das auf ihn wartete; etwas weiter draußen lag eine Korvette aufgebraßt.

»Ich bin Kapitän d'Albaret«, begann der junge Offizier zu dem Schieman, der das Boot befehligte.



»Will der Herr Kapitän Henry d'Albaret sich an Bord begeben?« fragte der Schiemann.

»Sofort.«

Das Boot stieß ab. Getrieben von seinen sechs Rudern durchflog es schnell die kleine Entfernung, die es von der Korvette trennte – höchstens 1 Seemeile.

Sobald Henry d'Albaret über die Treppe an Steuerbord mittschiffs an der ›Syphanta‹ erschienen war, ertönte ein langer schriller Pfiff; gleich darauf donnerte ein Kanonenschuß, dem noch zwei andere in kurzen Abständen folgten. Und in dem Augenblick, wo der junge Offizier zuerst den Fuß auf das Deck des Fahrzeugs setzte, präsentierte die gesamte Mannschaft die Waffen, und die Farben Korfus stiegen zum Ende der Gaffel empor.

Dann trat der zweite Offizier der Korvette vor die Leute und sagte mit lauter Stimme, so daß er allen verständlich sein mußte:

»Die Offiziere und Mannschaften der ›Syphanta‹ schätzen sich glücklich, ihren Befehlshaber Henry d'Albaret an Bord begrüßen zu dürfen!«

10. KAPITEL

Beim Kreuzen im Archipel

Die ›Syphanta‹, eine Korvette 2. Klasse, führte in der Batterie 22 4-Pfünder und auf Deck – damals eine Seltenheit für diese Schiffsklasse – 6 12pfündige Karonaden. Mit ihrem scharfen Vorderstegen und feingebautem Achter, sowie der wohlberechneten Schwimmlinie konnte sie mit den besten Fahrzeugen jener Zeit recht gut in die Schranken treten. Bei keiner Bewegung besonders stark arbeitend, sanft im Rollen und scharf am Wind segelnd, wie sonst nur die besten Schiffe, wäre sie nicht verhindert gewesen, selbst bei stärkerem Wind das volle Segelwerk beizubehalten. Ihr Befehlshaber konnte, wenn er sonst ein unerschrockener Seemann war, immer unter Segel bleiben, ohne davon etwas fürchten zu müssen. Die ›Syphanta‹ wäre deshalb gewiß ebenso wenig gekentert wie ein Fregattschiff, und wahrscheinlich würden eher ihre Masten gebrochen sein, als daß sie unter Segel zugrunde gegangen wäre. Das gestattete also, ihr, selbst bei sehr schwerem Seegang, doch immer eine große Geschwindigkeit zu verleihen, und damit vergrößerte sich auch nur die Aussicht auf Erfolg bei der abenteuerlichen Kreuzfahrt, für die sie ihre gegen die Piraten des Archipels vereinigten Reeder ausgerüstet hatten.

Obwohl die ›Syphanta‹ eigentlich kein wirkliches Kriegsschiff zu nennen war, weil sie nicht einem anerkannten Staat, sondern einfachen Privatleuten gehörte, so war der Dienst darauf doch vollständig militärisch organisiert. Ihre Offi-

ziere wie die Besatzung hätten dem Orlogschiff jeder anderen Seemacht Ehre gemacht. Sowohl während der Fahrt wie während der Ruhe im Hafen, hätte man hier dasselbe gleichmäßige Manövrieren, dieselbe Disziplin an Bord beobachten können. Hier zeigte sich nichts von dem Sichgehenlassen der Leute eines überhastet ausgerüsteten Schiffes, wo ihre Tätigkeit meist nicht so nach strengen Vorschriften geregelt ist, wie der Befehlshaber eines Fahrzeugs der Kriegsmarine das verlangen müßte.

Die ›Syphanta‹ führte in ihrer Musterungsrolle 250 Mann auf, zum größeren Teil Matrosen aus den westlichen Küstenländern, Franzosen, Provençalen, zum anderen kleineren Engländer, Griechen und Korfioten. Es waren in der Bedienung des Segelwerks gewandte Leute, verlässliche Streiter im Kampf, Seeleute mit Leib und Seele, auf die man zählen konnte. Alle hatten dafür schon hinlängliche Proben abgelegt. Schiemänner, zweite und erste Bootsleute waren ihrer Funktionen als vermittelnde Glieder zwischen Mannschaft und Offizierskorps völlig würdig. Der Stab selbst bestand aus 4 Lieutenants, 8 Schiffsfähnrichen, von korfiotischer, englischer und französischer Herkunft, und einem zweiten Befehlshaber. Letzterer, der Kapitän Todros, war ein alter Seemann aus dem Archipel, und also genau bekannt mit den Gewässern, deren versteckteste Straßen und Schlupfwinkel die Korvette absuchen sollte. Da gab es keine Insel, von der ihm nicht alle Baien, Golfe, Buchten und Schlupfhäfen bekannt gewesen wären; nicht ein Eiland, dessen hydrographische Lage er nicht auf früheren Fahrten bestimmt

hätte; keine Wassertiefe, die er nicht ebenso sicher im Kopf hatte, wie wenn die Seekarte vor ihm läge.

Dieser Offizier, der jetzt wenig über 50 Jahre zählte und ein Grieche aus Hydra war, auch schon früher unter dem Befehl Canaris' und Tomasis' gedient hatte, mußte für den Befehlshaber der ›Syphanta‹ ein höchst wertvoller Helfer sein.

Den ersten Teil ihrer Kreuzfahrt im Archipel hatte die Korvette unter dem Oberbefehl von Kapitän Stradena ausgeführt, und die ersten Wochen auf See waren, wie erwähnt, sehr glücklich verlaufen. Die Vernichtung verschiedener Seeräuberschiffe und die Aufbringung wertvoller Prisen, das verdiente wohl den Namen eines günstigen Anfangs. Die weitere Fahrt brachte aber doch sehr empfindliche Verluste an Mannschaft und Offizieren mit sich. Daß man eine Zeitlang ohne Nachrichten von der ›Syphanta‹ geblieben war, lag daran, daß diese am 27. Februar unweit Lemnos einen hitzigen Kampf gegen eine ganze Flottille von Piratenschiffen zu bestehen gehabt hatte.

Dieser Kampf hatte nicht allein 40 Mann an Toten und Verwundeten gekostet, sondern es war dabei auch der Kommandant Stradena, auf seinem Posten von einer Kugel tödlich getroffen, gefallen.

Darauf übernahm damals Kapitän Todros das Kommando der Korvette; dann war er, nachdem er den Sieg über die Seeräuber nach Kräften ausgenutzt hatte, in den Hafen von Ägina eingelaufen, um höchst notwendige Reparaturen an Rumpf und Takelage vornehmen zu lassen.

Wenige Tage nach dem Eintreffen der ›Syphanta‹ dort hörte man zu nicht geringem Erstaunen, daß das Schiff zu einem sehr hohen Preis im Auftrag eines Bankiers in Ragusa gekauft worden war, dessen Bevollmächtigter nach Ägina kam, um die Umschreibung der Schiffspapiere vornehmen zu lassen. All das vollzog sich, ohne daß dagegen eine Einrede hätte erhoben werden können, und es stand nun unbestreitbar fest, daß die Korvette ihren früheren Eigentümern, der korfiotischen Reederei, die bei dem Wiederverkauf noch ein sehr gutes Geschäft gemacht hatte, nicht mehr gehörte.

Wenn die ›Syphanta‹ aber auch in andere Hände übergegangen war, so blieb ihre Bestimmung doch genau dieselbe. Sie verfolgte das Ziel, den Archipel von den so lästigen Seeräubern zu befreien, wenn sich Gelegenheit dazu bot, etwaige befreite Gefangene in die Heimat zurückzubefördern und ihre Bemühungen auf keinen Fall eher aufzugeben, als bis sie diese Meere von dem verwegensten, blutgierigsten Schurken, dem Piraten Sacratif, erlöst hatte. Nach Vollendung der Ausbesserungen ging dem zweiten Offizier der Befehl zu, im Norden der Insel Scio zu kreuzen, wo sich der neue Kapitän einfinden werde, der bestimmt war, an Bord »der nächste nach Gott« zu werden.

Zur selben Zeit war es, wo Henry d'Albaret das höchst lakonische Billet erhielt, durch das er benachrichtigt wurde, daß im Stab der Korvette ›Syphanta‹ für ihn ein Platz frei sei.

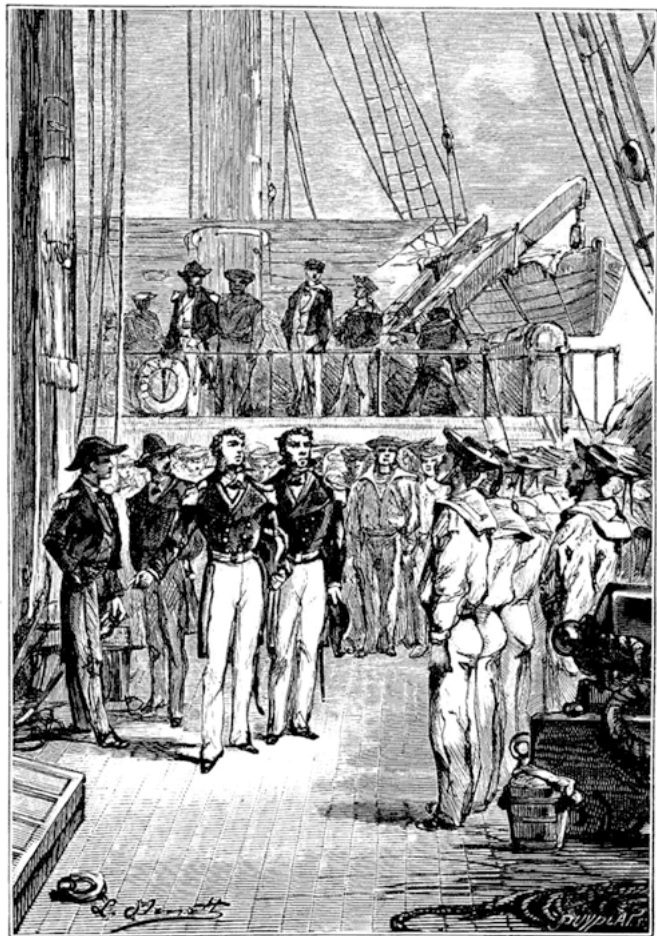
Wie wir wissen, nahm er das Angebot an, ohne sich da-

rum zu kümmern, ja, ohne zu ahnen, daß diese Stellung die des Befehlshabers sein sollte. Deshalb aber geschah es, daß der zweite Befehlshaber, die Offiziere und die Mannschaften, sobald er den Fuß aufs Deck gesetzt, sich seinem Oberbefehl unterordneten, während die Kanonen die Flagge Korfus begrüßten.

All das erfuhr Henry d'Albaret erst durch ein Gespräch, das er mit Kapitän Todros hatte. Der Vertrag, durch den er mit der Führung der Korvette betraut wurde, war völlig rechtsgültig aufgesetzt, es konnte also niemand die Machtvollkommenheit des jungen Offiziers in Zweifel ziehen, und das geschah auch von keiner Seite. Übrigens kannten ihn auch mehrere Offiziere des Schiffes schon von früher; sie wußten, daß er zwar einer der jüngsten, aber auch einer der fähigsten Schiffslieutenants der französischen Marine gewesen war.

Der Anteil ferner, den er an dem Unabhängigkeitskampf genommen, hatte ihm die verdiente Achtung verliehen. Bei der ersten Trupperschau, die er an Bord der ›Syphanta‹ abnahm, wurde sein Name mit lebhaften Beifallsrufen begrüßt.

»Offiziere und Matrosen!« sagte Henry d'Albaret in seiner einfachen Ansprache, »ich weiß, welche Aufgabe der ›Syphanta‹ gestellt worden ist. Wir werden ihr, wenn es Gott gefällt, nach allen Seiten gerecht werden! Ehre unserem alten Kommandanten Stradena, der auf seinem Posten einen ehrenvollen Tod fand. Ich zähle auf euch! Zählt ihr auf mich! – Tretet ab!«



Am nächsten Tag, dem 2. März, verlor die Korvette beizeiten die Küsten von Scio, bald darauf auch den sie beherrschenden Gipfel des Elias-Berges aus dem Blick und schlug eine Richtung nach dem Norden des Archipels ein.

Ein Seemann braucht nur einen Blick und nur einen halben Tag Segelfahrt, um den Wert eines Schiffes beurteilen zu können. Der Wind blies eben ziemlich frisch aus Nordwesten, ohne daß es nötig geworden wäre, die Segelfläche zu vermindern. Der Befehlshaber Henry d'Albaret kam also sehr bald in die Lage, die ausgezeichneten nautischen Eigenschaften der Korvette kennen und schätzen zu lernen.

»Sie würde gewiß vor keinem anderen Schiff der vereinigten Flotten die Segel streichen«, sagte ihm Kapitän Todros, »und sie sogar noch bei steifem Zweireefwind beibehalten.«

Das bedeutet aber in der Vorstellung des wackeren Seemanns zwei Dinge; erstens, daß kein anderer Segler imstande sein würde, die ›Syphanta‹ an Schnelligkeit zu übertreffen, und ferner, daß ihre solide Takelage und ihre Stabilität auf dem Meer ihr noch gestatten würden, das volle Segelwerk beizubehalten bei einem Wetter, das jedes andere Schiff genötigt haben würde, es zu vermindern, wenn es vor dem Untergang sicher sein wollte. Dicht am Wind und mit Steuerbordhalsen hielt die ›Syphanta‹ ihren Kurs nach Norden bei, wobei sie im Osten die Insel Metelin oder Lesbos, eine der größten des Archipels, liegen ließ.

Am folgenden Morgen kam die Korvette seewärts von dieser Insel vorüber, wo die Griechen am Anfang des Krie-

ges, 1821, große Vorteile über die ottomanische Flotte errangen.

»Ich war mit dabei«, erzählte Kapitän Todros Kommandant d'Albaret. »Es war im Mai. Wir waren 60 Briggs, um 5 türkische Linienschiffe, 4 Fregatten und 4 Korvetten zu verfolgen, die nach dem Hafen von Metelin flüchteten. Ein Schiff von 74 Kanonen trennte sich von dem Geschwader, um aus Konstantinopel Hilfe herbeizurufen. Wir blieben ihm aber auf den Fersen, und zuletzt flog es mit 59 Matrosen in die Luft. Ja, ich war mit dabei, und ich bin's gewesen, der selbst die Schwefel- und Pechsäcke anzündete, die wir an seinem Rumpf angebracht hatten. Das waren gute Hemden, die warm hielten, Herr Kommandant, und die ich ihnen vorkommenden Falls empfehle ... für die Herren Piraten!«

Man mußte Kapitän Todros so seine Kriegstaten erzählen hören mit der frohen Laune eines Matrosen vom Vorderkastell; doch was der zweite Offizier der ›Syphanta‹ hier berichtete, das beruhte auch alles auf Wahrheit.

Nicht ohne triftigen Grund hatte Henry d'Albaret, nachdem er die Führung der Korvette übernommen, einen Kurs nach Norden eingeschlagen. Nur wenige Tage vor seinem Aufbruch aus Scio waren in der Nähe von Lemnos und Samothrake verdächtige Fahrzeuge gemeldet worden.

Einige levantinische Küstenfahrer waren fast an der Küste der europäischen Türkei beraubt und zerstört worden. Vielleicht hielten es die Piraten, seitdem die ›Syphanta‹

sie so hartnäckig verfolgte, für angezeigt, sich mehr nach den nördlichen Teilen des Archipels zurückzuziehen.

Von ihrer Seite konnte man das nur klug gehandelt nennen. In den Gewässern bei Metelin war nichts zu entdecken. Hier traf man nur einige Handelsfahrzeuge, die sich mit der Korvette selbst in Verbindung setzten, da sie sich durch ihre Anwesenheit für geschützt hielten.

Während einer Zeit von 14 Tagen erfüllte die ›Syphanta‹, obgleich sie von dem schlechten Wetter der Tagundnachtgleiche nicht wenig zu leiden hatte, gewissenhaft ihre Mission.

Bei zwei oder drei sehr heftigen Böen, die sie nötigten, nur unter Sturmsegel zu laufen, konnte Henry d'Albaret sich nicht allein weiter über ihre Eigenschaften, wie über die seiner Mannschaft belehren. Die anderen lernten auch ihn dabei kennen, und er strafte den Ruf nicht Lügen, den die Offiziere der französischen Marine schon von jeher genießen, gewandte Seeleute bei schwerstem Wetter zu sein. Über seine Anlagen als Taktiker bei einem Seegefecht würde man sich später ein Urteil bilden können; dagegen bezweifelte schon jetzt niemand seinen Mut im Feuer.

Unter den schwierigsten Umständen erwies sich der junge Befehlshaber ebenso bewandert in der Theorie wie in der Praxis. Er besaß einen kühnen Charakter, große Seelenstärke, unerschütterliche Kaltblütigkeit und war stets bereit, alle Ereignisse vorausszusehen und zu beherrschen, mit einem Wort, er war ein Seemann, wie er sein soll, damit ist genug gesagt.

In der zweiten Hälfte des Monats beschäftigte sich die Korvette damit, das Landgebiet von Lemnos von der See-
seite zu besichtigen.

Diese Insel, die größte auf dieser Seite des Ägäischen Meeres, die bei 15 Lieues in der Länge, 5 bis 6 in der Breite mißt, war ebenso wie das benachbarte Imbro von dem eigentlichen Unabhängigkeitskampf noch nicht berührt worden, wiederholt hatten sich hier dagegen Seeräuber eingestellt, die selbst vom Eingang zur Reede Handelsschiffe mit frecher Hand wegzuführen wagten. Um frischen Proviant einzunehmen, ging die Korvette in dem damals stark überfüllten Hafen vor Anker. Zu jener Zeit baute man nämlich in Lemnos viele Schiffe, und wenn die, welche noch auf den Werften lagen, aus Furcht vor den Seeräubern nicht vollendet wurden, so wagten sich die bereits fertiggestellten nicht auszulaufen. Daher diese Überfüllung.

Diese Nachrichten, die Kommandant d'Albaret hier auf der Insel erhielt, konnten ihn nur veranlassen, seine Fahrt nach dem Norden des Archipels fortzusetzen. Wiederholt wurde nämlich sogar der Name Sacratifs sowohl ihm als seinen Offizieren gegenüber erwähnt.

»Ah«, rief Kapitän Todros, »ich wäre wirklich begierig, mich einmal Auge in Auge gegenüber diesem Schurken zu befinden, der mir etwas sagenhaft erscheint. Das würde mir wenigstens den Beweis liefern, daß er überhaupt existiert.«

»Stellen Sie seine Existenz in Zweifel?« fragte Henry d'Albaret mit Interesse.

»Auf mein Wort, Herr Kommandant«, erwiderte Todros,

»wenn Sie meine offene Meinung hören wollen, muß ich ihnen sagen, daß ich an jenen Sacratif gar nicht glaube, und ich wüßte nicht, daß irgend jemand sich rühmen könnte, ihn jemals gesehen zu haben. Vielleicht ist das nur ein Kriegsname, den die Piraten einer nach dem andern annehmen. Meiner Meinung nach wird sich schon so mancher unter diesem Namen auf einem Schiffsdeck geschaukelt haben; doch das macht nichts! Die Hauptsache bleibt, daß diese Spitzbuben gehenkt werden, und das soll ihnen nicht erspart bleiben.«

»Was Sie da gesagt haben, ist alles in allem ja möglich, Kapitän Todros«, antwortete Henry d'Albaret, »und das erklärte wenigstens die Allgegenwart, deren er sich zu erfreuen scheint.«

»Sie haben ganz recht, Herr Kommandant«, fügte ein französischer Offizier hinzu. »Wenn Sacratif, wie die Leute behaupten, gleichzeitig an mehreren Punkten gesehen worden ist, so deutet das unleugbar darauf hin, daß dieser Name auf jeden Fall gleichzeitig von verschiedenen jener Piraten geführt wird.«

»Und wenn sie das tun, geschieht es nur, um andere, die sie verfolgen, auf eine falsche Fährte zu leiten«, meinte Kapitän Todros. »Doch ich wiederhole, es gibt ein ganz sicheres Mittel, diesen Namen auszumerzen – alle, die ihn tragen, müssen eben gefangen und gehängt werden ... und sogar alle jene, die ihn je geführt haben. Auf diese Weise wird der wahre Sacratif, wenn es überhaupt einen solchen gibt, dem mit recht verdienten Strick ja nicht entgehen.«

Kapitän Todros hatte wohl ganz recht, das Problem blieb aber immer, diesen unfäßbaren Übeltäter erst einmal sicher in die Hand zu bekommen.

»Kapitän Todros«, fragte Henry d'Albaret, »haben Sie während der ersten Kreuzfahrt der ›Syphanta‹, oder auch schon bei früheren Fahrten nicht etwa eine Sacoleve von an die 100 Tonnen kennengelernt, die den Namen ›Karysta‹ führte?«

»Niemals«, erklärte der zweite Offizier.

»Und Sie, meine Herren?« fuhr der Kommandant fort, sich an seine Offiziere wendend.

Kein einziger von ihnen hatte je von der Sacoleve etwas gehört, obwohl die meisten von ihnen auf den Meeren des Archipels seit dem Anfang des Unabhängigkeitskriegs in Dienst gewesen waren.

»Der Name eines gewissen Nicolas Starkos, des Kapitäns jener ›Karysta‹ wäre niemals bis zu Ihnen gedrungen?« fragte Henry d'Albaret noch einmal nachdrücklicher. Der betreffende Name war den Offizieren der Korvette völlig unbekannt. Darüber konnte sich übrigens niemand besonders wundern, da es sich nur um den Patron eines einfachen Handelsfahrzeugs handelte, wie man ihnen zu hunderten an den Stapelplätzen der Levante begegnet.

Todros glaubte, sich aber doch unklar zu erinnern, den Namen eines Nicolas Starkos einmal aussprechen gehört zu haben, als er im Hafen von Arkadia in Messenien vor Anker lag. Es sollte das der Name eines jener Schmugglerkapitäne

sein, welche die von der ottomanischen Behörde gekauften Gefangenen nach den Barbareskenküsten überführten.

»Ja, das kann aber kaum der Starkos sein, den Sie meinen«, fügte er hinzu. »Dieser, sagen Sie, war der Patron einer Sacoleve, und eine Sacoleve kann unmöglich den Bedürfnissen eines solchen Schleichhandels genügen.«

»Freilich nicht!« antwortete Henry d'Albaret und ließ dieses Gespräch vorläufig fallen. Wenn er aber fortwährend an Nicolas Starkos dachte, kam das daher, daß ihm das undurchdringliche Geheimnis des Verschwindens Hadjine Elizundos und auch Andronikas kaum je aus dem Sinn kam, denn jetzt verknüpften sich diese beiden Namen in seiner Erinnerung stets.

Um den 25. März befand sich die ›Syphanta‹ auf der Höhe der Insel Samothrake, 60 Lieues im Norden von Scio. Betrachtet man die auf den zurückgelegten Weg verwendete Zeit, so ergibt sich, daß hier alle möglichen Schlupfwinkel gewiß mit aller Sorgfalt durchsucht worden waren, und was die Korvette in den tief ins Land eindringenden Buchten wegen Mangels an Wassertiefe nicht selbst ausführen konnte, das übernahmen dann ihre Boote. Bisher waren jedoch alle derartigen Nachforschungen völlig ohne Erfolg geblieben.

Die Insel Samothrake war während des Krieges grausam verwüstet worden, und die Türken hielten sie noch immer unter ihrem Joch. Es ließ sich also annehmen, daß die Seeräuber hier in ihren zahlreichen Buchten – da ein eigentlicher Hafen nicht vorhanden war – sichere Zuflucht suchen

und finden würden. Der Berg Saoce überragt diese Insel um 5 - bis 6000 Fuß, und von dieser Höhe ist es für einen Wachtposten leicht, jedes verdächtig erscheinende Schiff zeitig genug wahrzunehmen und zu signalisieren. Die vorgewarnten Piraten gewannen Zeit zu fliehen, bevor sie blockiert werden konnten. Jedenfalls waren solche Schiffe hier verborgen gewesen, denn die ›Syphanta‹ traf kein einziges von ihnen auf dem jetzt fast ganz öden Gewässer.

Henry d'Albaret schlug nun einen Kurs nach Nordwesten ein, um die Insel Thasos anzulaufen, die einige 20 Lieues von Samothrake entfernt liegt. Da die Windrichtung eine entgegengesetzte war, mußte die Korvette bei ziemlich steifer Brise lavieren, sie fand jedoch bald Schutz vom Land und folglich ruhigeres Meer, wo die Fahrt leichter und angenehmer vonstatten ging. Welch eigentümliches Schicksal haben doch die Inseln des Archipels gehabt! Während Scio und Samothrake so schwer von Seiten der Türken zu leiden hatten, entgingen Thasos ebenso wie Lemnos und Imbro fast ganz den Verheerungen des Krieges. In Thasos ist die ganze Bevölkerung griechischen Ursprungs; hier herrschen noch die Sitten der Väter, Männer und Frauen haben noch die frühere Tracht bewahrt und erscheinen in Kleidung und Haartracht noch in der vollen Grazie des Altertums. Die türkischen Machthaber, denen die Insel seit Anfang des 15. Jahrhunderts unterworfen ist, hätten hier also nach Gefallen plündern können, ohne auf ernsten Widerstand zu stoßen. Auf wirklich unerklärliche Weise blieb ihr jedoch, obgleich der Reichtum ihrer Bewohner wohl die Habgier der

gewissenlosen Barbaren zu erregen geeignet schien, bisher alles Ungemach erspart.

Ohne die Ankunft der ›Syphanta‹ hätte Thasos freilich über kurz oder lang alle Greuel der Plünderung zu erfahren gehabt.

Am 2. April nämlich war der Hafen im Norden der Insel, der heutzutage Port Pyrgo genannt wird, von einer Landung zahlreicher Piraten bedroht. Fünf bis sechs ihrer Schiffe, Mistiken und Djermen in Begleitung einer Brigantine, die etwa ein Dutzend Kanonen führte, erschienen damals in Sicht der Stadt. Der Überfall jener Banditen, inmitten einer des Kampfs völlig ungewohnten Bevölkerung, hätte mit schrecklicher Verwüstung enden müssen, denn die Insel besaß nirgends hinreichende Streitkräfte, jenen Widerstand zu leisten.

Da erschien zur rechten Zeit die Korvette auf der Reede, und sobald sie durch einen am Großmast der Brigantine gehißten Wimpel signalisiert worden war, stellten sich all jene Fahrzeuge in Schlachtordnung, was von ihrer Seite immerhin eine ungewöhnliche Kühnheit verriet.

»Sollten sie gar einen Angriff wagen?« rief Kapitän Todros, der sich auf die Kommandobrücke in die Nähe des Befehlshabers begeben hatte.

»Wer weiß, ob sie uns angreifen oder sich nur verteidigen wollen«, erwiderte Henry d'Albaret, den diese Haltung der Seeräuber überraschte.

»Zum Teufel, ich hätte eher erwartet, die Schufte mit Beisetzung aller Segel fliehen zu sehen.«

»Im Gegenteil, mögen sie nur Widerstand leisten, Kapitän Todros ... am liebsten selbst angreifen! Wenn sie die Flucht ergriffen, würde es doch dem einen oder andern gelingen, uns zu entwischen. Kommandieren Sie ›Klar zum Gefecht!‹«

Der Befehl des Kommandanten wurde sofort ausgeführt. In der Batterie erhielten die Kanonen ihre Ladung, die Luntten wurden zurechtgelegt und die Geschosse herbeigeschafft, so daß sie für die Bedienung bequem lagen, auf dem Verdeck machte man die Korvette zum Kampf fertig und verteilte die Waffen, Musketen, Pistolen, Säbel und Enterhaken. Die Mastwächter standen bereit, ihre Pflicht zu tun, und zwar ebenso bei einem Kampf an Ort und Stelle, wie wenn es sich um Verfolgung von Flüchtlingen gehandelt hätte. All das geschah in einer solchen Ordnung und Schnelligkeit, als ob die ›Syphanta‹ ein wirkliches Kriegsschiff gewesen wäre.

Inzwischen näherte sich die Korvette der Flottille, bereit, zum Angriff überzugehen oder einen solchen abzuschlagen. Die Absicht des Befehlshabers ging dahin, direkt auf die Brigantine loszusteuern, sie mit einer Breitseite zu begrüßen, die sie wohl kampfunfähig machen konnte, dann sie anlaufen und seine Mannschaft sie erstürmen zu lassen.

Immerhin war es möglich, daß die Piraten, noch während sie sich zum Kampf vorbereiteten, doch nur daran dachten zu fliehen. Wenn sie es nicht früher getan hatten, lag das wohl daran, daß die plötzliche Ankunft der Korvette, die die Reede vor ihnen beherrschte, sie überrascht



hatte. Es blieb nun also kaum etwas anderes übrig, als der Versuch, sich mit Gewalt einen Durchgang zu erzwingen.

Es war die Brigantine, die das Feuer eröffnete. Sie richtete ihre Kugeln so, um die Korvette womöglich eines ihrer Masten zu berauben. Wenn ihr das gelang, befand sie sich sofort in weit günstigeren Verhältnissen, der Verfolgung des gefährlichen Gegners zu entgehen.

Die Geschosse flogen etwa 7 bis 8 Fuß über dem Deck der ›Syphanta‹ hinweg, zerrissen einige Drissen und Schoten und zertrümmerten einige kleinere Rahen, zersprengten auch einen Teil anderer Reservestücke und verwundeten drei oder vier Matrosen, zum Glück aber nicht schwer. Alles in allem war die Beschädigung des Schiffes nicht bedeutend.

Henry d'Albaret antwortete nicht unmittelbar. Er steuerte noch weiter und ließ eine Breitseite von steuerbord nicht eher abgeben, als bis sich der Dampf von den ersten Schüssen verzogen hatte.

Zum Glück für die Brigantine hatte deren Kapitän unter Benützung der Brise eine Wendung machen können und erhielt so nur zwei oder drei Kugeln in den Schiffsrumpf oberhalb der Schwimmlinie. Wenn dadurch auch einige Mann getötet wurden, so war das Schiff damit doch nicht außer Gefecht gesetzt.

Die Projektile der Korvette, die fehlgingen, waren deshalb doch noch nicht verloren. Die Mistike, die durch die Wendung der Brigantine sichtbar geworden war, erhielt ei-

nen guten Teil von ihnen in die Backbordwand, und zwar so unglücklich für sie, daß sie Wasser zu schöpfen begann.

»Na ist's nicht die Brigantine, so ist's doch deren Begleiterin, die ein Gericht eiserner Bohnen in den Magen bekommen hat«, rief einer der Matrosen, die auf dem Vorderkastell der ›Syphanta‹ standen.

»Meine Ration Wein, daß sie binnen 5 Minuten sinkt!«

»Binnen 3 Minuten!«

»Ich halte die Wette, und wünsche nur, daß mir dein Wein ebenso leicht die Kehle hinunterläuft, wie ihr das Wasser durch die Löcher in den Rumpf eindringt!«

»Sie sinkt! ... Sie sinkt!«

»Da sitzt sie schon bis zur Schanzkleidung drin ... Der Rumpf wird nicht mehr lange über Wasser bleiben.«

»Und die Teufelskerle darauf springen kopfüber ins Meer und retten sich durch Schwimmen ...«

»Nun, sie ziehen eben einen Strick um den Hals dem Ertrinken im Wasser vor, dabei wollen wir sie nicht stören!«

In der Tat sank die Mistike immer mehr und mehr. Ehe das Wasser aber die Reeling erreichte, hatte ihre Besatzung einen Sprung ins Meer gewagt, um irgendein anderes Fahrzeug der Flottille zu erreichen.

Die Leute auf diesen hatten freilich etwas ganz anderes zu tun, als sich mit der Rettung der Überlebenden von der Mistike zu beschäftigen. Sie dachten jetzt nur noch an die Flucht. So fanden die Unglücklichen alle den Tod in den Wellen, ohne daß ihnen nur ein Tauende zugeworfen worden wäre, um sie an Bord zu ziehen.



Die zweite Breitseite der ›Syphanta‹ wurde diesmal auf eine der Djerme abgefeuert, die quer gegen jene lag, und setzte sie vollständig außer Gefecht; es bedurfte auch keiner weiteren Mühe, sie ganz zu vernichten. Bald verschwand die Djerme in aufwirbelnden Flammen, die ein halbes Dutzend glühende Kugeln auf ihrem Deck entzündet hatten.

Als sie diesen Ausgang sahen, begriffen die anderen kleineren Schiffe, daß es ihnen doch nicht gelingen würde, sich gegen das grobe Geschütz der Korvette zu verteidigen. Freilich, wenn sie die Flucht ergriffen, hatten sie auch keine große Aussicht, einem größeren schnellsegelnden Schiffe zu entgehen.

Der Kapitän der Brigantine griff also zu der einzigen Maßnahme, die ihm übrigblieb, wenn er ihre Mannschaft retten wollte. Er ließ sie durch ein Signal zusammenrufen, und binnen wenigen Minuten hatten sich die Piraten an seinen Bord geflüchtet, nachdem sie eine Mistike und eine Djerme verlassen hatten, die sie vorher selbst in Brand setzten und die auch bald darauf in die Luft flogen.

Die Besatzung der Brigantine befand sich jetzt, nachdem sie eine Verstärkung von gegen 100 Mann erhalten hatte, in der besten Lage, einem direkten Sturm von Seite des Feindes die Spitze zu bieten, wenn es ihr nicht gelang, zu entkommen.

Wenn ihre Mannschaft jetzt aber an Zahl der der Korvette gleich war, blieb es für sie immer noch das beste, ihr Heil in der Flucht zu suchen. Sie zögerten denn auch nicht, sich die größere Schnelligkeit, die dem Schiff eigen war,

zunutze zu machen, um an der türkischen Küste Zuflucht zu finden. Dort wäre ihr Kapitän imstande gewesen, sich so sicher zwischen den Felsen des Uferlands zu verbergen, daß die Korvette ihn weder finden, noch, wenn sie ihn fand, verfolgen konnte.

Die Brise hatte erheblich aufgefrischt. Die Brigantine zögerte jedoch nicht, alles Segelwerk, was sie nur führen konnte, beizusetzen, selbst auf die Gefahr hin, die Masten zu zerbrechen, und begann, sich von der ›Syphanta‹ zu entfernen.

»Schön«, rief Kapitän Todros, »es sollte mich doch wundern, wenn ihre Beine ebensolang wären, wie die unserer Korvette!«

Er drehte sich nach dem Kommandanten um, dessen Befehl er erwartete.

In diesem Augenblick wurde aber die Aufmerksamkeit Henry d'Albaret's nach einer ganz anderen Seite hingelenkt. Er sah die Brigantine gar nicht mehr. Das Fernrohr auf den Hafen von Thasos gerichtet, beobachtete er ein leichtes Fahrzeug, das mit aller Kraft der Segel das Weite zu gewinnen suchte.

Es war eine Sacoleve. Getrieben von einer steifen Nordwestbrise, die ihr gestattete, alle Segel beizusetzen, war sie in die südliche Ausgangsstraße des Hafens hineingesteuert, zu der ihr geringer Tiefgang ihr den Eingang ermöglichte.

Henry d'Albaret legte, nachdem er scharf nach ihr ausgelugt, das Fernrohr hastig beiseite.

»Die ›Karysta‹!« rief er.

»Wie, das wäre jene Sacoleve, von der Sie mit mir gesprochen haben?« fragte Kapitän Todros.

»Genau die; ich gäbe etwas darum sie einzuholen ...«

Henry d'Albaret vollendete den Satz nicht. Zwischen der Brigantine, auf der sich eine zahlreiche, aus Seeräubern bestehende Mannschaft befand, und der ›Karysta‹ durfte er, obgleich letztere jedenfalls von Nicolas Starkos befehligt wurde, keinen Augenblick wählen. Gewiß hätte er, wenn er die Verfolgung der Brigantine aufgab und sich nach dem Eingang der seichten Wasserstraße begab, der Sacoleve den Weg abschneiden können, er konnte sie erreichen und sich ihrer bemächtigen. Damit hätte er freilich das allgemeine Interesse seinem eigenen persönlichen Vorteil geopfert. Das durfte er nicht. Seine Pflicht gebot ihm, ohne einen Augenblick zu verlieren der Brigantine nachzueilen, den Versuch zu machen, sie abzufangen, um sie zu zerstören, und dazu entschloß er sich denn auch sofort. Noch einen letzten Blick warf er auf die ›Karysta‹, die sich durch die offenliegende Wasserstraße mit großer Schnelligkeit aus dem Staub machte, und erteilte dann die nötigen Befehle, auf das Piratenschiff Jagd zu machen, das sich schon in entgegengesetzter Richtung entfernte.

Mit allen Segeln steuerte die ›Syphanta‹, so schnell sie konnte, im Kielwasser der Brigantine hin. Gleichzeitig wurden ihre Jagdgeschütze in Position gebracht, und da die beiden Schiffe jetzt nur noch ein Zwischenraum von einer halben Seemeile trennte, begann die Korvette ihren stählernen Mund aufzutun.

Was sie da sagte, schien gar nicht besonders nach dem Geschmack der Brigantine zu sein. Diese fiel möglichst schnell zwei Viertel ab und versuchte, ob es ihr nicht bei dieser neuen Fahrtrichtung möglich sein würde, vor dem Gegner einen Vorsprung zu gewinnen.

Das erwies sich jedoch als Täuschung. Der Steuermann der ›Syphanta‹ drehte ebenfalls ein wenig bei, und die Korvette wechselte auch ihrerseits den Kurs.

Etwa 1 Stunde lang wurde die Verfolgung unter diesen Verhältnissen fortgesetzt. Die Piraten verloren offenbar an Vorsprung, und es schien gar nicht zweifelhaft, daß man sie noch vor Mitternacht einholen würde. Der zu erwartende Kampf zwischen den beiden Fahrzeugen sollte aber auf ganz andere Weise ein Ende finden.

Durch einen glücklichen Schuß beraubte eine Paßkugel von der ›Syphanta‹ die Brigantine ihres Fockmasts. Sofort unterlag das Schiff der Wirkung des Windes, und die Korvette brauchte nur zu brassen und abzuwarten, um sich eine Viertelstunde später ihr quer gegenüber zu befinden.

Da rollte ein furchtbarer Geschützdonner über das Wasser hin. Auf weniger als eine halbe Kabellänge hatte die ›Syphanta‹ vom Steuerbord eine ganze Breitseite abgegeben. Die Brigantine wurde durch diese Lawine von Eisen fast in die Höhe gehoben, doch war nur der über das Wasser aufragende Teil des Rumpfs getroffen worden, und sie sank deshalb noch nicht.

Der Kapitän, dessen Mannschaft durch diese letzte Salve noch einmal dezimiert worden war, sah nun wohl ein, daß

er nicht länger Widerstand leisten konnte und strich also die Flagge. Binnen weniger Minuten schon stießen die Boote der Korvette an die Brigantine und holten die noch Überlebenden von ihr ab. Dann setzte man das Schiff in Flammen und es brannte hell auf bis hinunter zur Schwimmlinie.

Erst als das Feuer diese erreicht hatte, versank es lautlos in den Fluten.

Die ›Syphanta‹ hatte hiermit ein gutes und nützliches Werk getan. Wer der Anführer dieser Flottille war, wie er hieß, woher er stammte und was er früher getrieben hatte, das sollte man niemals erfahren, denn er weigerte sich hartnäckig, auf die Fragen Antwort zu geben, die man bezüglich dieser Verhältnisse an ihn stellte. Auch seine Leute bewahrten ein beharrliches Schweigen, und vielleicht wußten diese, wie es damals öfters vorzukommen pflegte, nicht einmal selbst etwas von dem Vorleben dessen, der sie befahl. Daß sie jedoch Seeräuber waren, daran konnte ein Zweifel nicht aufkommen, und so ließ man denn der Gerechtigkeit ihren Lauf.

Das Erscheinen und Verschwinden der Sacoleve hatte in Henry d'Albaret doch ganz eigentümliche Gedanken wachgerufen. Die Umstände, unter denen sie eben den Hafen von Thasos verließ, mußten sie ihm erst recht verdächtig erscheinen lassen, da sie allem Anschein nach sich das eben im Gange befindliche Gefecht zunutze gemacht hatte, um sicherer zu entkommen. Jedenfalls fürchtete sie, in die Nähe der ›Syphanta‹ zu kommen, die sie wohl erkannt haben mochte. Ein ehrbares Schiff wäre da ganz ruhig im Hafen

geblieben, da die Piraten sich von ihm jetzt ja nur zu entfernen trachteten. Diese ›Karysta‹ dagegen hatte sich, selbst auf die Gefahr hin, jenen in die Hände zu fallen, beeilt, den Anker zu lichten und in See zu stechen. Zweideutiger hätte sie gar nicht verfahren können, und man durfte sich gewiß fragen, ob sie mit den Seeräubern nicht in heimlichem Einverständnis war. Kommandant Henry d'Albaret hätte es in der Tat gar nicht gewundert, Nicolas Starkos als einen ihrer Spießgesellen zu erkennen. Leider konnte er jetzt, dessen Spur wiederzufinden, nur noch auf einen glücklichen Zufall rechnen.

Allmählich sank die Nacht herab, und die ›Syphanta‹ verlor, da sie einen mehr südlichen Kurs einhielt, alle Aussicht, die Sacoleve noch einmal zu treffen. So sehr es Henry d'Albaret auch bedauerte, sich diese Gelegenheit, Nicolas Starkos zum Gefangenen zu machen, hatte entgehen lassen, so mußte er doch wohl darauf verzichten, aber er hatte ja seine Pflicht getan. Der Erfolg dieses Kampfs bei Thasos bestand in der Zerstörung von fünf Fahrzeugen, ohne daß die Besatzung der Korvette dabei besonders Schaden gelitten hatte. Vielleicht war dadurch wenigstens für einige Zeit die allgemeine Sicherheit im nördlichen Teil des Archipels gewährleistet.

11. KAPITEL

Signale ohne Antwort

Nach dem Gefecht bei Thasos durchkreuzte die ›Syphanta‹ 8 Tage lang, nachdem sie alle Buchten der türkischen Küste von Cavale bis Orphana durchsucht, den Golf von Contessa, segelte darauf vom Kap Deprano bis zum Kap Paliuri, zwischen den Einfahrten nach den Golfen von Monte Santo und Cassandra; endlich im Laufe des 15. April verlor sie nach und nach die Gipfel des Berges Athos aus der Sicht, dessen höchste Spitze bis auf nahezu 2000 Meter über die Meeresfläche hinaufsteigt.

Im ganzen Verlauf dieser Fahrt wurde kein einziges verdächtiges Schiff beobachtet. Wiederholt bemerkte man wohl türkische Geschwader; die ›Syphanta‹ aber, die unter korfiotischer Flagge segelte, glaubte keine Veranlassung zu haben, sich mit diesen Schiffen in Verbindung zu setzen, die deren Kommandant lieber mit Kanonenschüssen als durch Abnehmen des Huts begrüßt hätte.

Unter diesen Umständen erhielt Henry d'Albaret – es war am 26. April – die Nachricht von einem hochwichtigen Ereignis. Die verbündeten Mächte hatten sich nämlich dahin geeinigt, daß jede Verstärkung, die den Truppen Ibrahims auf dem Seeweg zugeführt würde, angehalten werden solle. Rußland ging sogar mit einer offenen Kriegserklärung gegen den Sultan vor. Die Lage Griechenlands verbesserte sich also mehr und mehr, und wenn darin auch noch meh-

rere Verzögerungen eintraten, so ging das Land doch sicher der Erlangung seiner Unabhängigkeit entgegen.

Am 30. April war die Korvette bis tief in den Hintergrund von Salonichi eingedrungen, das heißt, sie hatte den für die Kreuzfahrt in Aussicht genommenen nördlichsten Punkt erreicht. Hier fand sie noch Gelegenheit, auf einige Schebeks, Senalen und Polakren Jagd zu machen, die ihr nur entkamen, indem sie sich auf den Strand flüchteten. Wenn ihre Mannschaft auch nicht vollständig vernichtet wurde, so gelang es doch wenigstens, den größten Teil jener Fahrzeuge dienstuntauglich zu machen.

Die ›Syphanta‹ schlug nun wieder einen südlichen Kurs ein, um die Südränder des Golfs von Salonichi sorgfältig zu durchsuchen. Jedenfalls war aber ihre Anwesenheit hier überallhin gemeldet worden, denn nirgends ließ sich nur ein einziger Seeräuber sehen, dem sie hätte den verdienten Prozeß machen können.

Da ereignete sich ein eigentümliches, so gut wie unerklärliches Vorkommnis an Bord der Korvette.

Am 10. Mai, gegen 7 Uhr abends, als Henry d'Albaret in seine Kajüte eintrat, die das ganze Heck der ›Syphanta‹ einnahm, fand er einen auf seinem Tisch liegenden Brief. Er nahm ihn auf, näherte ihn der Hängelampe, die an der Decke schwankte, und las dessen Adresse.

Die Aufschrift lautete folgendermaßen:

An Kapitän Henry d'Albaret

Befehlshaber der Korvette ›Syphanta‹

zur Zeit auf See

Henry d'Albaret glaubte diese Schriftzüge wiederzuerkennen. Sie glichen offenbar vollkommen denjenigen des Schreibens, das er früher einmal in Scio empfangen und in dem er die Aufforderung erhielt, einen an Bord der Korvette freigewordenen Platz einzunehmen.

Der erwähnte, diesmal auf so eigentümliche Weise, und ohne daß an eine Vermittlung der Post zu denken war, eingetroffene Brief hatte folgenden Inhalt:

Wenn Kommandant Henry d'Albaret seine Fahrtdispositionen so einrichten kann und will, daß er bei seinen Kreuzzügen im Archipel in der ersten Septemberwoche in den Gewässern der Insel Scarpanto eintrifft, so wird er dem Heil aller und den ihm anvertrauten Interessen die besten Dienste leisten.

Der Brief zeigte, ebensowenig wie der nach Scio gelangte, eine Datumangabe und eine Unterschrift. Und als Henry d'Albaret beide miteinander verglich, überzeugte er sich noch einmal, daß sie von derselben Hand herrührten.

Wie sollte er sich die Sache erklären? Den ersten Brief hatte er auf gewöhnlichem Weg durch die Post erhalten; diesen zweiten konnte nur eine an Bord befindliche Person auf seinen Tisch gelegt haben. Notwendigerweise mußte also die betreffende Person das Schreiben schon seit Anfang der Fahrt in Besitz gehabt haben, oder es war während eines der letzten Hafenaufenthalte der ›Syphanta‹ nach dieser gelangt. Der Brief befand sich auch noch nicht an sei-



ner jetzigen Stelle, als der Kommandant heute seine Kajüte zum letztenmal verließ, was etwa vor 1 Stunde gewesen sein mochte, um sich auf Deck zu begeben und seine Befehle für die kommende Nacht zu erteilen. Unbedingt war er also vor weniger als 1 Stunde auf den Tisch in der Kajüte niedergelegt worden.

Henry d'Albaret klingelte.

Ein Bootsmann erschien.

»Wer ist hierher gekommen, seit ich nach dem Verdeck hinaufstieg?« fragte Henry d'Albaret.

»Niemand, Herr Kommandant«, antwortete der Matrose.

»Niemand? ... Hätte nicht irgend jemand hier hineintreten können, ohne daß du es bemerkt hättest?«

»Nein, Herr Kommandant, denn ich habe diese Tür inzwischen keinen Augenblick verlassen.«

»Es ist gut.«

Der Bootsmann zog sich zurück, nachdem er die Hand an die Mütze gelegt hatte.

»Es erscheint mir wirklich selbst fast unmöglich«, sprach Henry d'Albaret für sich, »daß ein Mann vom Schiff hätte ungesehen durch diese Tür eindringen können. Möglicherweise hatte jemand, gedeckt durch die zunehmende Dunkelheit, doch bis zur äußersten Galerie hinschleichen und durch ein Fenster des Achters hereinschlüpfen können.«

Henry d'Albaret untersuchte also die stückpfortenähnlichen Fensteröffnungen, die nach dem Spiegel der Korvette lagen. Diese aber, wie auch die seines Schlafraums, erwie-

sen sich von innen geschlossen. Es war also völlig unmöglich, daß eine von außen kommende Person durch eine dieser Öffnungen hätte gelangen können.

Das ganze Vorkommnis war nicht dazu angetan, in Henry d'Albaret die mindeste Beunruhigung zu erregen, sondern höchstens einige Überraschung und vielleicht jenes Gefühl unbefriedigter Neugier, dem man sich einer schwer erklärlichen Tatsache gegenüber ja nicht verschließen kann. Sicher war hierbei nur das eine, daß der anonyme Brief auf irgendeine Weise an seine Adresse gelangt war, und daß derjenige, der ihn empfangen sollte, kein anderer war als der Befehlshaber der ›Syphanta‹.

Nach einiger Überlegung beschloß Henry d'Albaret, nichts von der ganzen Sache zu erwähnen, auch nicht einmal gegen seinen zweiten Offizier. Wozu hätte es auch genutzt, mit ihm davon zu sprechen? Der geheimnisvolle Briefschreiber, mochte es nun sein, wer es wollte, wäre dadurch doch gewiß auch nicht ans Licht gekommen.

Nun drängte sich dem Kommandanten die Frage auf, ob er der in dem Brief enthaltenen Mahnung Folge leisten sollte.

»Gewiß!« sagte er für sich. »Der, von dem der erste, mir auf Scio zugegangene Brief herrührte, hat mich ja nicht betrogen mit der Meldung, daß im Stab der ›Syphanta‹ ein Platz für mich frei sei. Warum sollte er mich jetzt, beim zweitenmal, damit irreführen, daß er mir in der ersten Septemberwoche die Insel Scarpanto anzulaufen gebietet? Wenn er das tut, kann es nur im Interesse der mir anver-

trauten Mission geschehen sein. Ja, ich werde meinen Fahrplan ändern und zur bestimmten Zeit da sei, wo ich offenbar erwartet werde.«

Henry d'Albaret verschloß sorgfältig den Brief, der ihm diese neuen Instruktionen brachte; dann holte er seine Seekarten hervor und begann eine neue Route auszuarbeiten, um sich während der 4 bis Ende August noch übrigen Monate nutzbringend zu beschäftigen.

Die Insel Scarpanto liegt im Südosten, am anderen Ende des Archipels, das heißt in gerader Linie einige hundert Lieues entfernt. Es konnte der Korvette also nicht an Zeit fehlen, die verschiedenen Küstenpunkte Moreas, an denen sich Seeräuber so leicht verbergen können, zu untersuchen, ebenso wie die ganze Gruppe der Kykladen, die vom Eingang des Golfs von Ägina bis zur Insel Kreta verstreut sind.

Die Verpflichtung, sich zur bestimmten Zeit in Sicht der Insel Scarpanto zu befinden, konnte also die vom Kommandanten Henry d'Albaret vorher festgestellte Segelorder nicht besonders beeinflussen. Was er zu tun beschlossen hatte, wollte und konnte er ausführen, ohne einen wichtigeren Punkt aus seinem Programm zu streichen.

So fuhr die ›Syphanta‹ also am 20. Mai weiter, um nach oberflächlicher Besichtigung der kleinen Inseln Pelerissa, Peperi, Sarakino und Skantxura im Norden von Negropontis die Insel Scyros sorgfältiger zu durchsuchen.

Scyros ist eine der bedeutendsten der neun Inseln jener Gruppe, die das Altertum als die Heimat der neun Musen zu bezeichnen pflegte. In ihrem sicheren, geräumigen und

guten Ankergrund bietenden Hafen St. Georg konnte sich die Besatzung der Korvette leicht mit frischen Nahrungsmitteln, mit Lämmern, Rebhühnern, Weizen und Gerste versorgen und hinreichenden Vorrat an dem vorzüglichen Wein einnehmen, den das Land in großer Menge erzeugt. Diese Insel, die in den halb mythologischen Ereignissen des trojanischen Krieges, in dem die Namen eines Lykomedes, Achilles und Ulysses besonders hervorragen, eine große Rolle spielte, sollte nun bald unter der Eparchie von Euböa zum neuen Königreich Griechenland gehören.

Da das Gestade von Sycros so vielfach von Baien und Buchten zerschnitten ist, in denen Seeräuber ein bequemes Versteck finden können, so ließ Henry d'Albaret sie sehr genau durchsuchen. Während die Korvette in einer Entfernung von wenigen Kabellängen gegehebraßt lag, ließen ihre Boote keine einzige Stelle ununtersucht.

Auch diese Nachforschungen blieben ohne Ergebnis, die Schlupfwinkel waren leer. Die einzigen Nachrichten, die der Kommandant von den Behörden der Insel erhielt, liefen darauf hinaus, daß vor etwa 1 Monat im benachbarten Gewässer mehrere Handelsschiffe von einem unter Seeräuberflagge segelnden Fahrzeug angegriffen, beraubt und zerstört worden seien, sowie daß man diese freche Schandtats dem berüchtigten Sacratif zuschreibe. Worauf sich diese Annahme gründete, vermochte freilich niemand zu sagen, eine so große Unsicherheit herrschte allein über die wirkliche Existenz der betreffenden Persönlichkeit.

Nach 5- bis 6tägigem Aufenthalt verließ die Korvette

Scyros wieder. Gegen Ende des Monats näherte sie sich den Küsten der großen Insel Euböa, die auch Negropontis genannt wird, deren Gestade sie auf eine Strecke von über 40 Lieues sorgfältig in Augenschein nahm.

Bekanntlich war diese Insel eine der ersten, die bei Beginn des Krieges 1821 in die Bewegung eintrat; die Türken hielten sich hier jedoch, nachdem sie sich in der Zitadelle von Negropontis verschanzt und auch in der von Karystos festen Fuß gefaßt, mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit. Als sie dann durch Truppen Jussuf Paschas Verstärkung erhalten hatten, durchstreiften sie die ganze Insel und überließen sich ihren gewohnten Mordbrennereien, bis der griechische Hauptmann Diamantis ihnen im September 1823 endlich ein Ende machte. Es gelang ihm, die ottomanischen Soldaten unerwartet zu überfallen, wobei er einen großen Teil von ihnen über die Klinge springen ließ und die anderen zwang, über die Meerenge nach Thessalien zu flüchten.

Am Ende blieb aber doch der Vorteil auf Seiten der Türken, die eine bedeutende Übermacht waren. Nach einem vergeblichen Versuch von Oberst Fabvier und dem Escadronscheffs Regnaud de Saint Jean d'Angély, im Jahr 1826, blieben jene auf die Dauer Herren der Insel.

Sie waren es auch noch zu der Zeit, als die ›Syphanta‹ in Sicht der Küsten von Negropontis vorüberkam. Von seinem Schiff aus konnte Henry d'Albaret diesen Schauplatz eines der blutigsten Kämpfe übersehen, an dem er selbst rühmlichst teilgenommen hatte. Jetzt schlug man sich dort nicht mehr, und nach Anerkennung des neuen Königreichs bil-

dete die Insel Euböa mit ihren 6000 Einwohnern eine der Nomachien Griechenlands.

So gefährlich es auch war, auf diesem Meer Polizei zu üben, da das manchmal unter den türkischen Kanonen selbst geschah, setzte die Korvette dennoch ihre Kreuzfahrt fort und zerstörte wohl noch zwanzig Piratenschiffe, die sich bis nach der Gruppe der Kykladen heranwagten.

Diese Expedition hatte den größten Teil des Juni in Anspruch genommen. Später segelte die Korvette mehr nach Süden hinab. In den letzten Tagen des Monats befand sie sich auf der Höhe von Andros, der ersten der Kykladen und nah der südlichen Spitze von Euböa gelegen, eine sehr patriotische Insel, deren Bewohner sich gleichzeitig mit denen von Psara gegen die ottomanische Gewalt erhoben.

Kommandant d'Albaret hielt es nun für angezeigt, seinen Kurs zu ändern, um sich mehr den Küsten des Peloponnes zu nähern, und wandte sich auf kürzestem Weg direkt nach Südwesten. Am 2. Juni bekam er die Insel Zea, das alte Ceos oder Cos, in Sicht, das von dem hohen Gipfel des Elias-Berges beherrscht wird.

Einige Tage ankerte die ›Syphanta‹ im Hafen von Zea, einem der besten der hiesigen Gegend. Hier fanden Henry d'Albaret und seine Offiziere mehrere jener Zeloten wieder, die in den ersten Jahren des Krieges ihre Waffengefährten gewesen waren. Die Korvette hatte sich denn auch des herzlichsten Empfangs zu erfreuen. Da indes kaum ein Pirat daran denken konnte, sich in die Buchten dieser Insel zu flüchten, so zögerte die ›Syphanta‹ nicht, ihre Fahrt wieder

aufzunehmen, und umschiffte am 5. Juli Kap Colonna an der Südostspitze von Attika.

Gegen Ende der Woche ging die Fahrt etwas langsamer vor sich, weil es am Eingang des Golfs von Ägina, der in die griechische Landfeste so tief, nämlich bis zum Isthmus von Korinth, einschneidet, an Wind fehlte. Schlaff hingen die Segel der ›Syphanta‹ herab, und diese konnte weder nach der einen noch nach der anderen Seite an Weg gewinnen. Wenn sie in diesen wenig besuchten Meeren einige hundert Ruderboote entschlossen angegriffen hätten, würde sie gewiß Mühe gehabt haben, sich wirksam zu verteidigen.

Die Besatzung mußte sich auch stets bereithalten, einen etwaigen Angriff zurückzuschlagen, und tat gewiß sehr gut daran.

Es erschienen in der Tat zuweilen verschiedene Boote, deren Absichten kaum zweifelhaft sein konnten; sie wagten aber doch, angesichts der Geschütze und der Musketen der Korvette, nicht allzunah heranzukommen.

Am 10. Juli erhob sich wieder ein mäßiger Wind aus Norden – ein günstiges Ereignis für die ›Syphanta‹, die, nachdem sie fast in Sicht der kleinen Stadt Damala vorübergekommen war, jetzt schnell Kap Skyli an der äußersten Spitze des Golfs von Nauplia umsegeln konnte.

Am 11. erschien sie vor Hydra und 2 Tage später vor Spezzia. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung des Anteils, den die Bewohner dieser beiden Inseln am Unabhängigkeitskrieg nahmen. Zu Anfang besaßen die Hydrioten, Spezzioten und ihre Nachbarn, die Isparioten, über



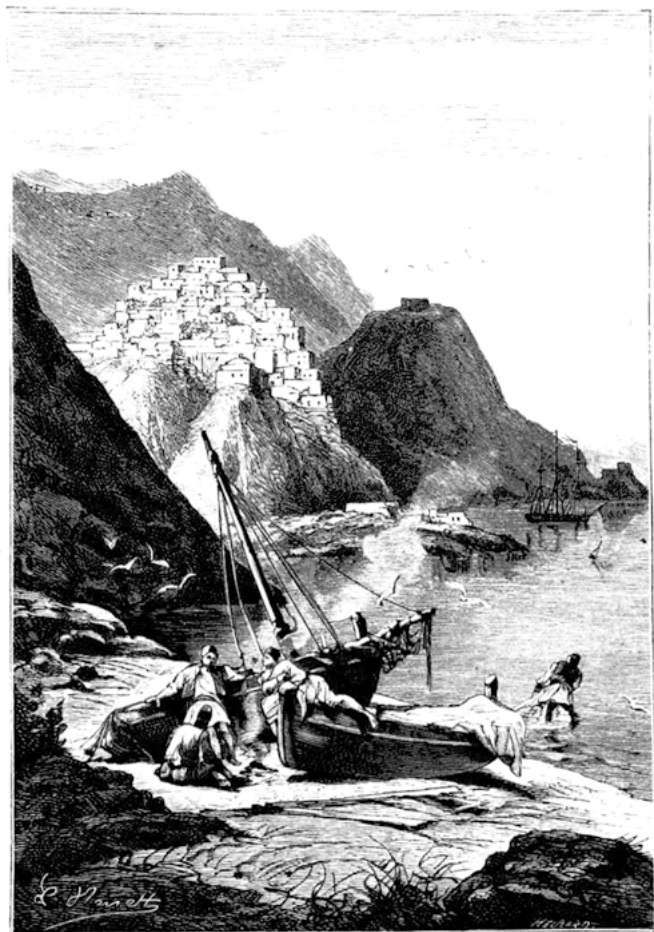
300 Handelsfahrzeuge. Nachdem sie sie, so gut es ging, zu Kriegsschiffen umgewandelt, sandten sie sie, nicht ohne Erfolg, gegen die ottomanische Flotte hinaus. Hier stand die Wiege jener Familien Conduriotis, Tombasis, Miaulis, Orlandos und anderer Vornehmen, die erst mit ihrem Vermögen und dann auch mit dem eigenen Blut dem Vaterland die größten Opfer darbrachten. Von hier aus gingen jene furchtbaren Brander aus, die bald der Schrecken der Türkei werden sollten. Trotz wiederholter innerer Erhebungen, betrat doch niemals der Fuß der Unterdrücker den Boden dieser Inseln.

Gerade als Henry d'Albaret sie besuchte, begannen sie eben, sich von einem Kampf zurückzuziehen, der auf beiden Seiten nur noch schwach weitergeführt wurde. Die Stunde war jetzt nicht mehr fern, wo auch sie dem neuen Königreich angeschlossen und aus dem Kreis von Korinth und Argolis zwei Eparchien gebildet wurden.

Am 20. Juli ankerte die Korvette in Hermopolis auf der Insel Syra, der Heimat des getreuen Eumeos, den Homer so hochpoetisch besungen hat. Zur gegenwärtigen Zeit diente sie noch als Zufluchtsort für alle diejenigen, welche die Türken vom Festland verjagt hatten.

Syra, dessen katholischer Bischof von jeher unter dem Schutz Frankreichs steht, stellte Henry d'Albaret alles zur Verfügung, was er nur benötigte. In keinem Hafen des eigenen Vaterlands hätte der junge Kommandant einen freundlicheren Empfang finden können.

In die Freude, sich über alles Erwarten gut aufgenom-



men zu sehen, mischte sich nur ein einziger Wermutstropfen – nämlich der, nicht 3 Tage früher hier eingetroffen zu sein.

Bei einem Gespräch mit dem französischen Konsul berichtete ihm dieser, daß eine Sacoleve, die den Namen ›Karysta‹ führte und unter griechischer Flagge segelte, kaum 60 Stunden vorher den Hafen verlassen habe. Daraus konnte er also ersehen, daß die ›Karysta‹, als sie während des Gefechts der Korvette mit den Seeräubern das Weite suchte, sich mehr nach dem südlichen Teil des Archipels gewendet haben müsse.

»Vielleicht weiß man aber, wohin sie gesegelt ist?« fragte Henry d'Albaret mit lebhaftem Interesse.

»Nach dem, was ich darüber gehört habe«, erwiderte der Konsul, »soll sie einen Kurs nach den Inseln im Südosten eingeschlagen haben, wenn sie nicht gar nach einem der Häfen von Kreta gegangen ist.«

»Sie sind mit ihrem Kapitän nicht in nähere Berührung gekommen?« erkundigte sich Henry d'Albaret.

»In gar keine, Herr Kommandant.«

»Und wissen auch nicht, ob dieser Kapitän sich Nicolas Starkos nannte?«

»Das weiß ich nicht.«

»Und nichts erweckte hier den Verdacht, daß diese Sacoleve zu der Seeräuber-Flottille gehören könnte, die diesen Teil des Archipels so unsicher macht?«

»Nichts; doch wenn dem so war«, antwortete der Konsul, »ist es erst recht nicht zu verwundern, daß sie sich nach

Kreta gewendet hätte, von dem gewisse Häfen von jeher für diese Übeltäter offenstehen.«

Diese Mitteilungen erregten den Kommandanten der ›Syphanta‹ nicht wenig, so wie alles, was direkt oder indirekt mit dem Verschwinden Hadjine Elizundos in Verbindung stand. Es war gewiß mehr als unangenehm, so kurze Zeit nach der Abfahrt der Sacoleve hier eingetroffen zu sein.

Da diese jedoch nach Süden zu abgesegelt war und die Korvette denselben Kurs einschlagen sollte, bestand ja wenigstens die Möglichkeit, sie noch wiederzufinden. Deshalb verließ denn auch Henry d'Albaret, der nichts mehr wünschte, als jenem Nicolas Starkos Auge in Auge gegenüberzustehen, Syra noch am selben Abend, am 21. Juli, da sich eine schwache Brise erhob, die nach den Anzeichen des Barometers jedenfalls bald auffrischen mußte.

Im Laufe der nächsten 14 Tage spürte Kommandant Henry d'Albaret nun ebensoviel der Sacoleve wie den Piraten nach. Seiner Meinung nach verdiente die ›Karysta‹ entschieden, jenen gleichgestellt und ebenso behandelt zu werden, und wenn sich ihm Gelegenheit böte, würde er ja sehen, was mit ihr zu tun sei.

Trotz aller Bemühungen gelang es der Korvette zunächst aber nicht, eine Spur der Sacoleve zu entdecken. In Naxos, dessen Häfen alle durchsucht wurden, war die ›Karysta‹ nicht vor Anker gegangen. Inmitten der Eilande und der Klippen, die die genannten Inseln umgeben, war man nicht glücklicher. Außerdem erschienen hier auch gar keine See-

räuber, obgleich sie gerade diese Gegenden sonst mit Vorliebe besuchten. Der Handelsverkehr zwischen den reichen Kykladen ist nämlich sehr lebhaft, und die Aussicht auf reiche Beute mußte jene ja hierher locken.

Dasselbe war in Paras der Fall, das nur ein einfacher Kanal von 7 Seemeilen Breite von Naxos trennt. Nicolas Staros hatte hier weder den Hafen von Parkia, Naussa oder Santa Maria, noch den von Agula oder Dico angelaufen. Allem Anschein nach mochte die Sacoleve also, wie der Konsul von Syra angenommen hatte, nach irgendeinem Küstenpunkt von Kreta abgefahren sein.

Am 9. August ankerte die ›Syphanta‹ im Hafen von Milo. Diese bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts sehr reiche, seitdem aber durch vulkanische Ausbrüche verarmte Insel leidet jetzt stark unter den ungesunden Ausdünstungen des Erdbodens, und ihre Bevölkerung nimmt infolgedessen mehr und mehr ab.

Hier erwiesen sich alle Nachforschungen ebenso vergeblich. Nicht allein die ›Karysta‹ war nicht sichtbar, es bot sich auch keine Gelegenheit, Seeräuber zu verfolgen, die gewöhnlich in den Gewässern der Kykladen sehr häufig erscheinen. Dieser auffällige Umstand legte die Frage nah, ob jenen Schurken nicht das Erscheinen der ›Syphanta‹ so frühzeitig gemeldet worden sein möge, daß sie genügend Zeit fanden, zu entfliehen. Die Korvette hatte den räuberischen Burschen im Norden des Archipels gerade genug Schaden zugefügt, so daß die des Südens es wohl vorziehen mochten, jedes Zusammentreffen mit ihr zu vermeiden.

Aus dem einen oder anderen Grund war die Gegend hier wenigstens jetzt als ungewöhnlich sicher zu bezeichnen, so daß die Handelsfahrzeuge ohne jede Furcht ihren Weg ziehen konnten. Verschiedene jener großen Küstenfahrer, wie Schebecs, Senalen, Polakren, Tartanen, Feluquen, Karavellen, denen man unterwegs begegnete, wurden angesprochen, aus den Antworten ihrer Patrone oder Kapitäne konnte Kommandant Henry d'Albaret aber nichts entnehmen, was ihm hätte weitere Aufklärung bieten können.

Jetzt war schon der 14. August herangekommen, und es blieben also bis zu den ersten Tagen des September nur noch wenig über 2 Wochen übrig, wo die Insel Scarpanto aufgesucht werden sollte. Wenn sie die Kykladengruppe verließ, hatte die ›Syphanta‹ auch nur 70 bis 80 Lieues nach Süden zu fahren. Diesen Meeresteil schließt die langgestreckte Küste von Kreta, und schon zeigten sich über dem Horizont die höchsten, mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfel der Insel.

Nach dieser Richtung beschloß Kommandant Henry d'Albaret also zu steuern. Wenn er bis nah in Sicht von Kreta kam, hatte er dann geradewegs nur nach Osten zu segeln, um nach Scarpanto zu gelangen.

Von Milo steuerte die ›Syphanta‹ jedoch noch in südlicher Richtung bis zur Insel Santorin und untersuchte auch die kleinsten Schlupfwinkel ihrer schwärzlichen Felsengestade. Hier ist höchst gefährliches Fahrwasser, weil unter dem Druck des vulkanischen Feuers jeden Augenblick eine neue Klippe aufsteigen kann. Dann lief die Korvette

mit dem Berg Ida, dem jetzigen Psilanti, als Zielpunkt, der Kreta mit mehr als 7000 Fuß überragt, unter günstiger Westnordwestbrise, die ihr alle Segel beizusetzen erlaubte, auf diese Insel zu.

Am übernächsten Tag, dem 15. August, zeichneten die Höhenzüge dieser größten Insel des Archipels auf klarem Horizont ihre malerischen Linien vom Kap Spada bis zum Kap Stavros hin ab. Eine scharfe Einbiegung der Küste verbarg noch die Bucht, in deren Hintergrund Candia, die Hauptstadt des Landes, liegt.

»Beabsichtigen Sie, Herr Kommandant«, fragte Kapitän Todros, »in einem der Häfen der Insel vor Anker zu gehen?«

»Kreta befindet sich noch immer in den Händen der Türken«, antwortete Henry d'Albaret, »und ich meine, wir haben dort nichts zu suchen. Den Mitteilungen nach, die ich unlängst in Syra erhielt, sind die Soldaten Mustaphas, nachdem sie sich Retimos bemächtigt haben, trotz der hochloblichen Tapferkeit der Sphakioten Herren des ganzen Landes geworden.«

»Ja, es sind kühne Leute, diese Bergbewohner«, sagte Kapitän Todros, »und haben sich schon seit Beginn des Krieges eine weitreichende Achtung erworben, durch ihren Mut ...«

»Freilich durch ihren Mut ... aber auch durch ihre Habgier«, antwortete Henry d'Albaret.

Vor kaum 2 Monaten hatten sie das Schicksal Kretas eigentlich in der Hand. Mustapha war mit seinen Leuten

nahe daran, vernichtet zu werden, da warfen dessen Soldaten aber auf seinen Befehl Edelsteine, Schmucksachen, kostbare Waffen und alles, was sie wertvolles bei sich hatten, vor dem Feind weg, und während die Sphakioten sich zerstreuten, um diese Gegenstände aufzulesen, konnten die Türken durch den Engpaß flüchten, in dem sie sonst rettungslos hätten den Untergang finden müssen.

»Das ist in der Tat recht betrübend, Herr Kommandant, doch alles in allem sind die Kretenser keine wirklichen Griechen.«

Es darf sich niemand wundern, den zweiten Offizier der ›Syphanta‹, der von rein hellenischer Abstammung war, eine solche Sprache führen zu hören. In seinen Augen waren die Kretenser, trotz der Beweise ihrer Vaterlandsliebe doch keine Griechen, und sie sollten das nicht einmal bei der endgültigen Bildung des neuen Königreichs werden. Ebenso wie Samos blieb Kreta zunächst unter der Oberhoheit der Pforte, wenigstens bis zum Jahr 1832, zu welcher Zeit der Sultan gezwungen war, alle seine Rechte auf die Insel an Mehemet Ali abzutreten.

Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge hatte Kommandant Henry d'Albaret keinerlei Interesse, mit den verschiedenen Häfen Kretas in Verbindung zu treten. Candia war zum Waffenplatz der Ägypter geworden, und von hier aus hatte der Pascha seine wilden Horden nach Griechenland entsandt. Was dann Canea anging, hätte dessen Einwohnerschaft auf Betreiben der ottomanischen Behörden der korfiotischen Flagge, die am Topp der ›Syphanta‹ wehte, wohl

einen üblen Empfang bereiten können. Endlich sah Henry d'Albaret voraus, daß er auch weder in Gira-Petra, noch in Suda oder Cisamos würde Nachrichten erhalten können, die ihm Gelegenheit gegeben hätten, seine Kreuzfahrt durch einen wichtigen Fang zu krönen.

»Nein«, sagte er zu Kapitän Todros, »es scheint mir unnütz, die Nordküste zu untersuchen; wohl könnten wir aber die Insel im Nordwesten umschiffen, dann um Kap Spada segeln und 1 oder 2 Tage vor Grabusa kreuzen.«

Damit geschah entschieden das richtigere. In den übel berüchtigten Gewässern Grabusas mußte sich der ›Syphanta‹ jedenfalls am ehesten eine Gelegenheit bieten, die ihr seit länger als 1 Monat versagt geblieben war, nämlich einige Breitseiten auf die Seeräuber des Archipels abzugeben.

Wenn die Sacoleve außerdem, wie sich ja annehmen ließ, nach Kreta gesegelt war, so lag auch die Vermutung nah, daß sie im Hafen von Grabusa vor Anker gegangen sein würde, und das war ein weiterer Grund für Kommandant Henry d'Albaret, alle Zugänge zu diesem Hafen genau in Augenschein zu nehmen und zu durchsuchen.

Zu jener Zeit durfte Grabusa in der Tat noch als ein wirkliches Seeräubernest gelten. Vor etwa 7 Monaten hatte es keines geringeren Aufgebots, als dessen einer englisch-französischen Flotte und einer Abteilung regulären griechischen Militärs bedurft, um diesen Schlupfwinkel der schlimmsten Übeltäter einmal auszuräumen. Was dabei am auffallendsten erschien, war, daß die Behörden der Insel es

damals selbst verweigerten, ein Dutzend jener Piraten auszuliefern, die der Befehlshaber des englischen Geschwaders beanspruchte. Dieser sah sich deshalb genötigt, gegen die Zitadelle das Feuer zu eröffnen, mehrere Schiffe niederzubrennen und selbst eine Landung vorzunehmen, um Satisfaktion zu erhalten.

Die Vermutung war also sehr natürlich, daß die Piraten nach dem Abzug des verbündeten Geschwaders mit Vorliebe wieder nach Grabusa geflüchtet waren, da sie hier so unerwartete Unterstützung gefunden hatten. Henry d'Albaret entschied sich deshalb auch dahin, nach Scarpanto längs der Südküste von Kreta zu segeln, um auf diese Weise bei Grabusa vorbeizukommen. Er gab also seine diesbezüglichen Befehle, und Kapitän Todros beeilte sich, diese ausführen zu lassen. Das Wetter gestaltete sich ganz nach Wunsch. Übrigens bildet unter diesem glücklichen Klima der Dezember den Anfang des Winters und der Januar schon dessen Ende. Welche bevorzugte Insel, dieses Kreta, das Vaterland des Minos und des alten Ingenieurs Dädalus! Hierher sandte Hippokrates auch seine zahlreiche Kundschaft aus Griechenland, das er durchstreifte, indem er die Kunst, Kranke zu heilen, lehrte.

Mit den Segeln so dicht wie möglich am Wind, lavierte die ›Syphanta‹ in der Weise, um in größter Nähe Kap Spada zu umschiffen, das sich am Ende der großen, zwischen der Bai von Canea und der von Kisamo vorspringenden Landzunge befindet. Gegen Abend kam das Schiff daran vorüber. Während der Nacht – einer jener so lichthellen Nächte des

Morgenlands – umsegelte die Korvette den äußersten Punkt der Insel. Ein Umlegen der Segel mit dem Wind von vorn genügte, sie wieder in die Richtung nach Süden zu drängen, und am Morgen glitt sie unter vermindertem Segelwerk in kurzer Entfernung vor der Einfahrt nach Grabusa hin.

6 volle Tage beschäftigte sich Kommandant Henry d'Albaret mit Beobachtung der Westküste zwischen Grabusa und Kisamo. Mehrere Fahrzeuge, Feluquen oder Schebecs, die friedlichem Handel dienten, verließen den Hafen. Die ›Syphanta‹ sprach einige von ihnen an, hatte aber keine Ursache, bei ihren Antworten irgendeinen Verdacht zu schöpfen. Auf die an sie gerichteten Fragen wegen der Seeräuber, die in Grabusa etwa Unterkunft gesucht haben könnten, zeigten sie sich dagegen sehr zurückhaltend. Man erkannte leicht, daß sie sich zu kompromittieren fürchteten. Henry d'Albaret konnte nicht einmal genau erfahren, ob die Sacoleve ›Karysta‹ sich augenblicklich im Hafen dort befand.

Die Korvette erweiterte nun ihr Beobachtungsgebiet. Sie untersuchte die Umgegend zwischen Grabusa und dem Kap Crio. Dann umsegelte sie unter günstiger Brise, die während des Tages auffrischte und mit einbrechender Nacht abflaute, jenes Kap und begann eine Fahrt in möglichster Nähe vom Ufer des Libyschen Meeres, das eine weit leichtere Seefahrt bietet und weniger von Vorgebirgen und Landspitzen zerschnitten und durchbrochen ist, als das auf der entgegengesetzten Seite liegende Meer von Kreta. Am nördlichen Horizont stieg nun die gewaltige Kette der Asprovuna-Berge

empor, die nach Osten zu von dem poetischen Berg Ida überragt wird, dessen ewige Schneefelder selbst der glühenden Sonne des Archipels widerstehen.

Ohne in einen der kleinen Häfen der Küste einzulaufen, machte die Korvette doch mehrmals, etwa je eine halbe Meile von Rumeli, Anipoli und Sphakia halt; die Wachtposten an Bord konnten jedoch niemals etwas von auch nur einem einzigen Seeräuberfahrzeug in den Gewässern der Insel melden.

Nachdem sie den Linien der großen Bai von Massara gefolgt war, umschiffte die ›Syphanta‹ am 27. August Kap Matala, die südlichste Spitze von Kreta, deren Breite an dieser Stelle nicht mehr als 10 bis 11 Lieues beträgt. Es hatte nicht den Anschein, als sollte diese Untersuchung auch nur das geringste Resultat herbeiführen. Gewöhnlich begegnet man nur sehr wenigen Schiffen in dieser Breite des Libyschen Meeres. Sie halten ihren Kurs entweder mehr im Norden oder im Süden des Archipels, indem sie sich den Küsten Ägyptens nähern. Hier traf man weiter nichts, als vereinzelte, nah den Felsen verankerte Fischerboote, oder von Zeit zu Zeit höchstens einige jener langen Barken, die mit Seeschnecken beladen waren, das heißt mit einer Molluskenart, die auf allen Inseln dieser Gegend einen sehr umfangreichen Handelsartikel bildet.

Wenn die Korvette nun in dem vom Kap Matala abgeschlossenen Teil des Gestades nichts gefunden hatte, wo die zahlreichen Eilande so viele kleinere Fahrzeuge verbergen können, war auch kaum anzunehmen, daß sie in dem zwei-

ten Teil der südlichen Küste mehr begünstigt sein würde. Henry d'Albaret entschied sich deshalb dafür, direkt auf Scarpanto zuzusteuern, wenn er damit dort auch etwas eher eintraf, als der geheimnisvolle Brief bestimmt hatte. Da sollte sein Vorhaben am Abend des 29. August plötzlich eine Änderung erleiden.

Es war 6 Uhr. Der Kommandant, der Kapitän und einige Offiziere befanden sich auf dem Hinterkastell und lugten nach dem Kap Matala aus. Da ließ sich die Stimme eines Mastwächters, der auf der kleinen Bramstange saß, vernehmen.

»Vor Backbord ein Schiff in Sicht!«

Die Fernrohre wurden sofort nach dem bezeichneten, nur einige Meilen vor der Korvette zu sehenden Punkt gerichtet.

»Wahrhaftig«, sagte Kommandant Henry d'Albaret, »da ist ein Schiff, das sehr dicht am Land hinsegelt ...«

»Und welches das Fahrwasser sehr genau kennen muß, da es sich so nah ans Ufer heranwagt«, fügte Kapitän Todoros hinzu.

»Hat es eine Flagge gehißt?«

»Nein, Herr Kommandant«, antwortete einer der Offiziere.

»Beauftragen sie die Mastwächter, womöglich klarzustellen, welcher Nationalität jenes Schiff angehört!«

Sein Befehl wurde ausgeführt. Einige Augenblicke später schallte die Antwort herab, daß keine Flagge und kein



Wimpel weder an der Gaffelspitze des Fahrzeugs, noch am Topp seiner Masten wahrzunehmen sei.

Dagegen war es augenblicklich eben noch hell genug, um, wenn nicht dessen Nationalität, so doch die Größe und Klasse des Schiffes zu erkennen.

Es war eine Brigg, deren Großmast eine sehr auffallende Neigung nach rückwärts zeigte. Außerordentlich lang, von sehr feingeschnittener Gestalt, versehen mit besonders hohen Masten und weit ausragenden Rahen, konnte sie, soviel das bei der ziemlich bedeutenden Entfernung abzuschätzen war, wohl einen Gehalt von 7- bis 8000 Tonnen haben und mußte unter jedem Winkel außerordentlich schnell laufen können. Dagegen war trotz Anwendung der besten Fernrohre weder zu unterscheiden, ob das Fahrzeug als Kriegsschiff ausgerüstet war, ob es Kanonen auf dem Verdeck führte, oder Stückpforten, deren Läden ja geschlossen sein konnten, an den Längsseiten hatte.

Jetzt trennte in der Tat noch eine Strecke von 4 Seemeilen die Brigg von der Korvette; außerdem begann es, da die Sonne allmählich hinter den Höhen von Asprovuna versank, langsam zu dämmern; in der Nähe des Landes war es bereits ziemlich dunkel.

»Ein eigentümliches Schiff!« bemerkte Kapitän Todros.

»Man möchte fast annehmen, es suche zwischen der Insel Platana und dem Land hindurchzukommen«, ließ sich einer der Offiziere vernehmen.

»Ja, wie ein Schiff, das es bereut, sich gezeigt zu haben«,



meinte der zweite Offizier, »und das nun bemüht ist, sich zu verbergen!«

Henry d'Albaret äußerte dazu kein Wort, offenbar teilte er aber die Ansichten seiner Offiziere. Die Manöver der Brigg mußten ihm ja, soweit er sie erkennen konnte, gleichfalls höchst verdächtig erscheinen.

»Kapitän Todros«, begann er endlich, »es ist wichtig, während der Nacht die Spur dieses Fahrzeugs nicht aus den Augen zu verlieren. Wir wollen darauf achten, bis Tagesanbruch stets in seinem Kielwasser zu bleiben. Da es aber darauf ankommt, daß wir unbemerkt bleiben, so lassen Sie alle Lichter löschen.«

Der zweite Offizier erteilte die diesbezüglichen Befehle. Man fuhr fort, die Brigg zu beobachten, soweit sie unter dem Schutz des hohen Landes zu erkennen war. Als die Nacht weiter herabsank, verschwand sie vollständig, und kein Licht von ihr gestattete ferner, ihre Lage zu bestimmen.

Am folgenden Morgen befand sich Henry d'Albaret schon beim ersten Tagesgrauen auf dem Vorderteil der Korvette ›Syphanta‹, in der Erwartung, daß der auf dem Wasser lagernde Dunst sich zerstreuen würde.

Gegen 7 Uhr erst verschwand der Nebelschleier, und alle Fernrohre richteten sich sofort nach Osten.

Die Brigg befand sich noch immer nah am Land, auf der Höhe des Kaps Alikaporitha, etwa 6 Seemeilen vor der Korvette. Sie hatte während der Nacht also offenbar an Weg gewonnen und ohne daß sie dabei ihre Segeloberfläche ver-

größert hatte, denn sie trug noch immer nur die Ober- und Unterbramsegel und die Gaffelsegel am Besan, während Großsegel, Focksegel und Klüverjäger nach wie vor eingebunden lagen.

»Das erscheint freilich nicht wie die Gangart eines Schiffes, das zu entfliehen sucht«, bemerkte der zweite Offizier.

»Macht nichts!« erwiderte der Kommandant. »Unsere Aufgabe bleibt es dennoch, es näher in Augenschein zu nehmen. Lassen Sie direkt auf die Brigg zuhalten, Kapitän Todros!«

Sofort wurden auf ein Pfeifensignal des Oberbootsmanns die höchsten Segel gehißt, und die Korvette gewann bedeutend an Fahrgeschwindigkeit.

Der Brigg lag aber jedenfalls daran, die vorherige Distanz beizubehalten, denn sie setzte jetzt als Antwort Fock- und Stagsegel bei, aber nichts weiter. Wenn sie die ›Syphanta‹ nicht näher an sich herankommen lassen wollte, so schien sie doch auch nicht darauf auszugehen, diese allzuweit hinter sich zu lassen. Immer hielt sie sich dabei im Fahrwasser der Küste, indem sie so nah wie möglich schnell daran dahinglitt.

Um 10 Uhr vormittags hatte die Korvette, die vielleicht durch besseren Segelwind begünstigt wurde, wenn das unbekannte Fahrzeug sie nicht absichtlich ein wenig näher hatte herankommen lassen, wohl 4 Seemeilen Abstand gegenüber dem letzteren gewonnen.

Man konnte es jetzt bequem näher besichtigen. Es trug gegen 20 Karonaden und mußte auch ein Zwischendeck ha-

ben, obgleich es nur wenig über die Wasserfläche emporragte.

»Die Flagge zeigen!« befahl Henry d'Albaret.

Die Flagge wurde am Ende der Gaffel aufgezogen und zur Erregung größerer Aufmerksamkeit mit einem Kanonenschuß begleitet.

Das bedeutete, daß die Korvette auch die Nationalität des in Sicht befindlichen Schiffes kennenzulernen wünsche. Auf dieses Signal erfolgte jedoch keine Antwort. Die Brigg veränderte weder ihre Richtung noch ihre Schnelligkeit, drehte aber bald um einen Viertelstrich bei, um die Bai von Keraton zu umsegeln.

»Besonders höflich ist der Bursche nicht!« meinten die Matrosen.

»Aber vielleicht klug und weise«, ließ sich ein alter Mastwächter vernehmen. »Sein so schräg liegender Hauptmast gibt ihm das Aussehen, als hätte er den Hut schief auf dem Ohr sitzen und wollte ihn dadurch, daß er die Leute grüßt, nicht unnötig abnützen.«

Aus einer der Jagdstückpforten der Korvette donnerte noch ein Kanonenschuß – vergeblich. Die Brigg ließ keine Flagge aufsteigen und setzte ruhig ihren Weg fort, ohne sich um die Aufforderungen der Korvette, die für sie gar nicht vorhanden zu sein schien, im geringsten zu kümmern.

Jetzt begann nun zwischen den beiden Fahrzeugen eine wirkliche Hetzjagd. An Bord der ›Syphanta‹ war an und zwischen den Masten, am Bugspriet wie am Klüverbaum alles Segelwerk angebracht worden, das sie nur gleichzeitig füh-

ren konnte. Da setzte aber auch die Brigg mehr Leinwand bei und behielt damit ihren Vorsprung unvermindert fort.

»Die hat entschieden eine Teufelsmaschine im Leib!« rief der alte Mastwächter.

Allmählich entwickelte sich an Bord der Korvette eine wahrhaft wütende Stimmung, nicht nur bei der Mannschaft, sondern auch bei den Offizieren, und mehr als bei allen übrigen bei dem ungeduldigen Todros. Bei Gott! Er hätte gern seinen Prisenanteil darum gegeben, wenn er diese Brigg, mochte sie nun sonsteiner Nationalität angehören, hätte ansegeln können.

Die ›Syphanta‹ war am Vorderteil mit einem besonders langen Geschöß bewaffnet, das eine Vollkugel von 30 Pfund wohl bis auf eine Entfernung von nahezu 2 Seemeilen schleudern konnte.

Ruhig – wenigstens dem äußeren Anschein nach – gab Kommandant Henry d’Albaret Befehl, scharf zu feuern.

Der Schuß krachte, die Kugel schlug aber nach wiederholtem Rikoschettieren etwa 20 Faden vor der Brigg ein.

Als einzige Antwort zog sie einige weitere Segel auf, und hatte bald die sie von der ›Syphanta‹ trennende Entfernung erweitert.

Es war gewiß für einen so vorzüglichen Segler wie die ›Syphanta‹ höchst demütigend, sowohl auf die Einholung der Brigg, wie auf ihre wirksame Beschießung zu verzichten.

Inzwischen brach wiederum die Nacht herein. Die Korvette befand sich jetzt nahezu auf der Höhe von Kap Peri-

stera. Der Wind frischte auf, und das so bedeutend, daß es nötig wurde, Reefe einzusetzen, um für die Nacht eine geeignete Segelfläche herzustellen.

Der Kommandant freundete sich schon mit dem Gedanken an, daß er bei anbrechendem Tag nichts mehr von dem Schiff sehen würde, nicht einmal seine Mastspitzen, die ihm entweder der östliche Horizont oder ein Vorsprung der Küste verbergen würde.

Er täuschte sich.

Bei Sonnenaufgang war die Brigg noch immer in Sicht, segelte ebenso wie vorher und hatte dieselbe Entfernung beibehalten. Man hätte fast sagen können, sie reguliere ihre Geschwindigkeit ganz nach der der Korvette.

»Wenn sie uns im Schlepptau hätte«, äußerte einer auf dem Vorderdeck, »so wär' es genau dasselbe!«

Der Mann hatte völlig Recht.

In diesem Augenblick umschiffte die Brigg, nachdem sie in dem Kanal Kuphonisi zwischen der gleichnamigen Insel und dem Land eingelaufen war, die Spitze von Kakialithi, um nach der Ostseite von Kreta zu gelangen.

Es war dabei nicht vorherzusagen, ob sie hier in einen Hafen flüchten oder in einer Vertiefung des engen Kanals werde verschwinden wollen.

Auch das war nicht der Fall. Gegen 7 Uhr morgens steuerte die Brigg ganz frei nach Südosten und wandte sich damit nach dem offenen Meer.

»Sollte sie gar nach Scarpanto segeln?« fragte sich Henry d'Albaret etwas verwundert.

Und bei einer allmählich so weit auffrischenden Brise, daß ein Teil der Takelage dabei zu brechen drohte, setzte er diese Verfolgung ohne Ende fort, die ebenso das Interesse seiner Mission, wie die Ehre seines Schiffes ihm nicht gestattete aufzugeben.

Hier in diesem Teil des Archipels, der nach allen Windrosen hin offen lag, inmitten der ausgedehnten Meeresfläche, auf deren Luftbewegungen die Bergkämme keinen weiteren hindernden Einfluß äußerten, schien die »Syphanta« gegenüber der Brigg einigen Vorsprung zu gewinnen.

Gegen 1 Uhr mittags war die Entfernung zwischen den beiden Fahrzeugen bis auf 3 Seemeilen vermindert. Auch jetzt wurden einige Vollkugeln abgefeuert, konnten ihr Ziel aber nicht erreichen und brachten in der Bewegung der Brigg keinerlei Änderung hervor.

Schon schimmerten hinter der kleinen Insel Caso die Höhen von Scarpanto am Horizont. Die erstere hängt gewissermaßen an der letzteren, ebenso wie Sizilien an Italien hängt.

Kommandant Henry d'Albaret, seine Offiziere und Mannschaften konnten nun endlich hoffen, nähere Bekanntschaft zu machen mit diesem geheimnisvollen Schiff, das so unhöflich war, weder auf Signale noch auf Geschosse zu antworten.

Als der Wind aber gegen 5 Uhr abends wieder abblaute, gewann auch die Brigg den früheren Vorsprung wieder.

»Ah, der Schurke! ... Der Teufel ist mit dem Kerl im

Bund! ... Er wird uns doch entwischen!« rief Kapitän Todros.

Alles, was ein erfahrener Seemann irgend nur tun kann, um die Geschwindigkeit zu erhöhen, geschah nun sofort. So wurden die Segel benetzt, um ihr Gewebe dichter zusammenzuziehen, die Hängematten in den Wind gebracht, usw. Das hatte auch einigen Erfolg. Gegen 7 Uhr abends, kurz nach Sonnenuntergang, trennten höchstens noch 2 Seemeilen die feindlichen Schiffe.

Unter diesen Breiten tritt die Nacht aber sehr schnell ein. Die Dämmerung ist nur von kurzer Dauer. Die Schnelligkeit der Korvette mußte also unbedingt noch erhöht werden, um die Brigg vor Einbruch völliger Nacht zu erreichen.

In diesem Augenblick passierte die letztere zwischen dem Eiland Caso-Poulo und der Insel Casos hindurch. Als sie dann um die letztere wendete und nach der engen Fahrstraße segelte, welche diese von Scarpanto trennt, konnte man sie überhaupt nicht mehr sehen.

Eine halbe Stunde später gelangte die ›Syphanta‹ nach derselben Stelle und hielt sich immer sehr weit vom Strand, um guten Segelwind zu behalten. Noch war es hell genug, um ein Schiff von solcher Größe auf die Entfernung einiger Seemeilen wenigstens wahrnehmen zu können ...

Die Brigg war vollständig verschwunden.



12. KAPITEL

Eine Versteigerung in Scarpanto

Wenn Kreta, wie die Sage erzählt, einstmals die Wiege der Götter war, so war das alte Carpathos, das heutige Scarpanto, die der Titanen, der kühnsten und verschlagensten ihrer Gegner. Wenn man dafür einsetzt, daß sie nur Sterbliche angriffen, so sind die modernen Piraten nicht minder würdige Abkömmlinge jener mythologischen Missetäter, die nicht davor zurückschrecken, selbst den Olym zu stürmen. Zu dieser Zeit schien es, als ob Seeräuber jeder Art diese Insel zu ihrem Hauptquartier erkoren hätten, auf der die vier Söhne Japetos', die Enkel Titans und der Gää, geboren wurden.

In der Tat eignete sich Scarpanto ganz vortrefflich als Schlupfwinkel für die Piraten des Archipels und bot ihnen alle Hilfe, die sie gebrauchen konnten. Es liegt ziemlich isoliert am südöstlichen Ende dieser Meere und über 40 Meilen von der Insel Rhodus entfernt. Seine hohen Berggipfel sind schon von weitem erkennbar. Bei dem geringen Umfang von 20 Lieues ist das Stückchen Land zerschnitten, vielfach ausgebuchtet und mit schmalen Ausläufern versehen, zwischen denen eine ungeheure Menge Klippen, fast ähnlich den Schären Skandinaviens, emporstarren. Wenn die Insel dem sie umgebenden Gewässer ihren Namen verliehen hat, so kommt das daher, daß sie schon von den Alten gefürchtet war, wie das bei den Neueren noch unverändert der Fall ist. Für den, der nicht sehr bewandert ist, das

Carpathische Meer zu befahren, war und ist es noch immer höchst gefährlich, sich in ihre Nähe zu wagen.

Indes ermangelt sie keineswegs guter Ankerplätze, diese Insel, die die letzte Perle in der Kette der Sporaden bildet. Vom Kap Sidro und dem Kap Pernisa an bis zu dem Kap Bonandrea und Andemo an der nördlichen Seite, findet man daran zahlreiche geschützte Plätze. Vier ihrer Häfen, Agata, Porto di Tristano, Porto Grato und Porto Malo Nato, wurden früher, solange sie Rhodus noch nicht an kommerzieller Bedeutung überflügelt hatte, sehr viel von Küstenfahrern der Levante besucht, während jetzt nur ganz wenig Fahrzeuge Veranlassung haben, in jenen vor Anker zu gehen.

Scarpanto ist eine griechische Insel oder wenigstens von einer Einwohnerschaft griechischen Ursprungs bevölkert, gehört aber zum ottomanischen Reich. Selbst nach der endgültigen Errichtung des Königreichs Griechenland blieb sie noch türkisch und stand unter einem gewöhnlichen Kadi, der damals eine Art befestigtes Haus, unter der neuen Burg von Arkassa, bewohnte.

Zu jener Zeit hätte man auf der Insel eine große Menge Türken angetroffen, denen die Bevölkerung, die sich an dem Unabhängigkeitskrieg nicht beteiligt hatte, einen keineswegs schlechten Empfang bereitete. Da es allmählich zum Mittelpunkt der verbrecherischen Handelsoperationen geworden war, sah Scarpanto ebensogern die ottomanischen Kriegsschiffe wie die Fahrzeuge der Seeräuber, die ihre Ladung Gefangener hier an Land setzten, eintreffen. Hier tra-

fen und drängten sich auf dem lebhaften Markt ebenso die Händler aus Kleinasien wie die von den Barbareskenküsten, da es jenen niemals an menschlicher Ware fehlte. Sehr oft wurden hier Versteigerungen veranstaltet und für die Sklaven die nach Angebot und Nachfrage schwankenden Preise festgesetzt. Der Kadi war bei diesen Verkäufen keineswegs unbeteiligt, denn die Händler hätten ihre Pflicht zu vernachlässigen geglaubt, wenn sie ihm nicht ein Prozent vom Verkaufspreis zukommen ließen.

Die Überführung jener Unglücklichen nach den Basaren von Smyrna oder nach den Hafenstädten Afrikas erfolgte gewöhnlich mit Schiffen, die ihre Ladung meist im Hafen von Arkassa an der Westküste der Insel einnahmen. Wenn diese jedoch nicht ausreichten, sandte man einen Boten nach der entgegengesetzten Küste, und die Piraten waren natürlich stets erbötig, aus diesem verabscheuungswürdigen Handel Vorteil zu ziehen.

Eben jetzt zählte man im Osten von Scarpanto und im Grunde kaum auffindbarer Buchten nicht weniger als etwa zwanzig größere und kleinere Fahrzeuge mit einer Besatzung von 1200 bis 1300 Mann. Diese Flottille erwartete nur ihren Anführer, um zu neuen Schandtaten und Räubereien auszulaufen.

Im Hafen von Arkassa, etwa 1 Kabellänge vom Molo, war die ›Syphanta‹ auf vortrefflichem, 10 Faden tiefem Ankergrund am Abend des 2. September vor Anker gegangen. Als Henry d'Albaret den Fuß auf den Boden der Insel setzte, dachte er nicht im geringsten daran, daß die Zufälligkeiten

seiner Kreuzfahrten ihn hier direkt an den Hauptplatz des Sklavenhandels geführt haben könnten.

»Gedenken Sie, eine Zeitlang in Arkassa zu verweilen, Herr Kommandant?« fragte Kapitän Todros, als das Schiff völlig festgelegt war.

»Ich weiß es nicht«, antwortete Henry d'Albaret. »Mancherlei Umstände könnten mich zwingen, diesen Hafen unerwartet schnell zu verlassen, manche andere auch dürften uns hier zurückhalten.«

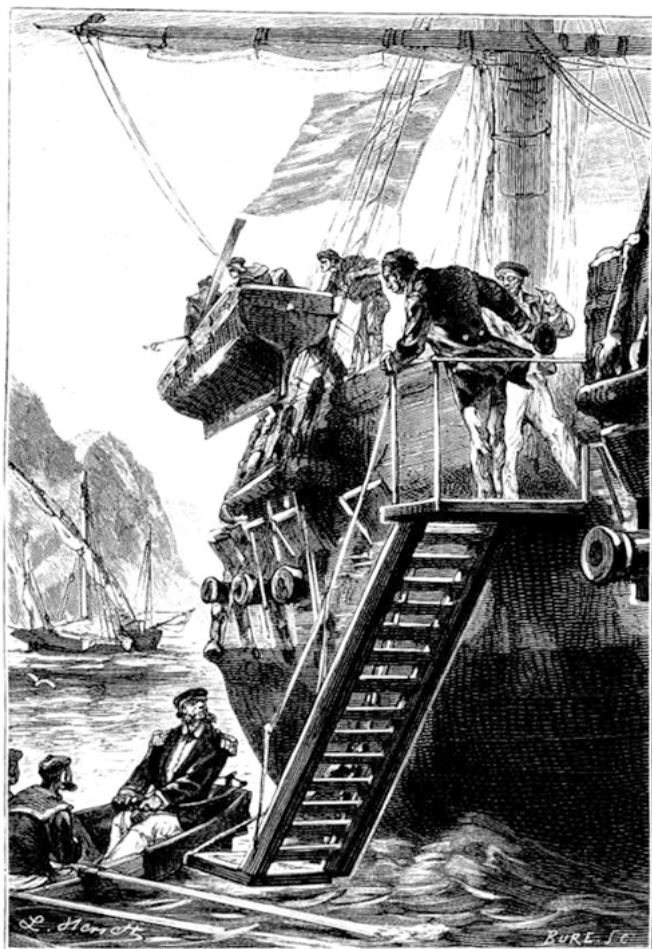
»Können die Leute an Land gehen?«

»Ja, aber nur abteilungsweise; wenigstens die Hälfte der Mannschaft muß auf der ›Syphanta‹ stets zu allem bereit sein.«

»Zu Befehl, Herr Kommandant«, antwortete Kapitän Todros. »Wir befinden uns hier viel mehr in türkischem als griechischem Land, und es ist nur weise Vorsicht, hier stets auf der Wacht zu sein!«

Der Leser erinnert sich, daß Henry d'Albaret weder seinem zweiten noch den anderen Offizieren etwas von den Gründen mitgeteilt hatte, die ihn veranlaßten, überhaupt nach Scarpanto zu segeln, ebensowenig davon, daß er durch einen anonymen Brief, der unter ganz unerklärlichen Umständen an Bord kam, ersucht worden war, sich gerade in den ersten Tagen des September hier einzustellen.

Übrigens erwartete er, hier weitere Aufklärung zu erhalten, was der geheimnisvolle Briefschreiber von der Korvette, wenn sie sich im Carpathischen Meer befand, etwa verlangte.



Nicht weniger merkwürdig war jedoch das ursprüngliche Verschwinden der Brigg jenseits des Kanals von Casos, als die ›Syphanta‹ sich schon auf dem Punkt glaubte, sie einzuholen.

Ehe er in Arkassa vor Anker ging, hatte Henry d'Albaret auch nicht geglaubt, sein Vorhaben aufgeben zu dürfen. Nachdem er sich dem Land, soweit es der Tiefgang der Korvette gestattete, genähert hatte, ließ er es sich angelegen sein, alle Einbuchtungen der Küste genau zu besichtigen. Inmitten des Klippengewirrs, das jene umgab, und unter dem Schutz der Uferfelsen, die das Gestade umgrenzten, mußte es freilich einem Fahrzeug wie jener Brigg allemal leicht werden, sich zu verbergen.

Hinter der Linie der starken Brandung, an die sich die ›Syphanta‹ kaum heranwagen konnte, ohne Gefahr zu laufen, zugrunde zu gehen, hatte ein Kapitän, der diesen Kanal genau kannte, die günstigste Aussicht, jeden Verfolger auf eine falsche Fährte zu leiten. Hatte die Brigg sich also in eine jener versteckten Buchten geflüchtet, so mußte es sehr schwer werden, sie aufzufinden, ebenso wie die anderen Piratenschiffe, denen die Insel mit ihren unbekannten Ankergründen Schutz verlieh.

2 Tage lang bemühte sich die Korvette unter vergeblichen Nachforschungen. Selbst wenn die Brigg jenseits Casos plötzlich im Wasser versunken wäre, hätte sie nicht unsichtbarer sein können, und so schmerzlich er sich auch enttäuscht fühlte, mußte Kommandant Henry d'Albaret auf jede Hoffnung, sie wiederzufinden verzichten. Er kam also

endlich zu dem Entschluß, im Hafen von Arkassa vor Anker zu gehen, wo er ja zunächst nur die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten hatte.

Am folgenden Tag zwischen 3 und 5 Uhr nachmittags füllte sich die kleine Stadt Arkassa mit einem großen Teil der Bevölkerung der Insel, abgesehen von den Fremden aus Europa, Afrika und Asien, an denen es bei der vorliegenden Gelegenheit aus erklärlichen Gründen nicht fehlen konnte; heute war nämlich großer Markttag. Eine Menge bedauernswürdiger Geschöpfe jeden Alters und jeder Art, die von den Türken in der jüngsten Zeit gefangen worden waren, sollten dabei zum Verkauf kommen.

Zu jener Zeit gab es in Arkassa einen besonderen Basar, der zu derlei Verkäufen bestimmt war, einen »Batistan« ganz ähnlich denen, die man in den Städten der Barbareskenstaaten findet. Dieser Batistan enthielt heute an die hundert gefangene Männer, Frauen und Kinder, die Beute der letzten im Peloponnes unternommenen Razzias. Sie lagerten bunt durcheinander inmitten eines schattenlosen Hofes unter brennender Sonnenglut, und ihre zerfetzten Kleider, ihre traurige Haltung und ihr verzweifelter Aussehen verrieten deutlich, was sie hier litten. Kaum mit Nahrung versorgt und nur mit schlechtem Wasser, um den quälenden Durst zu löschen, versehen, hatten sich die Unglücklichen familienweise zusammengedrängt, bis zu dem Augenblick, wo die Launen eines Käufers die Frauen von ihren Männern und die Kinder von Vater und Mutter trennen würden. Jedem anderen Menschen als den grausamen »Bachis«, ihren

Wächtern, die kein Leid mehr zu rühren vermochte, hätten sie das wärmste Mitgefühl eingeflößt. Und doch, was hatten diese Leiden zu bedeuten gegenüber denen, die sie in den sechzehn Bagnos von Algier, Tunis und Tripolis erwarteten, wo der Tod so schnell weite Lücken riß, die doch unablässig wieder gefüllt werden mußten?

Inzwischen war den Gefangenen noch nicht jede Hoffnung wieder freizukommen geraubt. Wenn die Käufer damit, daß sie jene erstanden, ein gutes Geschäft machten, so war das nicht weniger der Fall, wenn sie sie wieder freigaben – natürlich nur gegen hohes Lösegeld – besonders diejenigen, deren Handelswert sich auf höhere gesellschaftliche Stellung in ihrem Vaterland gründete. Auf diese Weise wurden so viele vor der Sklaverei bewahrt, die entweder der Staat noch vor ihrer Fortschaffung wieder kaufte, oder die von ihren Angehörigen, mit denen die zeitweiligen Eigentümer sich direkt in Verbindung setzten, ausgelöst wurden, abgesehen davon, daß die reiche Bruderschaft der Gnade, die zu diesem Zweck in ganz Europa Kollekten veranstaltet hatte, noch viele selbst tief aus den Barbareskenstaaten wieder befreite. Nicht selten kam es endlich vor, daß sehr reiche Leute, getrieben vom edlen Gefühl des Mitleids, diesem wohlthätigen Werk einen Teil ihres Vermögens opferten. Gerade in letzterer Zeit waren so beträchtliche Summen, deren Ursprung niemand kannte, zum Rückkauf von Sklaven, vor allem von solchen griechischer Abkunft, aufgewendet worden, wenn die Zufälligkeiten des Krieges solche bedauerns-

werte Leute den Händlern von Afrika oder Kleinasien in die Hände geliefert hatten.

Auf dem Markt von Arkassa pflegte man gewöhnlich zu Versteigerungen zu schreiten. Hier konnten alle, Fremde wie Einheimische, daran teilnehmen. Heute, wo die Aufkäufer nur im Auftrag der Bagnos der Barbarei beschäftigt waren, sollten die Gefangenen anfänglich gleich alle zusammen zur Auktion kommen, und je nachdem der ganze »Vorrat« an den oder jenen Händler fiel, sollte er nach Algier, Tripolis oder Tunis befördert werden.

Auf dem Markt befanden sich übrigens zwei Kategorien von Gefangenen. Die einen kamen aus dem Peloponnes – diese waren am zahlreichsten –, die anderen wurden erst unlängst von einem griechischen Schiff weggeschleppt, das sie von Tunis nach Scarpanto zurückbrachte, von wo aus sie in ihre Heimat zurückbefördert werden sollten.

Die armen, zu einem so unglücklichen Los bestimmten Menschen kamen hier zum letztenmal zur Versteigerung, die ihr Schicksal entscheiden sollte, und bis zum 5. Glockenschlag konnten Gebote auf sie abgegeben werden. Ein Kanonenschuß von der Zitadelle von Arkassa, der die Schließung des Hafens verkündete, galt gleichzeitig als Zeichen, daß der zuletzt gebotene Preis den Zuschlag erhielt.

An diesem dritten September fehlte es nicht an Kauflustigen in der Umgebung des Batistan. Zahlreiche Agenten waren von Smyrna und anderen benachbarten Punkten Kleinasiens eingetroffen, die, wie vorher bemerkt, Einkäufe für die Barbareskenstaaten machen sollten.

Der heute sehr starke Zulauf erklärte sich übrigens sehr natürlich. Die letzten Ereignisse deuteten darauf hin, daß der Unabhängigkeitskrieg seinem Ende entgegenging. Ibrahim war nach dem Peloponnes zurückgedrängt, während Marschall Maison auf Morea mit einem Expeditionskorps von 2000 Franzosen landete. Die Ausfuhr von Gefangenen mußte also in nächster Zeit sehr vermindert werden, und eben deshalb stieg auch – natürlich zur großen Befriedigung des Kadi – der Preis für sie schon ganz ungewöhnlich.

Im Laufe des Vormittags hatten die Händler schon den Batistan besucht, um sich über die Anzahl und den Wert der Gefangenen zu unterrichten, die heute gewiß nicht mehr so billig zu kaufen sein würden.

»Bei Mohammed!« rief ein Agent aus Smyrna, der inmitten seiner Kameraden das Wort führte, »die Zeit des guten Geschäftsgangs ist vorüber! erinnert ihr euch noch der Zeit, wo die Schiffe Gefangene zu tausenden brachten, und nicht wie jetzt zu wenigen hundert?«

»Ja! ... Wie bei den Schlächtereien von Scio!« antwortete ein anderer Händler. Auf einen Schlag über 40.000 Sklaven! Da reichten die Schiffe nicht aus, sie unterzubringen!«

»Ganz recht«, entgegnete ein Händler, der den Dingen auf den Grund zu gehen schien; »aber je mehr Gefangene, desto mehr Angebot, je mehr Angebot, desto niedrigere Preise. Es ist doch besser, nur wenigere zu hohem Preis fortzuschaffen zu haben, da die laufenden Unkosten doch so beträchtlich sind.«

»Jawohl, mindestens in der Barberei! 12 Prozent des

Bruttoertrags zu Nutzen des Paschas, des Kadi oder des Gouverneurs!«

»Ohne das 1 Prozent für Unterhaltung des Molo und der Küstenbatterien zu rechnen!«

»Und noch 1 weiteres Prozent, das den habgierigen Priestern zufällt!«

»Wahrhaftig, das führt alle zum Ruin, die Reeder ebenso wie die Händler!«

Diese und ähnliche Bemerkungen wurden zwischen jenen Agenten ausgetauscht, die von der Sündhaftigkeit ihres Handels gar keine Vorstellung zu haben schienen. Immer dieselben Klagen über dieselben Sporteln und Abgaben. Jedenfalls würden sie sich darüber noch in weit härteren Redensarten ergangen haben, wenn nicht die Töne einer Glocke eben den Anfang des Markts verkündet hätten.

Es versteht sich von selbst, daß der Kadi die Leitung des ganzen Handelsgeschäfts in die Hand nahm. Das erforderte seine Pflicht, die türkische Regierung zu repräsentieren, ebenso wie sein persönliches Interesse. Er saß also auf einer Art Estrade, gegen die Sonne geschützt durch ein Zelt, über dem die rote Flagge mit dem Halbmond wehte, oder er lag vielmehr auf breitem Kissen mit der ganzen Ungeniertheit des Vollblut-Ottomanen hingestreckt.

Dicht neben ihm nahm der öffentliche Ausrufer seinen Stand ein; man darf aber nicht etwa glauben, daß dieser Ausrufer Veranlassung hatte, seine Lunge allzusehr anzustrengen. Im Gegenteil, bei dieser Art von Geschäften nehmen sich die Käufer hinlänglich Zeit, ehe sie ein höheres

Gebot tun. Wenn in diese Versteigerung überhaupt mehr Leben kam, so war das höchstens in der letzten Viertelstunde des Geschäfts, wo sich vielleicht einmal ein Kampf darum entspann, wer den Zuschlag erhalten sollte.

Das erste Angebot betrug von seiten eines Händlers aus Smyrna 1000 türkische Pfund.

»1000 Pfund türkisch!« wiederholte der Ausrufer.

Dann schloß er die Augen, als hätte er hinlänglich Zeit auszuschlafen, ehe ein höheres Gebot erfolgte.

Während der ersten Stunden stiegen die einzelnen Mehrgebote um je 1000 bis höchstens 2000 Pfund türkisch, das heißt etwa 33.000 Mark. Die Händler sahen sich gegenseitig an, beobachteten vielleicht heimlich, plauderten dabei aber von ganz anderen Dingen. Wie weit sie gehen wollten, wußten sie schon im voraus, und ihre Höchstgebote verschoben sie bis zu den letzten Minuten, die dem Schluß der Auktion vorangingen. Da veranlaßte aber das Miteintreten eines neuen Konkurrenten eine Änderung ihres gewöhnlichen Verfahrens, und das verlieh der Auktion eine unerwartete Lebhaftigkeit.

Gegen 4 Uhr erschienen nämlich zwei Männer auf dem Markt von Arkassa. Woher kamen sie? Jedenfalls von der Ostseite der Insel, soweit sich das aus der Fahrtrichtung der Araba beurteilen ließ, die sie bis zum Eingangstor des Batistans gebracht hatte.

Ihr Erscheinen erregte eine lebhafte Bewegung des Erstaunens und der Beunruhigung. Offenbar erwarteten die gewöhnlichen Händler vorher nicht, eine Persönlichkeit

hier auftreten zu sehen, mit der sie wohl oder übel rechnen mußten.

»Bei Allah!« rief einer von ihnen, »das ist Nicolas Starkos selbst!«

»Und sein verdammter Skopelo!« erwiderte ein anderer.

»Und wir, wir glaubten, sie wären längst zum Teufel!«

Es waren in der Tat diese beiden Männer, die auf dem Markt von Arkassa jeder kannte. Wiederholt hatten sie dort höchst bedeutende Geschäfte abgeschlossen, indem sie Gefangene im Auftrag von Händlern in Afrika einkauften. An Geld fehlte es ihnen niemals, obwohl man nicht recht wußte, woher sie es nahmen; doch das ging sie ja nur selbst an. Der Kadi konnte sich, was ihn betraf, nur Glück wünschen, so allgemein gefürchtete Konkurrenten erscheinen zu sehen.

Skopelo, einem gewiegten Sachkenner, hatte ein einziger Blick genügt, um den Wert der vorhandenen Gefangenen im großen und ganzen abzuschätzen. Er begnügte sich daraufhin, Nicolas Starkos wenige Worte ins Ohr zu flüstern, auf welche dieser mit Kopfnicken zustimmend antwortete.

Ein so scharfer Beobachter der zweite Offizier der ›Karysta‹ auch war, hatte er doch das Entsetzen nicht bemerkt, welches das Auftreten Nicolas Starkos bei einer der Gefangenen hervorrief.

Dies war eine Frau in schon vorgeschrittenerem Alter und von hohem Wuchs. Während sie vorher in einem entfernten Winkel des Batistans saß, erhob sie sich, als ob eine unwiderstehliche Macht sie dazu drängte. Sie tat sogar 2 bis

3 Schritte, und schon wollte ein Aufschrei ihrem Mund entfahren ... Doch nein, sie besaß genug Energie, sich zu beherrschen. Sie wich wieder langsam zurück, vom Kopf bis zu den Füßen verhüllt in einen erbärmlichen Mantel, und nahm ihren Platz unter den Gefangenen wieder ein, aber so, daß sie jetzt ganz verborgen blieb. Es genügte ihr offenbar nicht, das Gesicht zu verstecken, sie wollte vielmehr ihre ganze Gestalt den Blicken Nicolas Starkos entziehen.

Ohne ein Wort an ihn zu richten, behielten die anderen Händler den Kapitän der ›Karysta‹ doch unausgesetzt im Auge, während dieser ihnen keine besondere Aufmerksamkeit zu schenken schien. Erstere mußten freilich befürchten, daß er hierher gekommen sei, ihnen den vorhandenen Gefangenentransport wegzukaufen, da sie ja wußten, in welchen Beziehungen Nicolas Starkos zu den Paschas und Beys der Barbareskenstaaten stand.

Sie sollten darüber auch nicht lange in Ungewißheit bleiben. Eben war der Ausrufer wieder aufgestanden und hatte mit lauter Stimme das zuletzt gemachte Gebot wiederholt:

»2000 Pfund!«

»2500«, sagte Skopelo, der sich bei derartigen Gelegenheiten zum Sprachrohr seines Kapitäns machte.

»2500 Pfund!« meldete der Ausrufer.

Danach begann wieder die persönliche Unterhaltung unter den verschiedenen Gruppen, die sich jedoch nicht ohne einiges Mißtrauen betrachteten.

So verlief eine Viertelstunde. Nach dem von Skopelo war kein anderes Mehrgebot gemacht worden. Gleichgültig und

stolz schlenderte Nicolas Starkos auf dem Batistan umher. Niemand konnte zweifeln, daß er am Ende, sogar ohne besonderen Kampf, den Zuschlag erhalten würde.

Nach Besprechung mit zwei oder drei Kollegen meldete jedoch der Agent aus Smyrna ein weiteres Mehrgebot, nämlich 2700 Pfund.

»2700 Pfund!« wiederholte der Ausrufer.

»3000!«

Dieses Mal war es Nicolas Starkos selbst gewesen, der sich an der Versteigerung beteiligte.

Es wird sich bald zeigen, was vorgegangen war, warum er sich persönlich an dem Wettstreit beteiligte und warum seine kalte Stimme plötzlich eine so auffallende Erregung verriet, daß es selbst Skopelo wundernahm.

Seit einigen Minuten lustwandelte Nicolas Starkos, nachdem er die Barriere des Batistans überschritten, inmitten der Gruppe Gefangener. Die alte Frau hatte sich, als sie ihn näherkommen sah, noch ängstlicher in ihren Mantel versteckt; er hatte sie also nicht sehen können.

Dagegen wurde plötzlich seine Aufmerksamkeit durch zwei Gefangene erweckt, die ein wenig abseits standen. Er war stehengeblieben, als wären seine Füße am Boden festgewurzelt. Hier war ein junges Mädchen neben einem hochgewachsenen Mann vor Erschöpfung fast zur Erde niedergesunken.

Der Mann erhob sich stolz, als er Nicolas Starkos wahrnahm, gleichzeitig schlug das junge Mädchen die Augen

wieder auf. Sobald sie aber des Kapitäns der ›Karysta‹ ansichtig wurde, wendete sie sie schnell wieder weg.

»Hadjine!« rief Nicolas Starkos halblaut.

Wirklich war es Hadjine Elizundo, die Xaris jetzt in seinen Armen hielt, als wollte er sie verteidigen.

»Sie hier!« murmelte Nicolas Starkos.

Hadjine hatte sich aus Xaris' Armen losgemacht und starrte nun den Kunden ihres Vaters mit geheimer Scheu an.

Eben diese Entdeckung hatte Nicolas Starkos, der sich gar nicht fragte, wie es habe zugehen können, daß die Erbin des Bankiers Elizundo auf dem Markt von Arkassa zum Verkauf gestellt werden könne, jetzt veranlaßt, mit erregter Stimme das neue Angebot von 3000 Pfund zu tun.

»3000 Pfund!« hatte der Ausrufer laut wiederholt.

Die Uhr zeigte nun schon etwas über halb 5. Noch 25 Minuten, dann mußte der Kanonenschuß erdröhnen, und der Zuschlag erfolgte an den, der das letzte Höchstgebot gemacht hatte.

Schon schickten sich die Agenten jedoch nach vorhergegangener Unterredung an, den Platz zu verlassen, da keiner gewillt schien, einen noch höheren Preis anzulegen. Es gewann also den Anschein, als sollte der Kapitän der ›Karysta‹ wegen Mangels an Konkurrenten aus dieser Versteigerung als Sieger hervorgehen, als der Agent aus Smyrna noch einen letzten Versuch machte, ihm »die Ware« streitig zu machen.

»3500 Pfund!« rief er.



»4000!« folgte Nicolas Starkos auf der Stelle nach.

Skopelo, der Hadjine noch nicht selbst gesehen hatte, begriff gar nicht, wie der Kapitän so ohne Besinnen mehr bieten konnte. Seiner Meinung nach war der Wert des ganzen Gefangenentrupps schon bei weitem überschritten, besonders aber durch dieses Gebot von 4000 Pfund. Er fragte sich deshalb verwundert, was Nicolas Starkos veranlassen könne, sich so unüberlegt in ein voraussichtlich ganz schlechtes Geschäft einzulassen.

Auf die letzten Worte des Ausrufers folgte längeres Schweigen. Auf einen Wink seiner Kollegen gab auch der Agent aus Smyrna die Sache endgültig auf. Niemand konnte mehr daran zweifeln, daß Nicolas Starkos dabei obsiegen werde, da ja nur noch wenige Minuten bis zum gesetzlichen Schluß der Auktion fehlten.

Xaris hatte ihn vollständig durchschaut. Er drückte das junge Mädchen nur enger in seine Arme – solange er noch atmete, sollte sie ihm niemand entreißen.

Da ließ sich – destomehr vernehmbar bei dem allgemeinen Schweigen – eine andere Stimme vernehmen, die dem Ausrufer die zwei Worte zurief:

»5000 Pfund!«

Nicolas Starkos drehte sich um.

Eine Gruppe von Seeleuten war oben in den Batistan getreten, und davor stand ein offenbar zu ihnen gehörender Offizier.

»Henry d'Albaret!« rief Nicolas Starkos. »Henry d'Albaret ... hier ... in Scarpanto!«

Den Kommandanten der ›Syphanta‹ hatte nur der Zufall nach dem Platz der öffentlichen Verkäufe geführt. Er wußte heute – das heißt 24 Stunden nach seinem Eintreffen in Scarpanto – nicht einmal, daß in der Hauptstadt der Insel eine Versteigerung von Sklaven stattfinden solle. Da er andererseits auch die Sacoleve nicht vor Anker liegen gesehen hatte, mußte er nicht minder erstaunt sein, Nicolas Starkos in Arkassa zu begegnen, wie dieser, ihn hier zu sehen.

Nicolas Starkos wußte ja auch nicht, daß die Korvette von Henry d'Albaret befehligt wurde, obwohl ihm nicht unbekannt war, daß diese in den Hafen von Arkassa eingelaufen war.

Die Empfindung der beiden Gegner, als sie sich hier Auge in Auge sahen, wird sich jeder leicht ausmalen können.

Daß Henry d'Albaret jenes unerwartete Mehrgebot gemacht hatte, lag daran, daß er unter den Gefangenen im Batistan Hadjine und Xaris bemerkt hatte; Hadjine, bedroht, der Gewalt des verhaßten Nicolas Starkos zu verfallen.

Hadjine aber hatte ihn gehört, ihn gesehen, und würde sich unverzüglich in seine Arme gestürzt haben, wenn die Wächter sie nicht daran gehindert hätten.

Mit verständlicher Handbewegung suchte Henry d'Albaret das junge Mädchen zu beruhigen. So entrüstet er sich auch fühlte, als er sich dem elenden Gegner gegenüber sah, gelang es ihm doch, sich zu beherrschen. Ja, und wenn es ihn sein ganzes Vermögen kosten sollte, würde er keinen Augenblick gezaudert haben, Nicolas Starkos die auf dem

Markt von Arkassa zusammengepferchten Gefangenen zu entreißen, und mit ihnen die, welche er so lange Zeit gesucht, die er kaum je noch wiederzusehen gehofft hatte.

Jedenfalls mußte der Kampf nun heißer entbrennen. Wenn Nicolas Starkos nämlich nicht begreifen konnte, wie Hadjine Elizundo unter die Gefangenen gekommen war, so blieb sie in seinen Augen doch immer noch die reiche Erbin des Bankiers in Korfu.

Die vielen Millionen hatten ja nicht mit ihm verschwinden können; sie mußten noch immer vorhanden sein, um sie von dem zurückzukaufen, dessen Sklavin sie werden sollte. Er lief also keine Gefahr, wenn er auch noch mehr bot. Nicolas Starkos beschloß das um so eigensinniger, weil es sich jetzt darum handelte, gegen seinen Rivalen aufzutreten.

»6000 Pfund!« rief er.

»7000!« antwortete der Kommandant der »Syphanta«, ohne sich nur nach Nicolas Starkos umzudrehen.

Der Kadi konnte sich zu der Wendung, welche die Dinge nahmen, nur Glück wünschen. Angesichts dieser beiden Konkurrenten bemühte er sich gar nicht, seine Befriedigung zu verbergen, welche die sonst bewahrte Würde des habgierigen Mannes sozusagen durchbrach.

Wenn der schlaue Beamte nun schon berechnete, welche Summe in seine Tasche fließen sollte, so konnte Skopelo jetzt doch kaum noch an sich halten. Er hatte Henry d'Albaret und dann auch Hadjine Elizundo bemerkt. blieb nun Nicolas Starkos aus Haß und Hartnäckigkeit bei seinem

Mehrbieten, was ja unter gewissen Bedingungen von großem Vorteil sein konnte, so mußte das Geschäft doch ein sehr schlechtes werden, wenn das junge Mädchen ebenso wie ihre Freiheit auch ihr Vermögen eingebüßt hatte, was doch zumindest möglich war.

Er nahm deshalb Nicolas Starkos etwas zur Seite und bemühte sich, ihm vernünftige Vorstellungen zu machen, fand dabei aber einen so üblen Empfang, daß er bald davon gänzlich absah. Der Kapitän der ›Karysta‹ rief dem Ausrücker selbst sein Mehrgebot zu, und zwar mit einer Stimme, die berechnet und geeignet war, seinen Rivalen möglichst zu demütigen.

Erklärlicherweise waren die Agenten, die merkten, daß der Kampf sehr heiß werden würde, nun in der Nähe geblieben, um ihm wenigstens mit beizuwohnen. Eine Menge Neugieriger, die dieses Hin- und Herwerfen von tausenden von Pfunden besonders anzog, gaben ihr Interesse daran durch wiederholte Beifallsrufe zu erkennen. Wenn die meisten von ihnen zwar den Kapitän der Sacoleve kannten, so kannte doch niemand den Kommandanten der ›Syphanta‹, ja, man wußte nicht einmal, was diese Korvette, die unter korfiotischer Flagge segelte, in dem Gewässer von Scarpanto beabsichtigte. Seit Anfang des Krieges hatten sich jedoch so viele Schiffe aller Nationen mit dem Transport von Gefangenen beschäftigt, daß die Annahme, die ›Syphanta‹ befasse sich gleichfalls mit demselben Handel, für alle am nächsten lag; ob die Gefangenen also von Henry d'Albaret

oder von Nicolas Starkos erstanden wurden, das änderte für diese nichts, und die Sklaverei drohte ihnen wie vorher.

Jedenfalls mußte diese Frage binnen 5 Minuten entschieden sein.

Bei dem letzten durch den Ausrufer gemeldeten Gebot, hatte Nicolas Starkos sich sogleich wieder gemeldet mit den Worten:

»8000 Pfund!«

»9000 Pfund!« sagte Henry d'Albaret.

Neues Schweigen. Der Kommandant der ›Syphanta‹, der immer seiner Herr blieb, folgte mit den Blicken Nicolas Starkos, der wütend auf und ab ging, ohne daß Skopelo sich ihm nur zu nähern wagte. Übrigens hätte ihn jetzt auch kein Zureden, keine Vorstellung davon abhalten können, voller Wut noch weiter zu bieten.

»10.000 Pfund!« rief Nicolas Starkos.

»11.000!« antwortete Henry d'Albaret.

»12.000!« schrie Nicolas Starkos, ohne diesmal nur einen Moment zu warten.

Kommandant Henry d'Albaret hatte nicht sofort geantwortet.

Nicht etwa, weil er überhaupt gezaudert hätte, das zu tun, wohl aber, weil er Skopelo auf Nicolas Starkos zueilen sah, um diesen von seinem verrückten Vorgehen abzuhalten, was auch einen Augenblick die Aufmerksamkeit des Kapitäns der ›Karysta‹ ablenkte.

Gleichzeitig hatte sich die bejahrte Gefangene, die sich bisher so hartnäckig verborgen hielt, ihrer ganzen Länge

nach erhoben, so, als beabsichtige sie, Nicolas Starkos ihr Gesicht zu zeigen.

In demselben Augenblick blitzte auf der Mauer der Zitadelle von Arkassa zwischen einer dichten Wolke weißen Dampfs eine leuchtende Flamme auf, bevor die Detonation jedoch bis zum Batistan hinabgedrungen war, ertönte von einer weitschallenden Stimme noch ein neues Mehrgebot:

»13.000 Pfund!«

Gleich darauf krachte der Schuß, dem endlose Hurras folgten.

Nicolas Starkos hatte Skopelo so heftig zurückgestoßen, daß dieser davon zu Boden stürzte ... Jetzt war es zu spät! Nicolas Starkos hatte kein Recht mehr, ein noch höheres Gebot zu tun. Hadjine Elizundo war ihm entgangen, und das ohne Zweifel für immer!

»Komm!« sagte er mit grollender Stimme zu Skopelo.

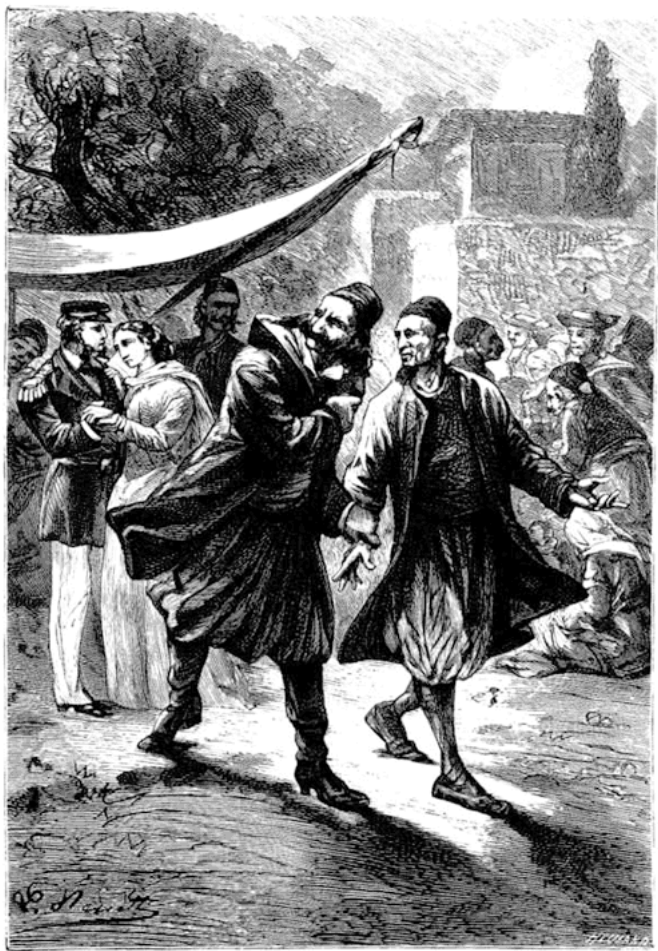
Dennoch hätte man ihn noch die Worte murmeln hören können:

»So wird es desto sicherer und minder teuer sein!«

Beide bestiegen sodann ihre Araba und verschwanden hinter der Biegung der Straße, die nach dem Innern der Insel führte. Schon war Hadjine Elizundo, die Xaris mit sich fortzog, über die Barrieren des Batistans hinausgeeilt, schon lag sie in den Armen Henry d'Albaretts, der ihr, sie innig ans Herz drückend, zuflüsterte:

»Hadjine! ... Hadjine! ... Wie gern hätt' ich alles geopfert, was ich mein nenne, um dich freizukaufen!«

»So wie ich mein Vermögen geopfert habe, um die Ehre



meines Namens zurückzukaufen«, antwortete das junge Mädchen. »Oh Henry – Hadjine Elizundo ist jetzt arm, aber sie ist deiner würdig!«

13. KAPITEL

An Bord der ›Syphanta‹

Am folgenden Tag, dem 3. September, versuchte die ›Syphanta‹, nachdem sie gegen 10 Uhr morgens die Anker gelichtet hatte, dicht am Wind segelnd aus der engen Wasserstraße des Hafens von Scarpanto herauszukommen.

Die von Henry d'Albaret freigekauften Gefangenen hatten es sich, die einen im Zwischendeck, die andern in der Batterie, so bequem wie möglich gemacht. Obwohl die Fahrt über den Archipel nur wenige Tage in Anspruch nehmen konnte, hatten es Offiziere und Matrosen sich doch angelegen sein lassen, die armen Leute an Bord so gut unterzubringen, wie das die Raumverhältnisse nur gestatteten.

Schon am Vorabend hatte Kommandant Henry d'Albaret alles geregelt, um unverzüglich absegeln zu können. Zur Regulierung seines Gebots von 13.000 Pfund hatte er Sicherheit gestellt, mit der der Kadi sich befriedigt erklärte. Die Einschiffung der Gefangenen war also ohne Schwierigkeiten vor sich gegangen, und vor Ablauf von 3 Tagen sollten all diese Unglücklichen, denen vorher das schrecklichste Los in den Bagnos der Barbareskenstaaten harrte, an irgendeinem Punkt des nördlichen Griechenlands, wo sie



für ihre persönliche Freiheit nichts mehr zu fürchten hatten, abgesetzt werden.

Ihre Einlösung aber verdankten sie einzig und allein dem, der sie ohne Ansehung des Opfers, das er dabei brachte, den Händen Nicolas Starkos' entriß. Ihre Dankbarkeit fand auch, sobald sie den Fuß auf das Deck der Korvette gesetzt hatten, in einer wahrhaft rührenden Handlung sprechenden Ausdruck.

Unter ihnen befand sich nämlich ein »Papa«, ein bejahrter Geistlicher aus Leondaris. Begleitet von seinen Unglücksgefährten, begab sich dieser nach dem Oberdeck, wo sich Hadjine Elizundo mit Henry d'Albaret und einigen Offizieren aufhielt. Hier knieten alle, der Greis an der Spitze, vor jenen nieder, und die Hände zum Kommandanten erhebend, begann der Greis:

»Gesegnet seien Sie, Henry d'Albaret, von allen, die Ihr Edelmut der Freiheit zurückgegeben hat!«

»Liebe Freunde«, antwortete der Kommandant der »Syphanta« bewegt, »ich habe ja nicht mehr als meine Pflicht getan.«

»Ja, gesegnet von allen ... von allen ... auch von mir, Henry!« fügte Hadjine, sich ebenfalls vor ihm verneigend, hinzu.

Henry d'Albaret hatte sie, fast verwirrt von dieser unerwarteten Huldigung, schnell wieder aufgehoben, und nun erschallte ein »Hoch Henry d'Albaret!« und »Hoch lebe Hadjine Elizundo!« vom Oberdeck bis nach dem Vorderkastell, aus den Tiefen der Batterie bis hinauf nach den

Marsrahen, wo etwa 50 Mann von der Besatzung Platz genommen hatten und den Vorgang mit donnernden Hurras begleiteten.

Eine einzige Gefangene – die, welche sich auch am Vortag im Batistan möglichst versteckt hielt – hatte an dieser Kundgebung nicht teilgenommen. Auch bei der Einschiffung ging ihr Hauptbestreben dahin, unter den Gefangenen unbemerkt zu bleiben. Das war ihr gelungen, und niemand ahnte ihre Gegenwart an Bord, als sie sich nach der dunkelsten Ecke des Zwischendecks zurückgezogen hatte. Sie hoffte jedenfalls, auch ebenso ungesehen wieder an Land gehen zu können. Warum sie so vorsichtig verfuhr und ob sie vielleicht einem Offizier oder Matrosen der Korvette bekannt war, das hätte niemand sagen können; gewiß aber mußte sie wichtige Gründe haben, dieses Inkognito während der 3 bis 4 Tage, die die Fahrt durch den Archipel dauern konnte, so streng zu bewahren.

Wenn aber Henry d'Albaret die volle Dankbarkeit der zufälligen Passagiere der Korvette verdiente, was verdiente dann Hadjine Elizundo für all die großmütigen Opfer, die sie seit ihrer Abreise von Korfu aus eigenem Antrieb gebracht hatte?

»Henry«, hatte sie am vorhergehenden Tag gesagt, »Hadjine Elizundo ist jetzt arm, aber sie ist nun deiner würdig!«

Arm? ... Das war sie in der Tat. – Des jungen Offiziers würdig? ... Das wird sich im weiteren Verlauf zeigen.

Und wenn Henry d'Albaret Hadjine schon liebte, als so erschütternde Vorkommnisse sie voneinander trennten, wie

mußte diese Liebe erst wachsen, als er erfuhr, welcher Aufgabe sich das junge Mädchen während dieses langen Jahres bitterer Trennung gewidmet hatte.

Sobald Hadjine Elizundo erkannte, woher das von ihrem Vater hinterlassene große Vermögen stammte, hatte sie sofort beschlossen, es zum Rückkauf von Gefangenen zu verwenden, von deren Fortschaffung und Verkauf er soviel Vorteil gezogen hatte. Von jenen so unehrenhaft gewonnenen 20 Millionen wollte sie nichts für sich behalten und teilte Xaris dieses Vorhaben mit; Xaris stimmte dem gern zu, und so wurden alle Vermögensbestandteile des Bankhauses schnellstens flüssig gemacht.

Henry d'Albaret erhielt damals jenen Brief, in dem das junge Mädchen ihn um Verzeihung bat und ihm Lebewohl sagte. Darauf verließ Hadjine unter dem Schutz des mutigen und ergebenen Xaris heimlich Korfu, um sich nach dem Peloponnes zu begeben.

Zu jener Zeit wüteten die Soldaten Ibrahims im Kampf gegen die Bevölkerung des mittleren Morea, die schon seit langer Zeit unendlich zu leiden gehabt hatte. Die Unglücklichen, die dabei nicht hingemordet wurden, schickten sie nach den Haupthäfen von Messenien, nach Patras oder Navarin. Von hier aus beförderten sie die entweder von der türkischen Regierung gestellten oder von den Seeräubern des Archipels bemannten Schiffe zu tausenden entweder nach Scarpanto oder nach Smyrna, wo ein unausgesetzter Sklavenhandel stattfand.

Während der 2 ersten Monate nach ihrem Verschwinden

gelang es Hadjine und Xaris, die niemals vor einem noch so hohen Preis zurückschreckten, mehrere hundert Gefangene von denen zurückzukaufen, welche die messenische Küste noch nicht verlassen hatten. Darauf ließen sie es sich anlegen sein, sie entweder auf den Ionischen Inseln oder in den schon von den Türken befreiten Teilen des nördlichen Griechenlands in Sicherheit zu bringen.

Nachdem das vollbracht hatten, begaben sich beide nach Kleinasien, nach Smyrna, wo sehr beträchtlicher Sklavenhandel betrieben wurde. Hierher kamen in starken Transporten große Mengen jener griechischen Gefangenen, deren Befreiung Hadjine Elizundo vor allem am Herzen lag. Sie tat dabei so hohe Gebote – welche die der Händler aus der Berberei oder von der asiatischen Küste ungeheuer überstiegen – daß die türkischen Beamten nur ihren Vorteil darin finden konnten, mit ihr zu handeln. Daß ihre edelmütige Leidenschaft gelegentlich von gewissenlosen Agenten mißbraucht wurde, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung; mehrere tausende von Gefangenen verdankten es aber jedenfalls ihr allein, den Bagnos der afrikanischen Beys entgangen zu sein.

Noch immer blieb ihr jedoch viel zu tun übrig, und deshalb kam Hadjine Elizundo der Gedanke, auf zwei verschiedenen Wegen dem Ziel, das sie zu erreichen strebte, näherzukommen. Es genügte offenbar nicht, die auf den öffentlichen Märkten zum Verkauf gestellten Gefangenen zurückzukaufen oder um hohen Preis diejenigen, die schon das Sklavenjoch trugen, aus den Bagnos zu befreien; es kam

ihr vielmehr auch darauf an, die Seeräuber, die in den Gewässern des Archipels so viele Schiffe weggingen und vernichteten, unschädlich zu machen.

Hadjine Elizundo befand sich eben in Smyrna, als sie hörte, was mit der ›Syphanta‹ nach den ersten Monaten ihrer Kreuzfahrt vorgegangen war. Sie wußte zwar, daß diese Korvette im Auftrag korfiotischer Reeder, und auch zu welchem Zweck sie ausgerüstet worden war. Ebenso blieb ihr nicht unbekannt, daß der Anfang ihrer Fahrt recht gute Erfolge aufzuweisen hatte; zu jener Zeit traf aber die betrübende Nachricht ein, daß die ›Syphanta‹ ihren Kapitän, mehrere Offiziere und einen Teil der Mannschaft eingebüßt hatte im Kampf gegen eine Piratenflottille, die, der allgemeinen Annahme nach, von Sacratif selbst geführt und befehligt wurde.

Hadjine Elizundo setzte sich sofort in Korfu mit dem Agenten in Verbindung, der die Interessen der Reeder der ›Syphanta‹ vertrat. Sie ließ den letztgenannten einen so hohen Preis für das Schiff anbieten, daß diese nicht zauderten, es ihr zu verkaufen. Die Korvette wurde also unter dem Namen eines Bankiers von Ragusa erworben, sie gehörte jedoch niemand anderem als der Erbin Elizundos, die damit nur die Bobolinas, die Modenas, die Zacharias und verschiedene andere opferfreudige Patriotinnen nachahmte, deren schon zu Anfang des Unabhängigkeitskriegs auf eigene Kosten ausgestattete Schiffe den Geschwadern der ottomanischen Marine so viel Schaden zufügten.

Bei diesem Ankauf hatte Hadjine von vornherein den

Gedanken gehabt, den Oberbefehl über die ›Syphanta‹ Kapitän Henry d'Albaret anzubieten. Ein ihr gern dienender junger Mann, ein Neffe Xaris' und Seemann von griechischer Abkunft wie sein Onkel, war dem jungen Offizier von jeher heimlich gefolgt, sowohl in Korfu, als dieser sich so vergeblich bemühte, das junge Mädchen wieder aufzufinden, wie in Scio, als er sich dahin begab, um unter Oberst Fabvier zu kämpfen.

Auf ihren Wunsch schiffte sich dieser Mann als Matrose mit auf der Korvette ein, als diese nach dem Gefecht bei Lemnos die Lücken in ihrer Mannschaft wieder auffüllte. Er war es auch gewesen, der Henry d'Albaret die beiden, übrigens von Xaris' Hand herrührenden Briefe in die Hände spielte. Den ersten in Scio, wo jener die Nachricht erhielt, daß im Stab der ›Syphanta‹ für ihn ein Platz frei sei, und den zweiten, den er auf den Tisch der Kajüte des Befehlshabers legte, als er davor als Posten stand, und durch den dieser ersucht wurde, sich mit der Korvette in den ersten Tagen des September im Gewässer der Insel Scarpanto einzufinden.

Hier beabsichtigte nämlich Hadjine Elizundo zu gleicher Zeit einzutreffen, nachdem sie ihre Fahrt als rettender Liebesengel beendet. Sie wollte die ›Syphanta‹ benutzen, um den letzten Gefangenentransport, den sie mit dem Rest ihres Vermögens zu kaufen gedachte, nach dem Vaterland zurückzuführen.

Während der folgenden 6 Monate hatte sie freilich noch

viel Ungemach zu erleiden und viele Gefahren zu bestehen.

Selbst bis tief in die Berberei, in jene von Piraten wimmelnden Häfen an der afrikanischen Küste, in denen die schlimmsten Banditen bis zur Eroberung Algiers die Herren spielten, hatte sich das junge Mädchen in Begleitung ihres Xaris hineingewagt, um ihren edlen Trieben genüge zu tun. Dieser selbstgewählten Aufgabe zuliebe setzte sie ihre Freiheit, ja, ihr Leben aufs Spiel und trotzte ohne Zögern allen Gefahren, welchen ihre Jugend und Schönheit sie preisgaben.

Nichts vermochte sie aufzuhalten, sie reiste ab.

So erschien sie zuerst wie ein Engel der Gnade in Tripolis, in Algier, in Tunis und auf allen Märkten der Barbarenküste. Überall, wo griechische Gefangene verkauft worden waren, erstand sie sie zum großen Vorteil ihrer zeitweiligen Besitzer zurück. Überall, wo die Händler solche Herden menschlicher Wesen zur Versteigerung brachten, war sie bei der Hand und achtete niemals des Geldes. Bei solchen Gelegenheiten lernte sie auch, hier in Ländern, wo die niedrigsten Leidenschaften durch keine Rücksicht im Zügel gehalten wurden, das ganze Elend schamloser Sklaverei aus eigener Anschauung kennen.

Algier stand zu jener Zeit noch unter der Gewalt einer aus Muselmännern und Renegaten bestehenden Miliz, die sich aus dem Ausschuß der drei Kontinente, welche die Gestade des Mittelmeers bilden, rekrutierte und die von nichts anderem lebte, als vom Ankauf der durch Piraten herbei-

geschafften Gefangenen, sowie durch deren Verkauf an die Christen.

Im 17. Jahrhundert zählten die nördlichen Länder Afrikas schon nah an 40.000 Sklaven beiderlei Geschlechts, die aus Frankreich, Italien, England und Deutschland, aus Flandern, Holland, Griechenland, Ungarn, Rußland, Polen und Spanien und aus allen Meeren Europas abgefangen worden waren.

In Algier, in den Bagnos des Paschas Ali-Mami, der Kulughis und Siddi Hassans, in Tunis, in denen Yussif-Deys, Galere-Patrones und Cicalais, wie in denen von Tripolis, suchte Hadjine Elizundo vor allem die Ärmsten auf, die der hellenische Krieg zu Sklaven gemacht hatte. So, als werde sie durch einen Talisman geschützt, wanderte sie ruhig inmitten aller Gefahren und erleichterte das namenlose Elend, wo sie nur konnte. Den tausendfältigen Gefahren, welche die Natur der Dinge rings um sie mit sich brachte, entging sie wie durch ein Wunder. 6 Monate hindurch besuchte sie an Bord leichter Küstenschiffe die entlegensten Punkte der Grenzländer des Mittelmeers, von der Regentschaft von Tripolis an bis zu den äußersten Grenzen Marokkos – bis nach Tetuan, früher eine vollständig organisierte Republik von Piraten – bis Tanger, dessen Bai den Seeräubern als Überwinterungsort diente – bis Sale, an der Westküste Afrikas, wo die unglücklichen Gefangenen in 12 bis 15 Fuß tief in die Erde gegrabenen Löchern und Höhlen ein wahrhaft erbärmliches Dasein fristen mußten.

Nachdem sie dann ihr Liebeswerk vollendet und von

den von ihrem Vater hinterlassenen Millionen nichts mehr besaß, gedachte Hadjine Elizundo mit Xaris nach Europa zurückzukehren. Sie schiffte sich deshalb auf einem griechischen Fahrzeug ein, auf dem auch die letzten von ihr zurückgekauften Gefangenen untergebracht worden waren, und ging nach Scarpanto unter Segel. Hier hoffte sie Henry d'Albaret wiederzufinden, und von hier aus hatte sie an Bord der ›Syphanta‹ nach Griechenland heimkehren wollen. 3 Tage nach der Abfahrt von Tunis wurde aber das Schiff, das sie trug, von einem türkischen Kreuzer aufgebracht und sie selbst nach Arkassa geschafft, wo sie mit allen, die sie eben befreit hatte, als Sklavin verkauft werden sollte.

Der Gesamterfolg des von Hadjine Elizundo vollbrachten Liebeswerks hatte darin bestanden, mehrere tausend Gefangene mit dem Geld zurückzukaufen, das ihr Vater durch ihren Verkauf gewonnen hatte. Das junge, jetzt selbst vermögenslose Mädchen hatte, soweit es ihr möglich war, also das Unrecht wieder gutzumachen gesucht, das ihr Vater vorher begangen hatte.

All das erfuhr nun auch Henry d'Albaret. Ja, Hadjine war jetzt zwar arm, aber seiner würdig, und um sie den Händen Nicolas Starkos' zu entreißen, hatte er sich ebenso arm gemacht wie sie selbst.

Inzwischen bekam die ›Syphanta‹ am nächsten Tag schon das Land von Kreta in Sicht. Sie schlug nun einen Kurs ein, um nach dem Nordwesten des Archipels zu gelangen. Die Absicht von Kommandant Henry d'Albaret ging

dahin, längs der Ostküste Griechenlands bis zur Höhe von Euböa hinaufzusegeln. Hier konnten die Gefangenen entweder in Negropont oder in Ägina an einem sicheren Ort ausgeschifft werden, denn damit waren sie vor den jetzt bis tief in den Peloponnes zurückgedrängten Türken geschützt. Zu jener Zeit befand sich nämlich kein einziger Soldat Ibrahims mehr auf der hellenischen Halbinsel.

Die an Bord der ›Syphanta‹ so gut wie möglich versorgten armen Leute fingen schon an, sich von den furchtbaren Leiden, die sie zu überstehen gehabt hatten, langsam zu erholen. Im Laufe des Tages sah man sie gruppenweise auf dem Verdeck, wo sie die erquickende Seeluft einsogen – Kinder, Mütter und Gatten, die vorher bedroht waren, für immer getrennt zu werden, und die nun wieder vereinigt waren, um sich nicht mehr zu verlassen.

Sie wußten ja auch, was Hadjine Elizundo getan hatte, und wenn sie auf den Arm Henry d'Albaretts gestützt vorüberkam, begegneten ihr alle mit besonderer Hochachtung, der sie oft in rührendster Art und Weise Ausdruck gaben.

Mit den ersten Morgenstunden des 4. September verlor die ›Syphanta‹ die Gipfel von Kreta aus der Sicht; da der Wind aber sehr schwach geworden war, kam sie im Laufe des Tages nur sehr wenig vorwärts, obwohl man alle Segel beigesetzt hatte. Eine Verzögerung von 24 und selbst 48 Stunden konnte aber von keiner besonderen Bedeutung sein.

Das Meer war ruhig, der Himmel wunderschön. Nichts deutete auf eine nah bevorstehende Wetteränderung hin.



Man mußte die Sache eben »gehenlassen, wie's Gott gefällt«, wie die Seeleute gern sagen, und abwarten, bis die Verhältnisse sich änderten.

Diese friedliche und ruhige Seefahrt gab hinreichend Gelegenheit, an Bord ungestört zu plaudern, da mit Segelmanövern nichts zu tun war. Nur die wachhabenden Offiziere und die Ausluger am Vorderteil hatten ihre Aufmerksamkeit auf etwa sichtbar werdendes Land oder auf sich zeigende Schiffe zu richten.

Hadjine Elizundo und Henry d'Albaret pflegten dann auf einer für sie reservierten Bank des Oberdecks beieinander zu sitzen. Hier plauderten sie in der Hauptsache nicht von der Vergangenheit, sondern von der schönen Zukunft, die sie nun mit Sicherheit vor sich zu sehen glaubten. Sie entwarfen verschiedene bald auszuführende Projekte, ohne daß sie dabei vergaßen, diese auch dem wackeren Xaris vorzulegen, der ja gewissermaßen zur Familie gehörte.

So wurde unter anderem verabredet, daß die Vermählung sofort nach der Ankunft auf griechischem Boden gefeiert werden sollte. Die endgültige Ordnung der Verhältnisse Hadjine Elizundos konnte weder Schwierigkeiten noch Verzögerungen herbeiführen. Die Mission, die sie seit fast 1 Jahr erfüllte, hatte das bedeutend vereinfacht. Nach der Hochzeit sollte Henry d'Albaret Kapitän Todros das Kommando der Korvette abtreten, und er selbst wollte seine junge Frau einmal mit nach Frankreich führen, von dort aber bald nach deren Heimat zurückkehren.

Gerade am heutigen Abend unterhielten sie sich über diese Dinge.

Der leichte Wind reichte kaum hin, die hohen Segel der ›Syphanta‹ zu schwellen. Ein herrlicher Sonnenuntergang beleuchtete den Horizont, und einzelne goldene Strahlen schossen weit über die Nebelbank im Westen am Himmel hinauf. An der entgegengesetzten Seite glänzten die ersten Sterne des Morgenlands. Das Meer zitterte unter einer Unzahl phosphoreszierender Fünkchen, und die Nacht versprach herrlich zu werden.

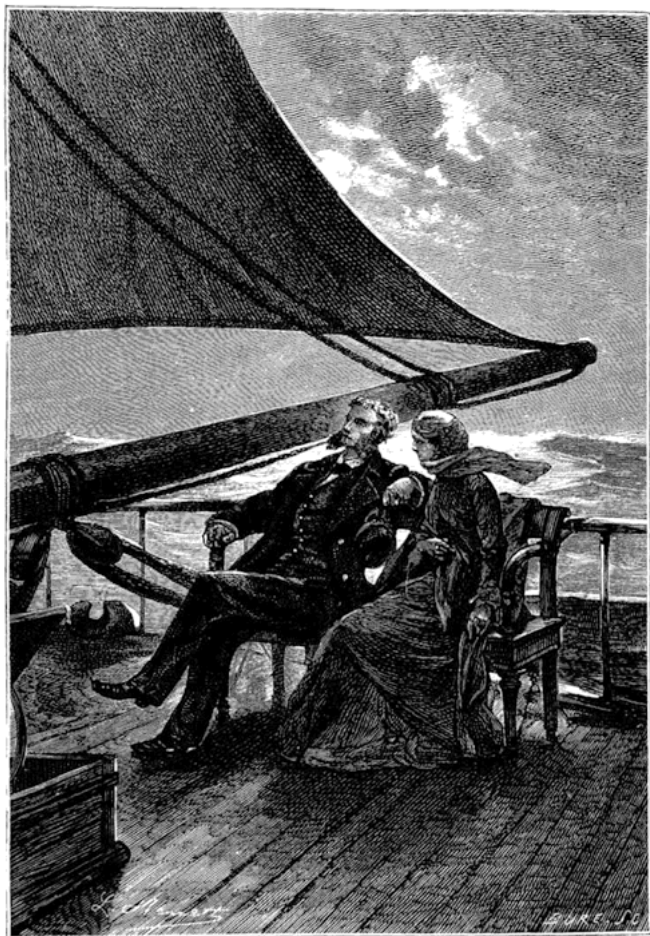
Henry d'Albaret und Hadjine Elizundo gaben sich vollständig dem Genuß des prächtigen Abends hin. Sie schauten nach dem Kielwasser hinab, das sich kaum durch einige weißliche Streifen, die die Korvette hinter sich zurückließ, abzeichnete. Nichts störte das tiefe Schweigen, als höchstens einmal ein leises Rauschen in den Segeln, wenn diese mehr erschlafften oder sich ein wenig anspannten. Die beiden jungen Leute sahen nichts mehr als sich selbst. Endlich wurden sie aus ihren schönen Träumen zur Wirklichkeit zurückgeführt, als Henry d'Albaret seinen Namen wiederholt rufen hörte.

Xaris stand vor ihm.

»Herr Kommandant!« sagte Xaris schon zum drittenmal.

»Was wünscht Ihr, guter Freund?« antwortete Henry d'Albaret, dem es vorkam, als zaudere Xaris etwas, mit der Sprache herauszurücken.

»Was willst du, lieber Xaris?« fragte Hadjine Elizundo.



»Ich hätte etwas mit Ihnen zu sprechen, Herr Kommandant.«

»Nun, und das wäre?«

»So hören Sie. Die Passagiere der Korvette – die braven Leute, die sie in ihr Vaterland zurückführen – haben eine Idee gehabt und mich beauftragt, sie Ihnen mitzuteilen.«

»Nun denn, ich bin ganz Ohr, Xaris.«

»Oh, Herr Kommandant, jene wissen ja, daß Sie sich mit Hadjine Elizundo vermählen werden ...«

»Ja freilich«, erwiderte Henry d'Albaret lachend, »das ist ja für niemand ein Geheimnis!«

»Nun ja, die guten Leute würden sich aber sehr glücklich schätzen, Zeugen Ihrer Hochzeit sein zu können.«

»Das werden sie auch, Xaris, das sollen sie, und niemals wird eine Braut eine ehrenvollere Begleitung gehabt haben, als wenn man alle diejenigen dazu versammeln könnte, die sie der Sklaverei entrissen hat.«

»Henry!« sagte das junge Mädchen, die ihn abhalten wollte, in dieser Weise fortzufahren.

»Der Herr Kommandant hat vollkommen recht«, erklärte Xaris. »Auf jeden Fall müssen die Passagiere der Korvette dabei sein, und ...«

»Bei unserem Eintreffen auf griechischem Boden werde ich sie alle zu den Feierlichkeiten einladen.«

»Schön, Herr Kommandant«, fuhr Xaris fort. »Aber nachdem den guten Leuten einmal jene Idee gekommen war, folgte dieser auch noch eine zweite.«

»Eine ebensogute?«

»Eine noch bessere. Sie lassen Sie bitten, die Trauung noch hier an Bord der ›Syphanta‹ stattfinden zu lassen. Gleicht die Korvette, die sie nach Griechenland zurückbringt, nicht gewissermaßen ihrem Vaterland?«

»Ich habe nichts dagegen, Xaris«, antwortete Henry d'Albaret. »Du stimmst doch auch mit ein, Hadjine!«

Statt jeder Antwort drückte Hadjine ihm zärtlich die Hand.

»Oh, das ist herrlich!« rief Xaris.

»Ihr könnt den Passagieren der ›Syphanta‹ die Meldung bringen, daß ihrem Wunsch entsprochen werden soll.«

»Also abgemacht, Herr Kommandant, aber ...«, fuhr Xaris zögernd fort, »das ist noch immer nicht alles!«

»So rede doch, Xaris«, sagte das junge Mädchen.

»Nun, die guten Leute haben, nachdem sie eine gute Idee hatten, dann noch eine bessere ausgesprochen, auch noch eine dritte gehabt, die sie für die allerbeste halten.«

»Wirklich, noch eine dritte?« erwiderte Henry d'Albaret, »und wie lautet diese dritte Idee?«

»Sie bitten darum, daß die Trauung nicht nur an Bord der Korvette, sondern auch hier auf offenem Meer und schon morgen stattfinden möchte. Unter ihnen befindet sich ein alter Geistlicher ...«

Da wurde Xaris plötzlich durch die Stimme eines Mastwächters unterbrochen, der von der Großrah des Fockmasts herabrief:

»Schiffe vor dem Wind!«

Sofort erhob sich Henry d'Albaret und trat zu Kapitän

Todros, der schon in die bezeichnete Richtung hinausblickte.

Wenigstens 6 Meilen nach Osten zu zeigte sich eine aus etwa einem Dutzend Fahrzeugen von verschiedenem Tonnengehalt bestehende Flottille. Wenn die bei der hier herrschenden Windstille jetzt fast unbewegliche ›Syphanta‹ kaum von der Stelle kam, so wurde jene durch die letzten Windstöße einer leichten Brise, die bis zur Korvette nicht heranreichten, begünstigt, so daß sie diese endlich erreichten mußten.

Henry d'Albaret hatte sich ein Fernrohr bringen lassen und beobachtete aufmerksam die Bewegung jener Schiffe.

»Kapitän Todros«, sagte er, sich an den zweiten Offizier wendend, »jene Flottille ist noch zu entfernt, ebenso um ihre Absichten, wie um ihre Stärke erkennen zu lassen.«

»Leider, Herr Kapitän«, antwortete dieser, »und bei der mondlosen Nacht, die voraussichtlich sehr dunkel wird, läßt sich darüber nichts entscheiden. Wir werden schon den morgenden Tag abwarten müssen.«

»Ja, gewiß«, sagte Henry d'Albaret; »da diese Gegenden jedoch ziemlich unsicher sind, so geben Sie Befehl, möglichst aufmerksam Wache zu halten. Gleichzeitig sollen alle unumgänglichen Maßnahmen getroffen werden für den Fall, daß jene Fahrzeuge sich der ›Syphanta‹ weiter nähern.«

Kapitän Todros folgte dem erhaltenen Befehl und ordnete alles in dieser Weise an. An Bord der Korvette wurden

doppelte Wachen ausgestellt, die bis Tagesanbruch auf dem Ausguck bleiben sollten.

Selbstverständlich wurde gegenüber den Vorkommnissen, die immerhin eintreten konnten, die letzte Entscheidung über die Feier der Vermählung, die Xaris so dringend beschleunigt wünschte, vorläufig verschoben. Hadjine Elizundo hatte sich auf die Bitte Henry d'Albaret's wieder nach ihrer Kabine begeben.

Während der Nacht kam nicht viel Schlaf in die Augen der Seeleute; die fortwährende Gegenwart der in einiger Entfernung signalisierten Flottille erweckte eine leicht erklärliche Unruhe. Soweit es möglich war, wurden alle ihre Bewegungen scharf beobachtet. Gegen 9 Uhr abends lagerte sich jedoch dichter Nebel auf das Meer, und jene verschwand vollständig hinter diesem Vorhang.

Am folgenden Morgen verbargen noch immer wallende Dunstmassen den östlichen Horizont bei Aufgang der Sonne, und da es gleichzeitig vollkommen windstill blieb, zerstreuten sich diese auch nicht vor 10 Uhr. Bisher hatte man übrigens noch nichts Verdächtiges wahrnehmen können. Als sich der Nebel aber vollständig auflöste, zeigte sich die Flottille in einer Entfernung von kaum 4 Meilen. Sie hatte sich der ›Syphanta‹ also seit dem Vorabend um 2 Meilen genähert, und wenn sie noch so weit von dieser war, kam es nur daher, daß der herrschende Nebel sie am Manövrieren gehindert hatte. Da zeigten sich nun ein Dutzend Fahrzeuge, die, miteinander Schritt haltend, unter dem Druck langer Galeerenruder langsam vorwärts drangen.

Die Korvette dagegen, auf welche solche ihrer Größe wegen ohne Wirkung gewesen wären, lag noch immer unbewegt auf derselben Stelle. Sie war also genötigt zu warten, ohne selbst irgendeine Bewegung machen zu können.

Allmählich konnte über die Absichten der herannahenden Flottille kein Zweifel mehr aufkommen.

»Das ist ja ein ganzer Haufen ziemlich verdächtiger Fahrzeuge!« sagte Kapitän Todros.

»Gewiß, und zwar desto verdächtiger«, antwortete Henry d'Albaret, »da ich darunter auch die Brigg wiedererkenne, auf die wir in den Gewässern von Kreta vergeblich Jagd gemacht haben.«

Der Kommandant der ›Syphanta‹ täuschte sich nicht. Die Brigg, die auf fast wunderbare Weise jenseits der Spitze von Scarpanto verschwunden war, fuhr den anderen Schiffen voraus und war offenbar darauf aus, sich von den anderen unter ihrer Leitung stehenden Fahrzeugen nicht zu trennen.

Inzwischen hatte sich ein leichter Ostwind erhoben. Er begünstigte zwar die Fortbewegung jener Flottille, die einzelnen Windstöße aber, die die Oberfläche des Meeres leicht kräuselten, erstarben etwa 1 oder 2 Kabellängen vor der Korvette.

Plötzlich setzte Henry d'Albaret das Fernrohr ab, das er bisher immer vor die Augen gehalten hatte:

»Klar zum Gefecht!« rief er.

Er hatte eben eine lange weiße Dampfwolke aus dem Vorderteil der Brigg hervorquellen sehen, während gleich-



zeitig eine Flagge auf den Topp eines Mastes stieg und der rollende Donner eines Geschützes bis zur Korvette herüberschallte.

Diese Flagge war von schwarzer Farbe und auf ihr zeigte sich nur ein großes, feuerrotes »S«.

Es war die Flagge des Seeräubers Sacratif.

14. KAPITEL

Sacratif

Die aus zwölf Fahrzeugen bestehende Flottille war aus den Schlupfwinkeln bei Scarpanto am Vortag ausgelaufen. Man erkannte an ihren Bewegungen nur zu deutlich, daß sie die Korvette entweder von vorn angreifen oder diese umzingeln wollte, um ihr unter sehr ungleichen und für letztere höchst ungünstigen Bedingungen einen Kampf zu liefern. Bei dem Mangel an Wind war dieser Kampf nicht zu umgehen, und wenn Henry d'Albaret dazu auch Gelegenheit gehabt hätte, würde er ihn nicht vermieden haben. Die Flagge der ›Syphanta‹ konnte, ohne sich zu entehren, nicht vor der Flagge der Piraten des Archipels die Flucht ergreifen.

Unter jenen Fahrzeugen befanden sich vier Briggs mit je 16 bis 18 Kanonen. Die anderen acht Segler waren von geringerem Tonnengehalt, alle aber mit leichten Geschützen ausgerüstet und bestanden aus Saïquen mit zwei Masten, aus Senalen mit gerade emporstehenden Masten, ferner aus Feluken und zum Kampf ausgerüsteten Sacoleven.

Soweit die Offiziere der Korvette es beurteilen konnten, standen ihnen hier mehr als hundert Feuerschlünde gegenüber, denen sie nur mit 22 Kanonen und 6 Karonaden antworten konnten.

Die 250 Matrosen, die ihre Besatzung bildeten, mußten 7- bis 800 Feinde zu bekämpfen haben – auf jeden Fall ein sehr ungleicher Kampf. Immerhin konnte die Überlegenheit der Artillerie der ›Syphanta‹ zwar einige Aussicht auf Erfolg versprechen, freilich nur unter der Bedingung, sich die anderen nicht gar zu nahe kommen zu lassen. Es kam also darauf an, die Flottille in einiger Entfernung zu halten und ihre einzelnen Schiffe durch wohlgezielte Breitseiten nach und nach kampfunfähig zu machen. Mit einem Wort, es galt vor allem, die Feinde nicht an Bord kommen zu lassen und einen Kampf Mann gegen Mann zu vermeiden. In letzterem Fall mußte die Übermacht gewiß siegen, denn dieser Faktor kommt auf dem Meer noch mehr in Betracht als auf dem Land, weil dort ein Rückzug unmöglich ist und alles darauf hinausläuft, sich selbst in die Luft zu sprengen oder sich zu ergeben.

Eine Stunde, nachdem der Nebel sich zerstreut hatte, war die Flottille weit näher herangekommen an die Korvette, die noch immer so unbeweglich blieb, als läge sie mitten auf einer Reede vor Anker.

Henry d'Albaret verfehlte natürlich nicht, jede Bewegung, jedes Manöver der Piraten zu beobachten. An Bord war alles schnell gefechtsbereit, und Offiziere und Matrosen hatten die ihnen zukommende Stellung eingenommen.

Diejenigen unter den Passagieren, die gut bei Kräften waren, hatten darum gebeten, in den Reihen der Mannschaft mitkämpfen zu dürfen, und deshalb Waffen erhalten. In der Batterie und auf dem Verdeck herrschte peinliches Schweigen, kaum unterbrochen von den wenigen Worten, die der Kommandant mit Kapitän Todros austauschte.

»Wir dürfen sie nicht entern lassen«, sagte er zu ihm.
»Zunächst wollen wir warten, bis die ersten Schiffe sich in bequemer Schußweite befinden, und dann geben wir aus unseren Steuerbordgeschützen Feuer.«

»Sollen wir so schießen, um die Schiffe zum Sinken zu bringen, oder um sie zu entmasten?«

»Wir wollen sie zu versenken suchen!« antwortete Henry d'Albaret.

Das war gewiß der sicherste Weg, sich jener Piraten zu erwehren, die vor allem zu fürchten sind, wenn sie das Deck eines Schiffes erklettern können, und gerade jenen Sacratif unschädlich zu machen, der unverschämt genug war, sogar seine schwarze Flagge zu hissen. Wenn er das tat, geschah es unzweifelhaft in der Hoffnung, daß kein Mann von der Korvette überleben werde, um sich rühmen zu können, er habe ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Mittags gegen 1 Uhr befand sich die Flottille nur noch etwa 1 Seemeile vor dem Wind und näherte sich mit Hilfe von Rudern immer mehr. Die mit den Vorderstegen nach Nordwesten liegende ›Syphanta‹ konnte sich nur mit Mühe in dieser Richtung halten. Die Piraten kamen in geordneter

Schlachtlinie auf sie zu – zwei Briggs in der Mitte der Front und je eine an beiden Seiten.

Sie manövrierten in der Weise, um die Korvette von vorn nach hinten zu umgehen und sie damit in einen Kreis einzuschließen, dessen Radius sich dann immer mehr verkleinern sollte. Ihre Absicht ging offenbar dahin, sie erst unter ein verheerendes konvergierendes Feuer zu nehmen und dann ihr Verdeck zu erstürmen. Henry d'Albaret hatte das für ihn so gefährliche Manöver recht gut durchschaut, konnte es aber leider nicht verhindern, da er zu völliger Unbeweglichkeit verdammt war. Vielleicht gelang es ihm jedoch, diese Linie durch Kanonen zu durchbrechen, ehe er noch von allen Seiten umzingelt war. Schon fragten sich die Offiziere verwundert, warum ihr Kommandant mit der sicheren und ruhigen Stimme, die man an ihm kannte, nicht Befehle gab, das Feuer zu eröffnen.

Nein, Henry d'Albaret wollte keinen Schuß verschwenden und nur dann seine Geschütze sprechen lassen, wenn er der Erreichung seines Ziels gewiß war. So verflossen noch 10 Minuten. Alle warteten, die Stückrichter, das Auge am Visier ihrer Kanonen, die Offiziere in der Batterie, bereit, die Befehle des Kommandanten auszuführen, und die Matrosen auf dem Deck, die ungeduldige Blicke über die Schanzkleidung warfen. Jetzt, wo die geringe Entfernung dem Feind die Aussicht gab, mit Erfolg zu schießen, mußte man die ersten Kugeln vielleicht gar von seiner Seite erwarten.

Henry d'Albaret schwieg noch immer. Er beobachtete die

Linie, die sich an beiden Enden schon zu krümmen begann. Die Briggs im Zentrum – die eine von ihnen war diejenige, welche die schwarze Flagge Sacratifs gehißt hatte – befanden sich jetzt kaum 1 Seemeile entfernt.

Doch wenn der Befehlshaber der ›Syphanta‹ sich nicht beeilte, das Feuer zu eröffnen, so schien auch der Anführer der Flottille keine große Eile zu haben, dies zu tun. Vielleicht gedachte er gar die Korvette zu umsegeln, um dann nur einige hundert seiner verwegenen Leute zum Sturm zu führen.

Endlich glaubte Henry d'Albaret aber doch, nicht mehr länger zaudern zu dürfen. Ein schwacher Windhauch, der bis zur Korvette reichte, gestattete ihm, um ein Viertel anzulufen. Nachdem er seine Stellung soweit geändert hatte, um den beiden Briggs die Breitseite zuzuwenden, rief er:

»Achtung auf Deck und in der Batterie!«

An Bord entstand ein leichtes Geräusch, dem jedoch sehr bald wieder vollständige Stille folgte.

»Nach der Schwimmlinie zielen!« befahl Henry d'Albaret.

Der Befehl wurde durch die Offiziere wiederholt, und die Stückrichter visierten sorgfältig nach dem Rumpf der beiden Briggs, während die Karonaden auf dem Verdeck die Masten aufs Korn nahmen.

»Feuer!« kommandierte Henry d'Albaret.

Alle Geschütze an Steuerbord krachten. Vom Verdeck und aus der Batterie der Korvette schleuderten 11 Kanonen und 3 Karonaden ihre verderblichen Geschosse und darun-

ter auch mehrere sogenannte Kettenkugeln, die besonders dazu geeignet sind, auf kurze Entfernung ein Schiff seiner Masten und Rahen zu berauben.

Als der nach rückwärts ziehende Pulverdampf den Horizont wieder überblicken ließ, konnte man die Wirkung des Geschützfeuers auf die beiden Fahrzeuge genau übersehen. Sie war zwar nicht vollständig, aber jedenfalls auch nicht unbedeutend.

Eine der beiden Briggs, die das Zentrum der feindlichen Linien einnahmen, zeigte oberhalb der Schwimmlinie ziemlich umfangreiche Zerstörungen. Einige Strickleitern waren zerrissen, der wenige Fuß über Deck zerschmetterte Fockmast war nach vorn zu gefallen und hatte dabei einzelne, zum Großmast gehörende Teile zerbrochen. Damit kam die Brigg in die Notlage, diese Havarien wenigstens notdürftig auszubessern, konnte aber noch immer auf die Korvette heransegeln. Die der letzteren drohende Gefahr, umzingelt zu werden, schien durch diese Einleitung des Kampfs also nicht abgewendet zu sein.

In der Tat waren die beiden anderen, am äußersten rechten und linken Flügel befindlichen Briggs nun bis zur Höhe der ›Syphanta‹ herangekommen. Von dieser Stellung aus hielten sie nun direkter auf diese zu, begannen dieses Manöver aber nicht, ohne jene der Länge nach zu bestreichen.

Zwei Kugeln hatten dabei eine besonders verderbliche Wirkung. Der Besanmast der Korvette wurde in der Höhe der Mastbacken zerschmettert und stürzte prasselnd, wenigstens teilweise herunter, glücklicherweise, ohne die Ta-

kelage des Großmasts besonders in Unordnung zu bringen. Gleichzeitig wurden einige Reserveteile und ein größeres Boot des Schiffes zerstört. Am beklagenswertesten war es aber, daß auch ein Offizier und zwei Matrosen dabei den sofortigen Tod fanden, während drei oder vier andere Leute schwer verwundet wurden. Letztere schaffte man sofort unter Deck in Schutz.

Henry d'Albaret gab den Befehl, das Oberdeck eiligst freizumachen. Verschiedenes Tauwerk, Segel, Trümmer von Rahen und was sonst dort lag, war binnen weniger Minuten entfernt. Der Platz wurde wieder frei und gangbar. Es war jetzt auch kein Augenblick zu verlieren. Das Artilleriegefecht begann eben mit neuer Heftigkeit. Die zwischen zwei Feuer genommene Korvette sah sich genötigt, gleichzeitig von Back- und Steuerbord zu feuern.

In diesem Moment krachte eine neue Breitseite von der ›Syphanta‹, diesmal aber so gut gezielt, daß zwei Fahrzeuge der Flottille – eine der Senalen und eine Saïque – die dicht unter der Schwimmlinie getroffen und durchbrochen waren, so viel Wasser schluckten, daß sie in kurzer Zeit versanken. Ihre Besatzung fand kaum Zeit, sich in die Boote zu stürzen, um die beiden Briggs im Zentrum zu erreichen, wo sie sofort aufgenommen wurde.

»Hurra! Hurra!«

So schallte der Ruf der Matrosen auf der Korvette nach diesen zwei Schüssen, die ihren Geschützführern alle Ehre machten.

»Zwei wären versenkt!« sagte Kapitän Todros.

»Jawohl«, antwortete Henry d'Albaret, »die Schurken aber, die sich darauf befanden, haben an Bord der beiden Briggs gelangen können, und ich fürchte immer einen Enterungsversuch, bei dem sie den Vorteil der Übermacht haben würden.«

Eine Viertelstunde lang währte so die Kanonade von beiden Seiten fort. Die Piratenschiffe verschwanden ebenso wie die Korvette von Zeit zu Zeit in den weißen Wolken des Pulverdampfs und man mußte immer warten, bis diese sich verzogen hatten, ehe der Schaden zu erkennen war, den die kämpfenden Parteien sich gegenseitig zugefügt hatten. Leider erwies sich dieser Schaden an Bord der ›Syphanta‹ nur gar zu fühlbar. Mehrere Mann von der Besatzung waren getötet, noch mehrere, oft recht ernstlich, verwundet worden. Mitten in die Brust getroffen sank ein französischer Offizier gerade in dem Augenblick zusammen, wo ihm der Kommandant weitere Befehle erteilte.

Die Toten und die Verwundeten wurden unter Deck geschafft. Schon konnten der Schiffsarzt und seine Gehilfen kaum mehr fertig werden mit dem Anlegen von Verbänden und der Ausführung von Operationen, die der Zustand derjenigen nötig machte, die entweder unmittelbar von feindlichen Geschossen getroffen oder von den auf dem Verdeck oder in der Batterie plötzlich herumfliegenden Holzstücken verletzt worden waren. Wenn es auch zum Kleingewehrfeuer zwischen den Schiffen, die sich immer in halber Kanonenschußweite hielten, noch nicht gekommen war, wenn der Schiffsarzt also weder Kugeln oder Kartätschenstücke

auszuziehen hatte, so zeigten sich die Verwundungen doch nicht minder schwer, dagegen oft eher noch zerstörender.

Bei dieser Gelegenheit ließen es sich auch die im unteren Schiffsraum untergebrachten Frauen nicht nehmen, schwerer Samariterpflicht zu genügen. Hadjine Elizundo ging ihnen dabei mit leuchtendem Beispiel voran; aber auch alle übrigen bemühten sich, die Verwundeten nach besten Kräften zu pflegen und sie zu trösten und zu erquicken.

Dabei verließ auch die bejahrte Gefangene von Scarpanto ihr dunkles Versteck. Der Anblick des Bluts konnte sie nicht erschrecken, denn die wechselnden Ereignisse ihres Lebens hatten sie ja schon nach manchem Schlachtfeld geführt. Beim Schein der Lampen des beschränkten Raums neigte sie sich über das Kopfende der Lagerstätten, auf denen die Verwundeten ruhten, ließ die helfende Hand bei den schmerzlichsten Operationen, und wenn eine neue Breitseite die Korvette bis in alle Spanten erschütterte, verriet nicht die leiseste Bewegung ihrer Augen, daß die entsetzlichen Detonationen sie erschreckten.

Indessen kam die Stunde heran, wo die Besatzung der ›Syphanta‹ gezwungen sein sollte, gegen die Seeräuber mit blanker Waffe zu kämpfen. Ihre Linie hatte sich geschlossen; der feuerspeiende Kreis verengte sich allmählich, die Korvette wurde zum Zielpunkt aller dieser konvergierenden Geschütze.

Sie verteidigte sich jedoch mutig und machte der Flagge alle Ehre, die noch immer an ihrer Mastspitze wehte. Ihre Artillerie richtete an Bord der Flottille die ärgsten Verhee-

rungen an. Zwei andere Fahrzeuge, eine Saïque und eine Feluke, wurden noch zerstört. Das eine versank, das von glühenden Kugeln durchlöchernte andere Fahrzeug verschwand bald in einem lodernden Flammenmeer.

Trotzdem war eine Erstürmung nicht zu umgehen. Die ›Syphanta‹ hätte, um eine solche zu vermeiden, die feindliche Linie, die sie rings umgab, durchbrechen müssen. Aus Mangel an Wind konnte sie das aber nicht, während die Seeräuberschiffe, von den großen Galeerenrudern getrieben, immer näher herankamen und den Kreis um sie enger schlossen.

Die Brigg mit der schwarzen Flagge befand sich nur noch in Pistolenschußweite, als sie noch eine volle Breitseite abgab. Eine Vollkugel schlug auf die Eisenverstärkung des Hinterstevens und machte das Steuerruder unbrauchbar.

Henry d'Albaret bereitete sich nun vor, die etwa anstürmenden Piraten zu empfangen und ließ die Seile der Schlagnetze und die Landungstaue emporziehen. Jetzt begann das Flintenfeuer von beiden Seiten zu knattern. Steinböller und Stutzbüchsen, Flinten und Pistolen schleuderten einen Hagel von Kugeln auf das Verdeck der ›Syphanta‹. Viele von der Mannschaft sanken noch, meist tödlich getroffen, zu Boden. Zwanzigmal war Henry d'Albaret nah daran, getötet zu werden, aber immer unbeweglich und ohne Erregung erteilte er von seinem Posten aus alle Befehle mit derselben Kaltblütigkeit, als hätte er bei einer Schiffsparade nur eine Ehrensalue zu kommandieren.

Durch einzelne Lücken in den Rauchwolken konnten

sich jetzt die feindlichen Mannschaften Aug' in Auge sehen. Man vernahm die wütenden Fluchworte der Banditen. An Bord der Brigg mit der schwarzen Flagge suchte Henry d'Albaret vergeblich Sacratif herauszufinden, dessen Name allein genügte, den ganzen Archipel in Schrecken zu setzen.

Da legten sich jene Brigg und eine jener, welche die Kreislinie geschlossen hatten, ein wenig rückwärts unterstützt von den anderen Fahrzeugen, an Backbord und Steuerbord längs der Seiten der Korvette an, deren Barkhölzer unter dem Druck knirschten.

Gleichzeitig klammerten sich die Enterhaken an die Schanzkleidung und verbanden die drei Fahrzeuge miteinander. Ihre Kanonen mußten nun schweigen, doch da die Stückpforten der ›Syphanta‹ ebensoviele den Piraten offenstehende Breschen bildeten, blieb die Bedienung der Geschütze auf ihrem Posten, um jene mit Äxten, Pistolen und Lanzen zu verteidigen. So lautete der Befehl des Kommandanten, ein Befehl, der noch nach der Batterie hinunter erteilt wurde, als die beiden Briggs sich an den Seiten anlegten.

Plötzlich erschallte von allen Seiten ein wildes Geschrei von solcher Heftigkeit, daß es einen Augenblick das Krachen der Gewehre übertönte.

»Zum Sturm! Zum Sturm!«

Der Kampf Mann gegen Mann wurde nun furchtbar. Weder das Feuer der Stutzbüchsen, Steinböller und Gewehre, noch die hitzigsten Axtschläge oder die Spitzen der Lanzen



vermochten die wütenden, vor Erregung blinden und blutgierigen Gesellen abzuhalten, die Korvette zu erklimmen. Von den Mastkörben der Briggs aus überschütteten sie das Verdeck der ›Syphanta‹ mit einem Hagel von Wurfgranaten, die es völlig unhaltbar machte, obgleich die Mastwächter der letzteren in derselben Weise tapfer antworteten. Henry d'Albaret sah sich von allen Seiten angegriffen. Die Schanzkleidung seines Schiffes wurde, obwohl sie die der Briggs nicht wenig überragte, im Sturm genommen. Die Seeräuber kletterten wohl auch von Rah zu Rah über, durchlöcherten die Schlagnetze und ließen sich von diesen aus auf das Verdeck nieder. Was hatte es zu bedeuten, daß einige von ihnen getötet wurden, ehe sie es erreichten! Ihre Zahl war zu groß, als daß dadurch das drohende Verderben hätte abgewendet werden können.

Die jetzt auf weniger als 200 kampffähige Männer zusammengeschnitzene Besatzung der Korvette hatte sich gegen mehr als 600 Feinde zu verteidigen.

In der Tat dienten die beiden Briggs noch fortwährend als Übergang neuer Streiter, die die Boote der Flottille heranbrachten. Es war eine Menge, gegen die ein erfolgreicher Widerstand zur Unmöglichkeit wurde. Bald floß das Blut geradezu in Strömen über das Verdeck der ›Syphanta‹. Die schon fast in Todeszuckungen liegenden Verwundeten erhoben sich noch einmal mit den letzten Kräften, um einen Pistolenschuß abzugeben oder einem Feind den Dolch in den Leib zu stoßen. Mitten unter dichten Rauchwolken herrschte die entsetzlichste Verwirrung; aber die Flagge

Korpus sank gewiß nicht herab, solange noch ein Mann zu ihrer Verteidigung übrigblieb.

Unter dem schrecklichsten Handgemenge kämpfte Xaris wie ein Löwe. Er hatte das erhöhte Hinterdeck nicht verlassen. Zwanzigmal hatte seine Axt, deren Schaft seine kräftige Faust umspannte, durch einen wuchtigen Hieb auf den Kopf eines Seeräubers Henry d'Albaret das Leben gerettet.

Dieser aber blieb inmitten des Tumults und obgleich gegen die Überzahl der Andringenden nichts auszurichten war, doch immer Herr seiner selbst. Woran dachte er wohl? ... Sich zu ergeben? ... Nein, ein französischer Offizier ergibt sich Seeräubern nicht! Doch was sollte er zuletzt tun? Sollte er das Beispiel des heldenmütigen Bisson nachahmen, der sich unter ganz ähnlichen Verhältnissen 10 Monate vorher in die Luft sprengte, um nicht den Türken in die Hände zu fallen? Durfte er hoffen, mit der Korvette auch die an ihre Seiten geketteten beiden Briggs zu vernichten? Damit weihte er dem gewissen Tod aber auch die Verwundeten von der ›Syphanta‹, die Nicolas Starkos vorher entrissenen Gefangenen, all die Frauen, die Kinder! ... Damit opferte er selbst Hadjine! ... Und wie hätten die, welche die Explosion verschonte, wenn Sacratif ihnen überhaupt das Leben schenkte, dann der drohenden Sklaverei entgegen können?

»In acht nehmen, Herr Kommandant!« rief eben Xaris, der sich schützend vor ihn drängte.

Eine Sekunde später und Henry d'Albaret wäre zu Tode getroffen gewesen; Xaris packte aber mit beiden Fäusten

den Piraten, der eben zum Schlag nach jenem ausholte und stürzte ihn ins Meer. Noch dreimal versuchten andere, bis zu Henry d'Albaret vorzudringen, aber dreimal streckte Xaris sie zu seinen Füßen nieder.

Inzwischen war das Verdeck der Korvette von Feinden förmlich überschwemmt worden. Kaum hörte man dann und wann noch das Krachen eines Schusses. Überall schlug man sich mit blanker Waffe, und das Geschrei der Kämpfenden übertönte das Knallen des Pulvers.

Die Piraten, jetzt schon Herren des ganzen Vorderteils, hatten allmählich den Raum bis zum Fuß des Großmasts erobert. Nach und nach drängten sie die Besatzung bis nach dem erhöhten Hinterdeck zurück. Sie waren mindesten 10 gegen 1. Wie wäre da ein siegreicher Widerstand möglich gewesen? Wenn Kommandant d'Albaret jetzt seine Korvette hätte in die Luft sprengen wollen, hätte er ein solches Vorhaben kaum noch ausführen können. Die Angreifer hielten schon die Luken und die Eingänge in ihrer Gewalt, durch die man nach dem Inneren des Schiffes gelangte. Sie hatten sich in der Batterie, wie im Zwischendeck verbreitet, wo nun der Kampf mit derselben Wut weitertobte, und es war gar nicht daran zu denken, an die Pulverkammern zu gelangen.

Überall besaßen auch die Seeräuber durch ihre Zahl das Übergewicht. Nur eine aus ihren getöteten oder verwundenen Kameraden bestehende Schranke trennte sie noch vom Hinterdeck der ›Syphanta‹. Gedrängt durch die Folgenden, erkletterten die ersten Reihen diese Schranke aus mensch-

lichen Leibern und bereiteten sich, mit den Füßen im Blut wattend, zum Sturm auf das Hinterdeck.

Hier hielten sich etwa 50 Mann von der Besatzung, nebst fünf bis sechs Offizieren und Kapitän Todros, dicht aneinander geschlossen. Sie umringten ihren Kommandanten, alle fest entschlossen, ihn bis zum Tod zu verteidigen.

Auf diesem beschränkten Raum wurde der Kampf nun verzweifelt. Die Flagge, die mit dem Besanmast vom Topp heruntergestürzt war, wurde an der Fahnenstange des Achters wieder aufgezo-gen.

Hier war der letzte Punkt, den zu verteidigen die Ehre noch den letzten Mann verpflichtete.

Was vermochte der kleine Haufen trotz aller Todesverachtung aber auszurichten gegen die 5- bis 600 Seeräuber, die das Vorderdeck, die Brücke und die Marsen innehatten, von denen ein wirklicher Granatenhagel herniederprasselte? Die Besatzungen der Flottile strömten noch immer den ersten Angreifern zu Hilfe. Die Zahl der Raubgesellen blieb dadurch immer dieselbe, während jede Minute die Reihen der Verteidiger des Hinterdecks lichtete.

Dieses Hinterdeck glich jedoch einer Festung, von der wiederholte Sturmangriffe schon siegreich abgewendet worden waren, so daß niemand hätte sagen können, wieviel Blut schon ihretwegen vergossen worden war. Endlich wurde das Oberdeck doch eingenommen. Die Leute von der ›Syphanta‹ mußten vor der sich heraufwälzenden Lawine bis zum Backbord zurückweichen. Dort umringten sie die Fahnenstange und bildeten mit ihren Körpern einen



Wall um sie. Die Pistole in der einen, den Dolch in der andern Hand, stand Henry d'Albaret mitten unter ihnen und gab die letzten Schüsse ab oder badete die blitzende Klinge im Blut eines Feindes.

Nein, der Kommandant der Korvette ergab sich nicht! Er wurde nur durch die Übermacht erdrückt. Da wollte er wenigstens den Tod suchen ... vergeblich! Es schien fast, als ob diejenigen, die auf ihn eindringen, den geheimen Befehl hätten, sich seiner lebend zu bemächtigen – ein Befehl, dessen Ausführung zwanzig der tollkühnsten unter der Axt des wütenden Xaris das Leben kostete.

Endlich wurde Henry d'Albaret mit den wenigen Offizieren, die noch nicht gefallen waren, gefangengenommen. Xaris und die Matrosen sahen sich zur tatlosen Ohnmacht verurteilt. Die Flagge der ›Syphanta‹ wehte nicht mehr am Fahnenstock.

Gleichzeitig ertönten von allen Seiten wilde Schreie, Verwünschungen und laute Hurras. Es waren die Sieger, die dieses Geheul ausstießen, um ihren Führer herzurufen.

»Sacratif! ... Sacratif!« erscholl es aus der wütenden Menge.

Da erschien dieser Führer über der Schanzkleidung der Korvette. Die rohen Gesellen wichen auseinander, um ihm Platz zu machen. Er ging langsamen Schritts auf das Hinterdeck zu und trat dabei, ohne sich besonders darum zu kümmern, auf die Leichen seiner eigenen Leute. Nachdem er dann die von Blut schlüpfrige Treppe zum Oberdeck erstiegen hatte, schritt er auf Henry d'Albaret zu.

Der Kommandant der ›Syphanta‹ erblickte endlich denjenigen, den der Schwarm der Seeräuber mit dem Namen Sacratif begrüßt hatte.

Es war Nicolas Starkos.

15. KAPITEL

Die Lösung des Dramas

Der Kampf zwischen der Flottille und der Korvette hatte über 2 1/2 Stunden gedauert. Auf Seiten der Angreifer durfte man den Verlust wohl auf 150 Mann an Toten und Verwundeten veranschlagen, aber auch die ›Syphanta‹ hatte dabei kaum weniger von ihren Leuten eingebüßt. Diese Zahlen beweisen, mit welcher Hartnäckigkeit auf beiden Seiten gekämpft worden war. Die Übermacht trug zuletzt aber doch den Sieg über den Mut davon, obwohl er von rechts wegen dem letzteren gebührt hätte. Henry d'Albaret, seine Offiziere, Mannschaften und Passagiere befanden sich jetzt in der Hand des grausamen, unerbittlichen Sacratif.

Sacratif und Starkos war wirklich ein und dieselbe Person. Bisher hatte niemand gewußt, daß sich unter diesem Namen ein Grieche verbarg, ein Kind der Landschaft Magne, ein Verräter, der sich für die Sache der Unterdrückten hatte gewinnen lassen. Ja, Nicolas Starkos war es, der die Flottille befehligte, deren entsetzliche Schandtaten diese Meere so lange Zeit in Schrecken versetzt hatten. Er war es, der mit dem verruchten Gewerbe des Seeräubers einen

noch verabscheuungswürdigeren Handel verband; er verschachtelte diejenigen seiner Landsleute, die der Mordgier der Türken glücklich entgangen waren, zuletzt an die Barbaren, an Ungläubige! Und dieser Krieksname, oder richtiger dieser Seeräubername, war der des Sohns der Andronika Starkos!

Sacratif – so müssen wir ihn von jetzt ab wohl nennen – Sacratif hatte schon seit mehreren Jahren den Mittelpunkt seiner verbrecherischen Operationen nach der Insel Scarpanto verlegt gehabt. Hier in der Tiefe der unbekannten, kaum zugänglichen Buchten der Ostküste hätte man die Hauptstationen seiner Flottille finden können; hier bildeten Gefährten des Schurken, Leute ohne Glauben und Gesetz, die ihm blind gehorchten und denen er an grausamen und kühnen Bubenstücken alles nur denkbare hätte zumuten können, die Besatzung von etwa zwanzig Fahrzeugen, deren Oberbefehl ihm unbestritten zustand.

Nachdem er an Bord der ›Karysta‹ von Korfu abgesegelt war, hatte Sacratif unmittelbar den Weg nach Scarpanto eingeschlagen. Seine Absicht ging dabei dahin, die Raubzüge im Archipel wieder aufzunehmen, während er gleichzeitig die Hoffnung hegte, der Korvette zu begegnen, die er hatte in See gehen sehen und deren Bestimmung er ja kannte. Während er sein Augenmerk indes auf die ›Syphanta‹ richtete, gab er doch nie den Gedanken auf, Hadjine Elizundo und ihre Millionen wiederzufinden, ebensowenig wie den, an Henry d'Albaret Rache zu nehmen.

Die Flottille der Seeräuber machte sich also an die Auf-

spürung der Korvette; obwohl Sacratif jedoch öfters davon reden und erzählen hörte, wie scharf sie den Seeräubern des nördlichen Archipels auf den Fersen blieb und sie schonungslos abstrafte, so gelang es ihm doch nicht, die Spur des Schiffes zu entdecken. Er war es, obwohl das vielfach behauptet wurde, auch nicht gewesen, der bei dem Gefecht in der Nähe von Lemnos, in dem Kapitän Stradena damals den Heldentod fand, befehligt hatte; dagegen war er es wirklich, der auf der Sacoleve aus dem Hafen von Thasos floh, indem er sich das Seegefecht, das die Korvette nah vor dem Hafen beschäftigte, zunutze machte. Nur wußte er jener Zeit noch nicht, daß die Korvette in den Befehl Henry d'Albaret's übergegangen war, und hörte das auch erst, als er jenen auf dem Markt von Scarpanto wiedersah.

Nachdem Sacratif Thasos verlassen hatte, war er in Syra vor Anker gegangen und erst 48 Stunden vor der Ankunft der Korvette von dort abgesegelt.

Die Annahme erwies sich auch als ganz zutreffend, daß die Sacoleve nach Kreta unter Segel gegangen sein werde. Hier, im Hafen von Grabusa, wartete die Brigg, die Sacratif nach Scarpanto zurückführen sollte, um dort eine neue Expedition vorzubereiten. Die Korvette wurde seiner gewahr, kurz nachdem er aus Grabusa ausgelaufen war, und machte gleich auf ihn Jagd, konnte ihn aber nicht erreichen, da seine Brigg entschieden schneller segelte.

Auch Sacratif hatte die ›Syphanta‹ recht gut wiedererkannt. Zuerst kam ihm dabei der Gedanke, auf sie zuzuhalten, eine Enterung zu versuchen und durch Zerstörung

des Schiffes seinen Haß zu kühlen. Nach einiger Überlegung sagte er sich jedoch, daß es ratsamer sei, sich längs der Küste von Kreta verfolgen zu lassen, die Korvette dadurch bis in die Gegend von Scarpanto zu locken und dann in einem jener Schlupfwinkel zu verschwinden, die nur er allein kannte.

Das geschah denn auch, und der Piratenanführer beschäftigte sich dann ohne Säumen damit, seine Flottille in kampfbereiten Zustand zu setzen, um die ›Syphanta‹ angreifen zu können, wenn die Umstände die endliche Lösung des Dramas nahelegen sollten.

Wir wissen, was vorgegangen war, wissen, warum Sacratif nach dem Markt von Arkassa kam, und wie er sich, als er Hadjine Elizundo unter den Gefangenen des Batistans gefunden, Henry d'Albaret als Befehlshaber der Korvette Auge in Auge gegenüber gesehen hatte.

In dem Glauben, daß Hadjine Elizundo noch immer die reiche Erbin des korfiotischen Bankiers sei, setzte Sacratif alles daran, sie für sich zu erstehen; das Dazwischentreten Henry d'Albaretts allein ließ seine Absicht scheitern.

Mehr denn je entschlossen, sich Hadjine Elizundos zu bemächtigen, sich an seinem Rivalen zu rächen und die Korvette womöglich zu vernichten, zog Sacratif Skopelo mit sich fort und kehrte nach der Westküste der Insel zurück. Daß Henry d'Albaret sofort alles vorbereitet hatte, Scarpanto so schnell wie möglich zu verlassen, um die Gefangenen wieder ihrer Heimat zuzuführen, daran war gar nicht zu zweifeln. Die Flottille wurde also fast vollständig

zusammengezogen und stach schon am nächstfolgenden Tag in See. Durch Zusammenwirkung besonders günstiger Umstände war die Korvette in seine Gewalt gekommen. –

Als Sacratif den Fuß auf das Deck der ›Syphanta‹ setzte, mochte es gegen 3 Uhr nachmittags sein. Der Wind begann wieder aufzufrischen, was den anderen Fahrzeugen gestattete, immer eine solche Stellung einzunehmen, daß sie die ›Syphanta‹ mit all ihren Geschützen bestreichen konnten. Die beiden an den Flanken jener postierten Briggs warteten, bis der Chef auf einer von ihnen an Bord gehen würde. Vorläufig dachte dieser hieran aber noch gar nicht, sondern blieb mit etwa 100 Mann von den Piraten auf der Korvette.

Noch hatte Sacratif kein Wort an Kommandant Henry d'Albaret gerichtet. Er begnügte sich zunächst, einige Worte mit Skopelo zu wechseln, der darauf die Gefangenen, Offiziere und Mannschaften nach den Luken führen ließ. Hier vereinigte man sie mit denjenigen ihrer Kameraden, die in der Batterie oder im Zwischendeck überrascht worden waren; hierauf wurden alle gezwungen, sich nach dem Schiffsraum hinunter zu begeben, und dann schlossen sich die Deckel der Luken über ihnen. Welches Schicksal war ihnen beschieden? Ohne Zweifel ein schrecklicher Tod, den sie gleichzeitig mit der Zerstörung der ›Syphanta‹ finden sollten.

Auf dem Hinterdeck befanden sich jetzt nur noch Henry d'Albaret und Kapitän Todros, aber beide entwaffnet, gefesselt und scharf überwacht.

Umgeben von einem Dutzend seiner verwilderten Spießgesellen machte Sacratif einen Schritt auf sie zu.

»Ich wußte bisher nicht«, begann er, »daß die ›Syphanta‹ von Henry d'Albaret befehligt wurde. Wäre mir das bekannt gewesen, so hätt' ich sicher nicht gezaudert, ihr in den Gewässern von Kreta einen Kampf anzubieten, und deren Kommandant hätte dann nicht mehr auf dem Markt von Scarpanto erscheinen können, um anderen Leuten Konkurrenz zu machen.«

»Hätte Nicolas Starkos sich uns in den Gewässern von Kreta gestellt«, antwortete Kommandant Henry d'Albaret, »so wäre er schon längst an der Fockrah der ›Syphanta‹ gehenkt worden.«

»Wirklich?« erwiderte Sacratif. »Hm, eine summarische, schnelle Justiz ...«

»Ja, die einzige, die einem Piratenführer zukommt.«

»Nehmt Euch in acht, Henry d'Albaret«, rief Sacratif, »hütet Eure Zunge! Noch schwankt die Fockrah am Mast der Korvette und ich brauche nur ein Zeichen zu geben ...«

»So tut es doch!«

»Man henkt keinen Offizier«, rief da Kapitän Todros dazwischen, »ihm kommt höchstens der Tod durch Pulver und Blei zu. Jene entehrende Todesart ...«

»Könnte man sich von einem elenden Schurken einer andern versehen?« fiel ihm Henry d'Albaret ins Wort.

Auf diese letzte beleidigende Äußerung hin gab Sacra-

tif ein Zeichen, dessen Bedeutung seine rohen Helfershelfer nur zu gut verstanden.

Es war der Befehl zur Hinrichtung.

Fünf oder sechs Mann stürzten sich auf Henry d'Albaret, während andere Kapitän Todros zurückhielten, der seine Fesseln zu sprengen versuchte.

Der Kommandant der ›Syphanta‹ wurde unter lautem, wildem Fluchen und entsetzlichen Verwünschungen nach dem Vorderteil geschleppt. Schon war ein Hißtau am Ende der Rah befestigt worden, und es hätte jetzt nur noch weniger Sekunden bedurft, einen französischen Seeoffizier auf diese ehrlose Weise vom Leben zum Tod befördert zu sehen, als plötzlich Hadjine Elizundo auf dem Verdeck erschien.

Das junge Mädchen war auf Befehl Sacratifs heraufgeführt worden. Sie wußte, daß der Anführer der Seeräuber der nichtswürdige Sacratif war, aber auch in dieser schrecklichen Minute bewahrte sie all ihren Stolz und die bewundernswerteste Ruhe.

Zuerst suchten ihre Augen nach Henry d'Albaret, da sie nicht wußte, ob er inmitten seiner zum großen Teil gefallenen Mannschaft überhaupt am Leben geblieben war. Da bemerkte sie ihn ... er lebte ... lebte, aber schon schwebte ein furchtbarer Tod über ihm ...

Schnell eilte Hadjine Elizundo auf ihn zu und rief:

»Henry, Henry!«

Die Piraten suchten sie wegzureißen, als Sacratif, der jetzt ebenfalls nach dem Vorderteil der Korvette kam, ei-

nige Schritte vor Hadjine und Henry d'Albaret stehenblieb. Mit grausamem Spott sah er die beiden Liebenden an.

»Jetzt befindet sich Hadjine Elizundo in den Händen von Nicolas Starkos!« sagte er, die Arme kreuzend. »Ich habe also die Erbin des steinreichen Bankiers aus Korfu in meiner Gewalt.«

»Die Erbin des Bankiers aus Korfu wohl, nicht aber die Erbschaft!« antwortete Hadjine kalt.

Diesen Unterschied mochte Sacratif nicht gleich begreifen; er fuhr also fort:

»Ich gebe mich der angenehmen Hoffnung hin, daß die Verlobte Nicolas Starkos' ihm ihre Hand nicht verweigern wird, wenn sie ihn auch nur unter dem Namen Sacratif wiederfindet.«

»Ich?« rief Hadjine entsetzt.

»Ja, du, mein Täubchen!« antwortet Sacratif, wenn möglich noch spöttischer als vorher. »Daß du dem opferwilligen Kommandanten der ›Syphanta‹ dafür, daß er dich freigekauft hat, deine Dankbarkeit zu erkennen geben willst, finde ich ganz in Ordnung, doch was er getan hat, war ich bemüht, ebenfalls zu tun. Um deinetwillen, nicht wegen der anderen Gefangenen, um die ich mich den Teufel schere, nur um deinetwillen geschah es, daß ich mein ganzes Vermögen bei der Versteigerung aufs Spiel setzte. Noch ein einziger Augenblick, schöne Hadjine, dann wär' ich dein Herr ... oder vielmehr dein Sklave geworden!«

Bei diesen Worten trat Sacratif einen Schritt vorwärts.

Das junge Mädchen schmiegte sich nur um so inniger an Henry d'Albaret an.

»Elender!« rief sie.

»Jawohl, ich befinde mich auch recht elend, Hadjine«, antwortete Sacratif, »aber ich rechne eben deshalb auf deine Millionen, um mich diesem Elend zu entreißen.«

Da trat Hadjine etwas näher auf Sacratif zu.

»Nicolas Starkos«, begann sie mit ruhiger Stimme, »Hadjine Elizundo besitzt kein Vermögen mehr, das eure Begehrlichkeit reizen könnte. Sie hat dieses Vermögen hingegeben, um das Unrecht wieder gutzumachen, das ihr Vater bei dessen Erwerbung beging. Nicolas Starkos, Hadjine Elizundo ist jetzt ärmer als der letzte jener Unglücklichen, welche die ›Syphanta‹ nach ihrem Vaterland zurückzuführen im Begriff stand.«

Diese unerwartete Aufklärung brachte bei Sacratif eine plötzliche Veränderung hervor; er wechselte sofort die bisherige Haltung, und aus seinen Augen schossen wilde Blitze auflodernder Wut. Er rechnete ja gar zu sehr auf die Millionen, die Hadjine Elizundo gewiß gern geopfert hätte, um das Leben Henry d'Albaret zu retten; und von diesen Millionen – sie hatte es ja eben mit so wahrhaftigem Ton, daß er keinen Zweifel zuließ, selbst ausgesprochen – besaß sie zur Stunde nichts mehr!

Sacratif sah Hadjine und dann wieder Henry d'Albaret an. Skopelo beobachtete ihn, er kannte ihn hinlänglich, um im voraus zu wissen, welche Lösung dieser Knoten des Dramas finden würde. Übrigens hatte er schon diesbezügliche



Befehle zur Zerstörung der Korvette erhalten und wartete nur auf den letzten Wink, sie zur Ausführung zu bringen.

Sacratif wandte sich nach ihm hin.

»Geh, Skopelo!« sagte er.

Gefolgt von einigen seiner Leute, begab sich Skopelo nach der zur Batterie hinabführenden Treppe und wandte sich von hier aus nach den Pulverkammern, die im Heck der ›Syphanta‹ lagen.

Gleichzeitig hatte Sacratif den anderen Seeräubern Befehl gegeben, sich nach den noch immer neben den Langseiten der Korvette gelegenen Briggs zurückzuziehen.

Henry d'Albaret durchschaute alles; jetzt genügte offenbar sein Tod allein Sacratif nicht mehr, seine Rache zu kühlen. Hunderte von Unglücklichen waren verurteilt, mit ihm unterzugehen, um den Haß dieses Ungeheuers besser zu stillen.

Schon hatten die zwei Briggs ihre Enterhaken gelöst und begannen, sich unter Beisetzung einiger Segel und unter Beihilfe vieler Ruder von der Korvette langsam zu entfernen.

Nur die Besatzung einiger Boote, die neben der Korvette schaukelten, wartete noch auf der ›Syphanta‹, bis Sacratif auch ihr befehlen würde, mit ihm einzusteigen.

Eben erschien Skopelo mit seinen Leuten wieder auf dem Verdeck.

»Steig ein!« sagte Skopelo.

»Einsteigen!« wiederholte Sacratif mit grauenerregender Stimme. »Binnen wenigen Minuten wird nichts von diesem

verfluchten Schiff mehr übrig sein. Oh, du wolltest ja keinen entehrenden Tod, Henry d'Albaret! Nun gut, die Explosion wird weder die Gefangenen, noch die Offiziere der ›Syphanta‹ verschonen! Bedank dich bei mir, daß ich dir einen Tod in so guter Gesellschaft gönne.«

»Ja, ja, danke ihm, Henry«, bat Hadjine, »danke ihm! Auf diese Weise werden wir wenigstens zusammen sterben!«

»Du, sterben, Hadjine?« erwiderte Sacratif. »Nimmermehr! Du wirst leben und meine Sklavin sein ... meine Sklavin ... verstehst du?«

»Nichtswürdiges Scheusal!« rief Henry d'Albaret.

Das junge Mädchen preßte sich dicht an seine Brust. Sie ... in der Gewalt jenes Unmenschen!

»Ergreift sie!« befahl Sacratif.

»Und steig ein«, mahnte Skopelo. »Es ist nun hohe Zeit!«

Zwei rohe Burschen hatten sich auf Hadjine gestürzt und rissen sie nach einer Öffnung in der Schanzkleidung mit sich fort.

»Und nun«, rief Sacratif, »mögen alle mit der ›Syphanta‹ zugrunde gehen ... alle ...«

»Ja ... alle ... und auch deine Mutter mit ihnen!«

Es war die bejahrte Gefangene, die eben, aber diesmal mit unverhülltem Gesicht, auf dem Verdeck erschien.

»Meine Mutter! ... Hier an Bord!« rief Sacratif.

»Deine leibliche Mutter, Nicolas Starkos«, antwortete Andronika, »und von deiner Hand wird sie den Tod erleiden!«

»Schafft sie weg! ... Hinunter in ein Boot mit ihr!« heulte Sacratif.

Einige Leute drängten sich um Andronika.

In diesem Augenblick aber stürmten die Überlebenden von der ›Syphanta‹ auf das Verdeck. Es war ihnen gelungen, eine Scheidewand des Schiffsraums einzudrücken und so auf dem Weg über das Vorderteil heraufzudringen.

»Hierher! ... Zu Hilfe!« rief Sacratif.

Die Piraten, die sich auf dem Deck befanden, versuchten unter Anführung Skopelos ihm zu Hilfe zu kommen. Die mit Äxten und Dolchen bewaffneten Mannschaften der Korvette hatten sie jedoch bald bis auf den letzten Mann niedergehauen.

Sacratif sah, daß er verloren war, wenigstens sollten aber doch alle, die er haßte, mit ihm den Tod finden.

»So flieg in die Luft, verwünschte Korvette«, brüllte er, »flieg lustig in die Luft!«

»Unsere ›Syphanta‹ ... in die Luft sprengen! ... nimmermehr!«

Xaris war es, der mit einer glimmenden Lunte in der Hand sich vorgedrängt und diese Worte ausgerufen hatte, nachdem es ihm gelungen war, jene Lunte von einer Pulvertonne wegzureißen. Dann sprang er mit Tigerwut auf Sacratif zu und streckte den Schurken mit einem Axthieb zu Boden.

Andronika stieß einen verzweifelten Schrei aus. Was im Herzen einer Mutter, trotz aller Schandtaten des Sohns, an mütterlicher Liebe schlummerte, war noch einmal in ihr er-



wacht. Sie hatte den Schlag, der seinen Schädel zerschmetterte, abwenden wollen ...

Dann sahen alle, wie sie auf den Körper Nicolas Starkos' zuging und neben ihm niederkniete, als wollte sie ihm mit einem letzten Lebewohl eine letzte Verzeihung zuflüstern ... bald aber sank sie an der Seite des Leichnams zusammen.

Henry d'Albaret eilte zu ihr hin ...

»Tot!« sagte er, »Gott vergib dem Sohn aus Erbarmen für die Mutter!«

Inzwischen hatten einzelne der Piraten, die sich schon in den Booten befanden, eine der Briggs erklimmen können. Sofort verbreitete sich die Nachricht vom Tod Sacratifs.

Es galt, ihn zu rächen, und die Kanonen der Flottille begannen noch einmal gegen die ›Syphanta‹ zu feuern.

Vergeblicher Versuch! Henry d'Albaret hatte das Kommando der Korvette wieder übernommen. Was von seinen Leuten – vielleicht 100 Mann – noch übrig war, stürzte nach den schweren Geschützen in der Batterie und nach den Karonaden auf dem Verdeck, die sehr bald erfolgreich auf die Breitseiten der Seeräuber Antwort gaben.

Eine der Briggs – dieselbe, auf der Sacratif seine schwarze Flagge gehißt hatte – wurde schon von den ersten Vollkugeln in der Schwimmlinie zerschmettert und verschwand unter den schrecklichen Verwünschungen der Piraten, die sich darauf befanden.

»Nur Mut, Jungs, tüchtig drauflos!« rief Henry d'Albaret seinen Leuten zu, »wir retten noch unsere ›Syphanta!«

Noch eine Zeitlang hielt der Kampf von beiden Seiten an; jetzt war aber der unbezähmbare Sacratif nicht mehr da, der sonst seine Leute in blindem Ungestüm mit sich fortriß, und so wagten jene auch nicht, noch einmal die Korvette selbst zu stürmen. Von der ganzen Flottille waren bald nur noch fünf Fahrzeuge übrig. Die Geschütze der ›Syphanta‹ konnten sie auch in einiger Entfernung zum Sinken bringen. Da der Wind jetzt an Stärke zugenommen hatte, machten die Piraten sich ihn zunutze und ergriffen sie Flucht.

»Hoch Griechenland!« rief Henry d'Albaret, während die Flagge der ›Syphanta‹ zum Topp des Großmasts emporstieg.

»Hoch Frankreich!« antwortete die ganze Besatzung, um die beiden Namen nebeneinander zu stellen, die im Unabhängigkeitskrieg ja von jeher so eng vereinigt gewesen waren.

Es war jetzt 5 Uhr abends. Trotz der vorhergegangenen Anstrengungen kam doch keinem Mann an Bord der Gedanke zu rasten, bevor die Fregatte nicht wieder in völlig segelklaren Zustand gebracht war. So wurden denn, wo es nötig war, Reservesegel beigesetzt, die Untermasten durch Wangen verstärkt, anstelle des zersplitterten Besans ein Notmast eingehoben; dann zog man frische Hißtaue ein, legte neue Mastseile und brachte das Steuerruder wieder in Ordnung, so daß die ›Syphanta‹ noch am selben Abend ihre Fahrt nach Nordwesten fortsetzen konnte.

Der auf dem Vorderkastell niedergelegte Leichnam Andronikas wurde mit all der Hochachtung aufgebahrt, die

das Andenken an ihren so oft bewiesenen Patriotismus verdiente. Henry d'Albaret wollte die sterblichen Überreste der mutvollen Frau nur in der heimatlichen Erde bestattet wissen.

An den toten Körper Nicolas Starkos befestigte man dagegen eine Vollkugel, und mit dieser verschwand er dann im Wasser des Archipels, den der Seeräuber Sacratif so lange durch seine Schandtaten beunruhigt hatte.

24 Stunden später, am 7. September gegen 6 Uhr abends, bekam die ›Syphanta‹ die Insel Ägina in Sicht und lief dann, nach einjähriger Kreuzfahrt, welche die Sicherheit in den griechischen Meeren wieder hergestellt hatte, in den Hafen dieser Insel ein.

Bald nach der Ankunft verabschiedete sich Henry d'Albaret von den Offizieren seines Schiffes, wie von der getreuen Mannschaft, und legte das Kommando dieser Korvette, die Hadjine der neuen Regierung zum Geschenk machte, in die Hände von Kapitän Todros nieder. Wenige Tage später wurde unter großem Zulauf der einheimischen Bevölkerung, sowie in Gegenwart der Stabsoffiziere, der Mannschaften und der, von der ›Syphanta‹ der geliebten Heimat wiedergegebenen Passagiere die Vermählung Hadjine Elizundos mit Henry d'Albaret gefeiert. Am nächstfolgenden Tag schon reisten sie in Begleitung des erprobten Xaris, der sie niemals wieder verlassen sollte, nach Frankreich ab, aber mit dem Vorsatz, nach Griechenland zurückzukehren, sobald die Umstände es erlauben würden.

Auf den so lange Zeit unsicheren Meeren wurde es all-

mählich schon friedlicher. Die letzten Seeräuber verschwanden, und die unter dem Befehl von Kapitän Todros noch eine Zeitlang kreuzende ›Syphanta‹ fand niemals wieder eine Spur von jener schwarzen Flagge, die mit Sacratif vom Meer verschlungen war. Jetzt stand nicht mehr der »Archipel in Flammen«, sondern öffnete seine friedlichen Straßen, nachdem auch die letzten Funken erloschen waren, wieder dem Handelsverkehr des fernen Morgenlands.

Dank dem aufopfernden Heldenmut seiner Kinder, nahm nun das Königreich Griechenland bald seine Stelle unter den freien, unabhängigen Staaten Europas ein. Am 22. März 1829 unterzeichnete der Sultan einen Vertrag mit den alliierten Mächten. Am 22. September sicherte der Ausgang der Schlacht bei Patras den Sieg der Griechen. Im Jahr 1832 endlich setzte der Londoner Vertrag Prinz Otto von Bayern die Krone aufs Haupt. Das Königreich Griechenland war damit endgültig begründet.

Zu jener Zeit ungefähr kehrten auch Henry und Hadjine d'Albaret in das schöne Land zurück, wo sie sich, freilich nur unter bescheidenen Vermögensverhältnissen, für immer niederließen; was brauchten sie aber Gut und Geld, um glücklich zu leben, da sie das reinste Glück schon in sich selbst gefunden hatten?

INHALT

1. Ein Schiff in Sicht.	3
2. Auge in Auge	25
3. Griechen gegen Türken	42
4. Das traurige Haus eines Reichen	58
5. Die messenische Küste	86
6. Auf die Piraten des Archipels	106
7. Eine Überraschung.	130
8. Um 20 Millionen	152
9. Der Archipel in Flammen.	171
10. Beim Kreuzen im Archipel	194
11. Signale ohne Antwort.	220
12. Eine Versteigerung in Scarpanto	256
13. An Bord der ›Syphanta‹	280
14. Sacratif.	302
15. Die Lösung des Dramas	320